

IV. DIE URZEIT.

*πολλὰ δ' ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν
Ἑλληνικὸν ὁμοίωσθα τῷ νῦν βαρβαρικῷ
διατῶμενον*

Thukyd. I, 6, 4.



I. Kapitel.

Einleitung.

Die voraufgehende Abhandlung Über das Auftreten der Metalle, besonders bei den indog. Völkern, hat, so hoffen wir, uns die Wege geebnet zu einer richtigen und methodischen Auffassung der indog. Urzeit. Denn wenn wir oben ausführlich erörtert haben, wie das Auftreten der Metalle und die allmählich fortschreitende Kenntnis ihrer Verarbeitung gleichsam eine neue Kulturwelt dem Menschen eröffnet, so müssen wir, nachdem nachgewiesen worden ist, dass die ältesten Indogermanen die Kenntnis der Metalle und der Metallurgie¹⁾ im wesentlichen nicht

1) Über das Wort „Metall“ aus griech. *μέταλλον*, zuerst „Grube, Bergwerk“, dann „Metall“, ist oben p. 10 f. nur kurz gehandelt worden. Ich möchte daher hier noch einmal darauf zurückkommen. Hinsichtlich seiner Erklärung stehen sich seit alters zwei Deutungen gegenüber. Die einen leiten griech. *μέταλλον* „Bergwerk“ (zuerst Herodot) aus dem Semitischen ab, indem sie es entweder mit hebr. *m(e)ṭil* „geschmiedeter Stahl“ (**māṭal* „schmieden“) verbinden oder es zu hebr. *meṣōlā* „Tiefe, Talgrund“ (vgl. Lewy, Die semit. Fremdw. p. 132) stellen. Die andern vereinigen es mit dem schon bei Homer bezeugten *μεταλλάω* „nachforschen, nachfragen“ und suchen nach Anknüpfungen in den idg. Sprachen (vgl. zuletzt Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.² p. 291). So sehr nun aus sachlichen Gründen (vgl. oben p. 36) es nahe läge, die Phönizier als Vermittler des griechischen Wortes anzunehmen, so machen doch, von lautlichen Bedenken abgesehen, die Bedeutungsvermittlungen zwischen dem griechischen und den semitischen Wörtern grosse Schwierigkeiten (vgl. oben p. 11). Es scheint mir daher doch bei nochmaliger Überlegung der einheimische Ursprung des Wortes der wahrscheinlichere zu sein. Aus homerisch *μεταλλάω* „ich forsche nach“ kann man nach der Analogie von *βροντή* „Donner“: *βροντιάω* „donnern“, *γένειον* „Bart“: *γενειάω* „ich bekomme einen Bart“, *λικμός* „Wurfschäufel“: *λικμάω* „ich worfele“ usw. mit Sicherheit ein vorhomerisches **μεταλλή* „Nachforschung“, **μέταλλον* „Ort der Nachforschung“ folgern. Die Frage wäre daher nur die, ob sich

besassen, unsere Vorstellung von der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Urvolks von vornherein auf dasjenige Mass zurückführen, welches einer jene Hebel der Gesittung noch entbehrenden Kultur entspricht.

So vorbereitet, hoffen wir nunmehr imstande zu sein, ein kulturhistorisches Gesamtbild der indogermanischen Urzeit zu entwerfen. Über diesen Begriff und die Frage, wie man ihn fassen und zu ihm vordringen könne, sind seit geraumer Zeit so viele und teilweise so haarspaltende Erörterungen angestellt worden, dass es dem der philologischen Seite dieser Untersuchungen ferner stehenden Leser schwer fallen dürfte, sich in ihnen zurecht zu finden.

Es scheint mir daher nicht unangebracht zu sein, ehe wir zu unserer eigentlichen Aufgabe uns wenden, die ausführlichen Erörterungen des zweiten Abschnitts dieses Werkes noch einmal in wenigen Sätzen zusammenzufassen.

Die idg. Völker, d. h. diejenigen Völker, welche eine idg. Sprache reden, bilden unter sich nicht nur eine linguistische, sondern auch eine ethnographische Einheit, mindestens in dem Sinne, dass in allen eine idg. Sprache redenden Völkern ein gemeinsamer Kern vorhanden sein muss, von dem aus die Übertragung der idg. Sprache auf mit diesem idg. Kerne verschmelzende allophyle Völker möglich war. Die Annahme eines idg. Urvolks ist daher eine absolut notwendige Annahme, ohne die wir uns die Verwandtschaft der idg. Sprachen ebensowenig erklären können, wie etwa die engere Verwandtschaft der slavi-

der Bedeutungsübergang „Nachforschung, Ort der Nachforschung“ zu „Bergwerk“ durch Analogien wahrscheinlich machen lässt. Dies ist nun allerdings der Fall, indem das bis jetzt in diesem Zusammenhang noch nicht beachtete russ. *priiskū* „Grube, Bergwerk“ genau dieselben Erscheinungen des Bedeutungswandels darbietet. Dieses durchaus volkstümliche Wort gehört zu russ. *iskāti* „suchen“ = ahd. *eiscōn*, unserem „heischen“ und bedeutet ursprünglich also das „Nachsuchen“. *De facto* bezeichnet *priiskū*: 1. den Ort, wo etwas gesucht und gefunden wird (vgl. *μέταλλον* „das Bergwerk“), 2. das, was gesucht und gefunden wird (vgl. *μέταλλον* „das Metall“). *Rūdnye priiski* sind „Kupfer“, *zolutje priiski* „Goldgruben“ (vgl. Dahls Wörterbuch der lebenden grossrussischen Sprache). Die Frage, wie der Stamm *μεταλλο-* weiter zu erklären sei, die bis jetzt nicht entschieden ist, kann bei dieser Sachlage ausser acht bleiben.

schen Sprachen ohne die Annahme eines slavischen Urvolks, dessen Verzweigung in Serben, Czechen, Russen usw. vorliegt. Dieses idg. Urvolk war aber ein Urvolk, keine Urrasse, d. h. alle Eigenschaften, die mit dem Begriffe „Volk“ verbunden sind, müssen wir auch bei dem idg. Urvolk voraussetzen, woraus vor allem folgt, dass schon das idg. Urvolk, wie alle historischen Völker, gewisse Verschiedenheiten in Beziehung auf Körperbildung, Sprache und Kulturverhältnisse gezeigt haben wird.

Dieses idg. Urvolk hat sich von geographisch verhältnismässig beschränkten Wohnsitzen aus, die wir als seine Urheimat bezeichnen, und die zu bestimmen eine der Hauptaufgaben des folgenden Abschnitts sein wird, in vorhistorischer Zeit hauptsächlich durch Wanderungen zersplittert und diejenigen Stellungen eingenommen, die wir die Stammsitze der Einzelvölker nennen. Diesen Prozess haben später die Einzelvölker in grossen zeitlichen Zwischenräumen voneinander fortgesetzt, wie denn z. B. die Ausdehnung der Slaven im kleinen genau dasselbe Bild darbietet, wie die Ausdehnung des idg. Urvolks im grossen.

Grössere sprachliche Veränderungen sind mit diesen ältesten Verzweigungen idg. Stämme trotz ihrer schon für damals vorauszusetzenden Vermischung mit allophylen Völkern, ausser vielleicht auf dem Gebiet des Wortschatzes, nicht anzunehmen. Im Gegenteil lässt sich wahrscheinlich machen, dass die idg. Sprachen noch bei immenser geographischer Ausdehnung lange Zeit eine grosse Homogenität bewahrten. Erst mit dem zeitlich ganz verschiedenen Eintreten der einzelnen Zweige in die geschichtlichen Bewegungen tritt eine stärkere Umgestaltung der idg. Sprachen auch auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre, und damit die Vorbedingung durchgreifender Dialektbildung hervor¹⁾.

1) Wenn Streitberg Lit. Zentralblatt 1906 No. 24, Sp. 823 bemerkt, dass „zwei Dinge hier fälschlich miteinander kombiniert würden: die Behauptung, dass eine Kultursteigerung auch eine Beschleunigung der Lautprozesse herbeiführe, und die davon ganz unabhängige Frage nach dem Ursprung der Dialektgrenzen“, so hat er den Sinn meiner Ausführungen (I³, 143 ff.) nicht verstanden; denn nicht um Dialektgrenzen, sondern um Dialektbildung handelt es sich in ihnen, die nach meiner und anderer Meinung in erhöhtem Masse dadurch her-

Dieses idg. Urvolk muss trotz gewisser landschaftlicher Verschiedenheiten, die wir noch erkennen können (vgl. besonders unten Kap. IV und VI), eine im grossen und ganzen einheitliche Kultur gehabt haben. Schon wenn wir uns ganz im rohen vergewärtigen, wie viele gemeinschaftliche Züge etwa das vedische Zeitalter mit dem homerischen oder germanischen zur Zeit des Tacitus aufweist, während bereits die Epoche der indischen Rechtsbücher derjenigen der Perserkriege oder der Kreuzzüge ungleich ferner steht, wird uns klar, dass wir noch weiter rückwärts schreitend zu einer wirklichen Kultureinheit bei Indern, Griechen und Germanen gelangen müssen.

Zu dieser Kultureinheit führen uns erstens die sogenannten „indogermanischen“¹⁾ Gleichungen zurück. Es ist richtig, dass dieselben teilweise auf zeitlichen Verschiedenheiten und geographi-

vorgerufen wird, dass auf einem Sprachgebiet infolge gesteigerten geschichtlichen Lebens eine grössere Zahl von Persönlichkeiten hervortritt, die zugleich den Ausgangspunkt bald in grösserer, bald in geringerer Ausdehnung wirkender sprachlicher Veränderungen bilden. Über die Frage der Entstehung der Dialekt- oder Sprachgrenzen ist vielmehr an einer ganz anderen Stelle meines Buches (I³, 157) kurz gehandelt worden.

1) Über die Bedeutung dieses Wortes vgl. Reallexikon p. XIII = Sprachvgl. u. Urg. I³, 174. Da die hier gegebene Definition von H. Hirt übernommen worden ist (vgl. Die Indogermanen p. 234 f.: „In wieviel Sprachen muss nun ein Wort vorliegen, damit wir es für indogermanisch erklären dürfen? Sind wir in der Lage, den Verdacht der Entlehnung auszuschliessen“, so braucht ein Wort nur in zwei Sprachen vorzuliegen, die in historischer Zeit nicht mehr benachbart gewesen sind, wie z. B. in Italisch und Indisch oder Slavisch oder Germanisch und in Griechisch und in Armenisch, in Keltisch und Indisch usw. Natürlich ist bei solchen Gleichungen die Möglichkeit vorhanden, dass sie nur in einem Teil des indogermanischen Sprachgebietes vorhanden waren, und einem anderen Teil das Wort und der Begriff fehlte, aber diese Möglichkeit ist von keiner grossen Bedeutung“), so bin ich erstaunt, dass sie W. Streitberg a. a. O. Sp. 823 nicht gelten lassen will. Was er aber dagegen vorbringt, ist nur eine Umschreibung dessen, was ich selbst ausgeführt habe, dass nämlich bei der gegenwärtigen Lage unserer Wissenschaft leider der Ausdruck „indogermanisch“ verschiedenartige Erscheinungen umfasst. Die Ausführungen Streitbergs hätten daher nur dann einen Sinn, wenn er eine exaktere Definition des Wortes geben könnte, was nicht der Fall zu sein scheint.

sehen Besonderheiten beruhen können. Eine Gleichung wie serb. *gô'* = griech. *βοῦς* „die Kuh“ kann sich früher festgesetzt haben als eine Gleichung wie serb. *rátha* = lat. *rota* „der Wagen“. Eine Gleichung, die sich auf Italer und Germanen beschränkt (z. B. lat. *lex* = ags. *lagu* „Gesetz“), kann erst entstanden sein, als diese beiden Völker den Zusammenhang mit den übrigen Indogermanen verloren hatten, oder eine Wortreihe, die nur Inder und Griechen aufweisen (vgl. z. B. serb. *ágas* = griech. *ἄγος*), kann von jeher auf den von Indern und Griechen gebildeten Teil des Urvolks, auch als dasselbe noch zusammenhängend, beschränkt gewesen sein usw. Nur im ganzen genommen beweisen die sogenannten partiellen, d. h. die auf bestimmte Völker beschränkten Gleichungen und sonstigen Übereinstimmungen, dass die relative Lagerung der idg. Völker, wie sie in geschichtlichen Zeiten vorliegt, der vorhistorischen entspricht. Besonders gilt dies von den sogenannten Satem- und Centum Sprachen, von denen die ersteren immer den Osten, die letzteren den Westen des urzeitlichen Sprachgebiets eingenommen haben müssen¹).

Im einzelnen aber kann man von den partiellen Gleichungen — und das sind weitaus die meisten — nur in den seltensten Fällen aussagen, ob sie durch Zufall oder nicht durch Zufall auf die betreffenden Sprachen beschränkt sind.

So störend dies ist, so führen doch auf jeden Fall jene idg. Gleichungen in sehr frühe Zeiten vorhistorischer Völker-

1) Vgl. hierüber Sprachvgl. u. Urgesch. I³, 135 und ausführlich I³, 71 ff. und I³, 172. Wenn daher W. Streitberg a. a. O. Sp. 822 hierzu bemerkt: „Besonders fühlbar macht sich dieser Übelstand (nämlich dass angeblich „jüngere Untersuchungen nicht immer die ihnen gebührende Beachtung finden“) im dritten Kapitel, das von den Völkertrennungen handelt: v. Bradkes Unterscheidung der *centum*- und *satem*-Stämme, eine Einteilung nach sprachlichen Gesichtspunkten, der die geographische Gruppierung der Völker entspricht, spielt überhaupt keine Rolle, kaum dass sie p. 135 flüchtig erwähnt wird“, so sieht man, dass Herr Streitberg seines Amtes als Kritiker nicht immer mit der nötigen Gewissenhaftigkeit waltet. Ferner kann von einer Unterscheidung der *centum*- und *satem*-Stämme durch v. Bradke, der dieser längst bekannten Einteilung nur diesen nicht unpraktischen Namen gegeben hat, nur reden, wer etwa Amerika von Amerigo (Vespucci) entdeckt sein lässt, und drittens habe ich nicht in dem dritten, sondern in dem zweiten Kapitel über die Völkertrennungen gehandelt.

zusammenhänge zurück, in Zeiten z. B., da noch ein ethnischer Zusammenhang zwischen Italikern und Germanen oder Griechen und Indern bestand, so dass wir unter allen Umständen durch die Fingerzeige über das Vorhandensein bestimmter Kulturbegriffe in sehr frühen Epochen der idg. Völkergeschichte erhalten. Auch ersetzen mehrere partielle Gleichungen, die wir in den idg. Sprachen für einen bestimmten Kulturbegriff finden, das Vorhandensein einer gesamt-idg. Gleichung in dem Sinne, dass wir aus den ersteren wie aus der letzteren das Vorhandensein eines Kulturbegriffs auf dem ganzen vorhistorischen Völkergebiet erschliessen¹⁾ können. In formeller Beziehung endlich werden wir namentlich dann von idg. Gleichungen für kulturhistorische Zwecke Gebrauch machen dürfen, wenn dieselben sowohl in der Wurzel wie in den Suffixsilben gesetzmässige, auf ein idg. Prototyp zurückgehende Erscheinungen (wie z. B. scrt. *tákshan* = griech. *τέκτων*)²⁾ zeigen.

Zweitens werden wir zu der Kultur des idg. Urvolks durch die Vergleichung der Altertümer, Sitten und Gebräuche, Rechtsanschauungen und Religionsformen der idg. Einzelvölker zurückgeführt. Bei dieser Vergleichung ist es meines Erachtens eine Quelle unausbleiblicher Fehler und Trugschlüsse, wenn man, wie es z. B. in den Leistschen Büchern (I³, 49) geschehen ist, die höher zivilisierten unter den idg. Völkern, Griechen und

1) Ein gutes Beispiel hierfür geben die partiellen Gleichungen für die Ziege ab: z. B. scrt. *ajā* = lit. *ožỹs*; armen. *aic* = griech. *αἴξ*; lat. *haedus* = göt. *gaitis* u. a., aus denen Lidén Armen. Studien p. 13 jetzt sogar eine besonders grosse Bedeutung der Ziegenzucht in der idg. Urzeit folgert: Vgl. mein Reallexikon s. v. Ziege.

2) Ich folgere aus dieser Gleichung, dass schon in der Urzeit ein gewerbsmässiger Handwerksmann (näheres in meinem Reallexikon p. 294) vorhanden war. Streitberg a. a. O. leugnet die Berechtigung dieser Folgerung: „ist denn der Farmer, der ein Blockhaus zimmert, kein *τέκτων*?“ Mit Verlaub, das ist er nicht, sondern er fungiert nur als solcher. Sowohl das griech. *τέκτων* wie auch das scrt. *tákshan* schliessen immer das Gewerbmässige in sich; dieses ist daher auch für das idg. Prototyp dieser Wörter vorauszusetzen, so lange man nicht nachweisen kann, dass das Suffix desselben damals noch eine rein partizipiale Bedeutung gehabt habe. In dieser Beziehung kann ich auch nicht mit Meringer Deutsche Litz. 1906, No. 14, Sp. 860 übereinstimmen.

Italer oder Inder, Griechen und Italer getrennt von den übrigen Indogermanen betrachtet, um das ihnen von Urzeiten her gemeinschaftliche Kulturkapital zu ermitteln. Alle drei Völker treten bei dem Anheben ihrer Überlieferung im Vergleich zu den europäischen Nordindogermanen auf einer verhältnismässig hohen Stufe der materiellen und sittlichen Zivilisation uns entgegen. Aber Italien ist ein halbes Jahrtausend vorher dem Einfluss der griechischen Kolonien, Griechenland ungefähr eine gleiche Zeitdauer den kulturgeschichtlichen Anregungen des phönizischen Handelsverkehr ausgesetzt gewesen. Die Übereinstimmung beider Länder in dem Besitz gewisser Kulturgüter oder kulturgeschichtlich bedeutender Sitten und Anschauungen kann daher sehr wohl durch Entlehnung von aussen, der Griechen von den Phöniziern, der Italer von den Griechen zustande gekommen sein, und ist es in zahllosen Fällen nachweisbar und tatsächlich. Auch die Frage, ob und wie weit schon das alte Indien unter dem Banne westasiatischer Kultur gestanden hat, ist noch keineswegs zur endgültigen Entscheidung gekommen. Aber auch, wenn man von dem so nahe liegenden Gedanken einer starken Entlehnung von aussen absieht, ist es nicht in hohem Grade wahrscheinlich, dass drei so nah verwandte Völker, nachdem sie einmal die Bahn einer höheren Kulturentwicklung betreten hatten, aus den von der Urzeit her ihnen gemeinsamen Keimen der Gesittung heraus neue, und zwar dieselben kulturgeschichtlichen Erwerbungen machten, die nun den Schein eines einheitlichen, historischen Ursprungs erwecken? Ich sollte meinen, dass das, was K. Brugmann oben (I³, 74) über die Zufälligkeit in der Übereinstimmung gewisser Spracherscheinungen bei einzelnen Gruppen indog. Völker ausgeführt hat, auf dem Gebiete der Kulturgeschichte eine verdoppelte Bedeutung habe.

Als der sicherste Weg, in die Urzeit der idg. Völker vorzudringen, empfiehlt sich vielmehr der schön von Thukydides (in dem Motto dieser ganzen Abteilung) eingeschlagene, nämlich der Versuch, „das Barbarische“ in den hellenischen Verhältnissen wiederzufinden, oder, moderner gesprochen, von den zurückgebliebenen Verhältnissen der idg. Nordvölker aus die Kulturentwicklung der Inder, Iranier, Griechen und Römer zu verstehen. Unter diesen europäischen Nordvölkern haben die baltisch-slavischen Stämme, und unter ihnen wieder die Litauer, Russen und

Serben, als Bewahrer höchsten Altertums eine besondere Wichtigkeit. Ihnen, namentlich den Russen, in deren Sprache und volkstümliche Überlieferung ich mich seit einer Reihe von Jahren einzuarbeiten versucht habe, ist daher in den folgenden Untersuchungen besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden.

Dass wir zur Erschliessung indogermanischer Kulturverhältnisse zunächst ausschliesslich die bei indogermanischen Völkern vorhandenen Verhältnisse heranzuziehen haben, ist, sollte ich meinen, selbstverständlich. Warum sollen wir, um irgendwelche indische, griechische oder römische Zustände aufzuhellen, zu Hottentotten oder Buschmännern unsere Zuflucht nehmen, wenn uns das reichste Material aus der Überlieferung der den Indern, Griechen und Römern sprachlich und ethnisch verwandten Litauer, Russen und Serben zuströmt? So hat die Forderung, bei derartigen Vergleichen, wenigstens zunächst, „innerhalb der Familie“ zu bleiben, ihren guten Grund, und erst eine weitere Aufgabe ist es, die so gewonnene Eigenart dieser Völkerfamilie mit der einer andern zu vergleichen. Es ist ein ganz grundloser Vorwurf, den man gegen mich erhoben hat, dass ich die „Volkskunde“ als „eine *quantité négligeable*“ betrachte, es müsste denn sein, dass man Litauer, Serben und Russen nicht als „Völker“ und ihr Studium nicht als zur „Volkskunde“ gehörend ansehe¹⁾.

1) Bei diesen methodischen Ausführungen glaube ich mich durchaus in Übereinstimmung mit H. Oldenberg Indien und die Religionswissenschaft (1906) zu befinden. „Mehr und Sichereres als der Veda“, heisst es hier p. 8, „würden uns über den Glauben der Indoeuropäer wohl — so müssen wir jetzt annehmen — mittel- und nord-europäische, germanische, litauische Materialien lehren, besässen wir nur solche Materialien aus annähernd ebenso hohem Altertum.“ Was den letzten Teil dieses Satzes betrifft, so wäre es ja natürlich für uns noch wichtiger, wenn wir die litauischen und slavischen Materialien aus um 1000 und mehr Jahre früheren Epochen hätten. Dann würde überhaupt die idg. Urzeit fix und fertig vor uns liegen, und wir bräuchten uns nicht der Mühe zu unterziehen, sie zu erschliessen. Im allgemeinen aber hängt die Altertümlichkeit einer Überlieferung weniger von der Zeit als von den Umständen ab, und gerade in dem Abschnitt über die Religion (Kap. XV) werden wir sehen, dass das Christentum im Nord-Osten Europas die ursprünglichen Verhältnisse im ganzen weniger beeinflusst hat, als so viel Jahrhunderte früher das Brahmanentum in Indien — „Zu primitiven Formen des religiösen Wesens

Allein man hat gesagt: die Kulturzustände, die Du auf diesem von Dir geschilderten Wege erschliessest, sind nichts einer bestimmten Völkergruppe, also in diesem Falle den Indogermanen, speziell Eigentümliches; sie finden sich vielmehr in allen primitiven Verhältnissen und müssen nicht als etwas „Individuelles“, sondern als etwas „allgemein Menschliches“ bezeichnet werden.

Von diesem Einwand, der mit besonderer Emphase von solchen Gelehrten geltend gemacht wird, die niemals auf irgend einem Gebiete, weder der indogermanischen, noch der nichtindogermanischen Altertumskunde selbständig gearbeitet haben, und daher geneigt sind, über die hierher gehörigen Fragen lieber zu spekulieren als sie zu untersuchen, wird man zunächst sagen dürfen, dass er entweder richtig oder falsch ist, dass aber auch in dem ersteren Falle nichts gegen die Berechtigung der Bestrebungen der indogermanischen Altertumskunde folgt. Denn würde sich als Resultat langjähriger Forschungen, zu denen bis jetzt nur die ersten Anfänge vorliegen, seine Richtigkeit herausstellen, so würde sich eben nur zeigen, dass die Indogermanen zur Zeit ihrer ethnischen und linguistischen Einheit eine Anzahl von Stämmen bildeten, die sich in kulturhistorischer Beziehung in nichts von irgendwelchen anderen Horden der gleichen Zeitepoche unterschieden, ein Ergebnis, mit dem wir uns, wie mit jedem anderen wissenschaftlichen Ergebnis, abzufinden haben würden.

Tatsächlich ist aber jener Einwand ein unrichtiger und beruht auf falschen Vorstellungen von dem, was mit Rücksicht auf primitive Völkerverhältnisse als „speziell“ oder „individuell“ zu bezeichnen ist. Wohl kehren allgemeine Kulturschemata, wie das der Gastfreundschaft, des Brautkaufs, der Blutrache, der Totenverehrung u. s. w., wie bei den Indogermanen, so auch bei zahlreichen anderen Völkern des Erdballs wieder. Allein der individuelle Charakter eines Volkes wird nicht durch das Vorhandensein derartiger einzelner, bald hier, bald dort wiederkehrender Kulturschemata, sondern erst durch ihre Gesamtheit und ihr Ineinandergreifen bestimmt. Es ist dies ganz

weit jenseits der indoeuropäischen Zustände“ führt dann nach Oldenberg p. 11 „die junge Wissenschaft der Ethnologie“. Auch hierin stimme ich mit ihm durchaus überein.

wie bei dem einzelnen Menschen: seine Nase, Augen, Ohren, Haare, Arme, Beine kommen geradeso bei zahllosen anderen Personen vor, und erst das Zusammentreffen gerade dieser Nase, dieser Augen, Ohren, Haare u. s. w. bei diesem Individuum machen seine physische Individualität aus. Dazu kommt, dass auch im einzelnen die nähere Ausbildung und Durchführung jener allgemeinen Kulturschemata, wie bei anderen Völkereinheiten, so auch bei dem idg. Urvolk, je weiter wir in der Sprach- und Sachvergleichung kommen, namentlich im Hinblick auf die gesellschaftliche, rechts- und religionsgeschichtliche Entwicklung, um so mehr „individuelle“ Züge aufweist und aufweisen wird. Wir hoffen, dass die folgenden Ausführungen, zu denen wir uns nunmehr wenden, zahlreiche Beweise hierfür erbringen werden.

II. Kapitel.

Aus der Tierwelt.

Verzeichnis idg. Säugetiere. Löwe und Tiger. Die Jagd. Idg. Vogelnamen. Die Taube ein Totenvogel. Rechts und links. Die Falkenjagd. Aal. Biene. Schildkröte. Ungeziefer.

Es soll im folgenden zunächst die Fauna ermittelt werden, von der wir uns die Urzeit der Indogermanen umgeben denken müssen. Hierbei soll vor der Hand ein Unterschied zwischen zahmen und wilden Arten nicht gemacht werden; wohl aber wird uns schon jetzt die Frage beschäftigen müssen, welche Schlüsse wir aus der den Indogermanen bekannten Tierwelt auf die geographische Lage ihrer Urheimat ziehen dürfen. Auch einige andere, kulturgeschichtlich nicht unwichtige Beziehungen der Tierwelt zu dem Menschen sollen gelegentlich schon hier erörtert werden.

Und zwar lässt sich zunächst folgende Liste idg. Säugetiere an der Hand der Sprache zusammenstellen:

a) Raubtiere.

1. Hund: sert. *çvâ'*, aw. *spâ*, armen. *šun*, griech. *κύων*, lat. *canis*, got. *hunds*, lit. *szū*, altpr. *sunis*, ir. *cú*.
2. Wolf: sert. *vřka*, aw. *vehrka*, armen. *gail*, griech. *λύκος*, lat. *lupus*, got. *vulfs*, alb. *ul'k*, altsl. *vlŭkŭ*, lit. *wilkas*, altpr. *wilkis*.
3. Bär: sert. *řksha*, aw. *arša*, Pamird. *yurš*, armen. *arj*, griech. *ἄρκτος*, lat. *ursus* (ir. *art*, alb. *ari?*).
4. Otter: sert. *udrâ*, aw. *udra*, griech. *ῥόδρος*, ahd. *ottir*, lit. *udrâ*, altsl. *vydra*.
5. Iltis: sert. *kaçikâ'*, lit. *szëszkas* (Fick B. B. III, 165).

6. Fuchs: sert. *lōpāčā* (auch „Schakal“), npers. *rōbāh*, armen. *atvēs*¹⁾ (vgl. Hübschmann Arm. Gr. p. 415); griech. *φοῦα* = got. *faúhō* (vgl. Vf. B. B. XV, 135). Beide Gleichungen sind nicht sicher.

Auf die europäische Gruppe beschränkt:

7. Igel: griech. *ἐχίνος*, ahd. *igil*, lit. *ežýs*, altsl. *ježi* (armen. *ozni*).

8. Luchs: griech. *λύξ*, ahd. *luhs*, lit. *lúszis*.

9. Wiesel: lit. *szermū*, ahd. *harmo*, rätorom. *karmuin*; griech. *αἰέλουρος* = ahd. *wisil*, *wisul*; griech. *γαλῆ* = cymr. *bele*.

Die beiden letzteren Gleichungen sind nicht sicher.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Schakal: sert. *srgálá*, npers. *shagál* (?).

b) Nager.

1. Maus: sert. *mú'sh*, npers. *múš*, armen. *mukn*, griech. *μῦς*, lat. *mus*, ahd. *mús*, altsl. *myšī*.

2. Hase: sert. *çačá*, Pamird. *süi*, afgh. *soi*, altpr. *sasins*, ahd. *haso*, cymr. *ceinach*. (Stokes B. B. IX, 88),

3. Biber: aw. *bawri*, lat. *fiber*, corn. *befer*, ahd. *bibar*, lit. *bėbrūs*, altsl. *bebrū*.

Auf Europa beschränkt:

4. Eichhörnchen: ir. *feoragh*, cymr. *gwywer*, bret. *gwiber* (**véver*-), altpr. *weware*, lit. *wowerė*, altsl. *vėverica* (lat. *viverra* „Frettchen“).

c) Einhufer.

Pferd: sert. *áčva*, aw. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, alts. *ehu*, lit. *aszvā*.

Vgl. auch armen. *ji*, gen. *jioy* = sert. *háya*.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Esel: sert. *khára*, aw. *čara*.

d) Zweihufer oder Wiederkäuer.

1. Rind: sert. *gó'*, aw. *gáo*, armen. *kow*, griech. *βοῦς*, lat. *bos*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo*.

1) Vielleicht ist griech. *ἀλώπηξ* eine Entlehnung aus Vorderasien. Als Fabelheld erscheint der Fuchs im Griechischen erst bei dem Parier Archilochos (frgm. 89). Diese Auffassung des Tieres ist wahrscheinlich semitischen Ursprungs. Vgl. Vf. K. Z. N. F. X, 464 und über andere Benennungen des Fuchses in Europa Vf. B. B. XV, 135.

2. Schaf: sert. *ávi*, griech. *ὄvis*, lat. *ovis*, ir. *óí*, ahd. *auwi*, lit. *avìs*, altsl. *ovica*.

3. Ziege: sert. *ajá*, lit. *ožys*; armen. *ayts*, griech. *αἴξ*; lat. *haedus*, got. *gaitis*.

Auf den Ziegenbock beziehen sich wohl auch aw. *bûza*, armen. *buc*, ahd. *boc*, ir. *bocc* und npers. *čapiš*, lat. *caper*, altn. *hafr*.

4. Cerviden: sert. *íçya* („Antilopenbock“), lat.-germ. *alces* (ahd. *ēlah*), russ. *losī* („Elen“) und sert. *ēna* (**elna*) „Antilope“, griech. *ἔλαφος*, *ἔλλός*, lit. *ėlnis*, altsl. *jelenī*, cymr. *elain*, armen. *ēln* „Hirsch, Hirschkuh“.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

Kamel: sert. *úshtra*, aw. *uštra*, npers. *uštur*, Pamird. *úshtur*, *shtur*, *khtür*.

c) Vielhufer.

Schwein: sert. *súkará*, aw. *há*, griech. *ῥῆς*, lat. *sus*, ahd. *sú*, altsl. *svinija*.

Ferner europäisch: lat. *aper*, ahd. *ebur*, altsl. *vepri*, arisch: sert. *varáhá*, aw. *varáza*.

In dieser Liste ist meines Erachtens nichts enthalten, was bei der Erörterung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zu verwerthen wäre. Man hat zwar gesagt, dass das Vorhandensein von Tieren wie des Bären, des Wildschweines, des Eichhörnchens in der idg. Fauna das südliche Russland von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen ausschliessen. In Wahrheit aber liegen die Dinge so, dass die genannten Tierarten zwar, wie natürlich, in den völlig waldlosen Steppengebieten des bezeichneten Ländergebietes gewöhnlich fehlen, in den dieselben begrenzenden oder in sie hineingreifenden Waldgebieten aber (vgl. Kap. IV) ebenso wie im übrigen Europa vorhanden sind oder waren. Vgl. näheres bei A. Nehring¹⁾ Über Tundren

1) So äussert Nehring über den Bären: „Endlich kommt auch der braune Bär (*Ursus arctos*) in den nördlicheren von Wäldern begrenzten und stellenweise mit Waldinseln besetzten Teilen unseres Steppengebietes vor“, über das Wildschwein: „Das gemeine Wildschwein kommt in den südrussischen und wolga-uralischen Steppengebieten heutzutage nur noch selten vor; früher war es stellenweise sehr häufig“, über das Eichhörnchen: „Das gemeine Eichhörn-

und Steppen, Berlin 1890 und Die geographische Verbreitung der Säugetiere in dem Tschernosem-Gebiet des rechten Wolga-Ufers sowie in den angrenzenden Gebieten (Z. d. Gesellschaft f. Erdkunde XXVI).

Dass erst recht nichts aus dem Fehlen gemeinsamer Namen für gewisse Tierarten geschlossen werden kann, ist bereits Sprachv. u. Urg. I³, 162 hervorgehoben worden.

Immerhin wird es notwendig sein, unsere Stellung zu der viel erörterten (vgl. Sprachv. u. Urg. I³, 92, 99, 105) Löwenfrage in Kürze darzulegen.

Wenden wir uns zuerst nach Asien, so scheinen die noch vereinigten Arier keine Bekanntschaft mit dem Könige der Tiere gemacht zu haben. Sein Name ist in den Gesängen des Awesta noch unbekannt. Wohl aber mussten die Inder nach erfolgter Loslösung von ihren iranischen Brüdern bei ihrer Einwanderung in das Fünfstromland auf das furchtbare Raubtier stossen, wie denn der Löwe schon in den ältesten Liedern des Rigveda als schrecklichster Feind der Menschen und Herden gilt. Seine Benennung lautet im Indischen *śimhā*, *śimhū*, ein Wort, das entweder den unarischen Ursprachen Indiens entstammt oder aus dem eigenen Wortschatz genommen ward, wo es dann ursprünglich ein leopardenartiges oder ähnliches Tier (vgl. armen. *inc* = *śimhā* „Leopard“) bezeichnet haben müsste.

In Europa dürften sämtliche Löwenamen (lat. *leo*, ahd. *lewo*, *léwo*, *louwo*, slav. *lǐvŭ*, lit. *lévas*) mittelbar oder unmittelbar als Entlehnungen aus dem griech. *λέων*, *λείων* zu betrachten sein, auch wenn bei dieser Annahme einige lautliche Schwierigkeiten nicht ganz beseitigt werden. Den griechischen Löwenamen selbst wird man dagegen als einen auf der Balkanhalbinsel einheimischen, nicht aus den semitischen Sprachen (hebr. *lābī*², assyr. *labbu*, ägypt. *labu*) übernommenen Ausdruck anzusehen haben, eine Auffassung, die sich auch sachlich wohl begründen lässt.

Allerdings war der Löwe, der nach paläontologischen An-

chen (*Sciurus vulgaris*) ist zwar von den waldlosen Steppenflächen ausgeschlossen, kommt aber hie und da in unmittelbarer Nachbarschaft vor. So z. B. nach Kessler im Kiewschen Bezirk, nach Czernay im Charkowschen Gouvernement, nach Pallas in den Steppengehölzen an der Samara“ usw.

zeigen (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II, 5) einst fast in ganz Europa verbreitet war, schon in der neolithischen Periode, z. B. aus der Fauna der Schweizer Pfahlbauten, im allgemeinen verschwunden. Dennoch aber hatte sich nach den ausdrücklichen und billig nicht zu bezweifelnden Nachrichten des Herodot (VII, 125) und Aristoteles (*Hist. anim.* D. 28) in Thrakien und den angrenzenden Gebieten eine Löwenart bis in die historischen Zeiten erhalten, so dass der Annahme nichts im Wege steht, die Hellenen hätten in Europa selbst den Löwen kennen und benennen gelernt. Wie aber griech. *λέων* zu erklären sei, ist noch nicht ermittelt. Eher als *λέων* könnte das daneben liegende *λῆς* aus dem Semitischen stammen (vgl. hebr. *lajiš*).

Weit weniger zurück in die Geschichte der Indogermanen geht jedenfalls der furchtbare Nebenbuhler des Löwen in der Oberherrschaft über die Tiere, der Tiger. In Indien wissen die Gesänge des Rigveda noch nichts von ihm zu erzählen, sein Name (*vyāghra*) begegnet erst im Atharvaveda, d. h. in einem Zeitraum, in welchem sich die indische Einwanderung schon mehr dem Ganges genähert haben musste; denn in den Rohr- und Graswäldern Bengalens ist die eigentliche Heimat des Tigers zu suchen. Auch unter den Raubtieren des Awesta geschieht desselben keine Erwähnung. Die Landschaft Hyrkanien, von deren Tigerreichtum die späteren Schriftsteller des Altertums besonders viel erzählen, heisst damals *Vehrkana* „Wolfsland“.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass, wie H. Hübschmann (*Armen. Stud.* I, 14) vermutet, der Tiger erst in verhältnismässig später Zeit sich von Indien her über Teile West- und Nordasiens verbreitet hat. Dazu stimmt das armen. *vagr* „Tiger“, das Hübschmann durch das Persische hindurch (npers. *babr*, jedoch älter *papara* K. Z. XXVI, 542) aus sert. *vyāghra* entlehnt sein lässt. W. Geiger zählt, worin ich ihm nicht bestimmen kann, den Tiger bereits zur arischen Fauna (vgl. *La civilisation des Arias* II, 35, *extrait du Muséon*).

In Europa ward der erste Tiger um das Jahr 300 v. Chr. in Athen gesehen. Der König Seleukus (Nicator) hatte ihn den Athenern zum Geschenk gemacht, wie die Verse des Philemon in der Neaera besagen:

ὥσπερ Σέλευκος δεῦρ' ἔπειψε τὴν τίγριν
ἣν εἶδομεν ἡμεῖς. (Athen. XIII, 590.)

Über seine griechisch-römische Benennung bemerkt Varro, der erste römische Autor, der des Tigers erwähnt: *tigris qui est ut leo varius; vocabulum ex lingua Armenia; nam ibi et sagitta et quod vehementissimum flumen dicitur, Tigris*, vgl. L. L. V, 20 p. 102, nur dass nicht im Armenischen, sondern im Iranischen *tiryri*, npers. *tír* „der Pfeil“ bedeutet.

Aber auch wenn wir von Löwe und Tiger absehen, enthält die oben angeführte Liste idg. Säugetiere genug Vierfüssler für den Jagdeifer des Urvolks. Ein idg. Ausdruck für den Begriff „Jagd“ liegt in aw. **azrá* (*azró-dadi* „Jagd machend“) = griech. *ἄγχα* (*ἀγχεύω*, *ἀγχεύς*) vor. Daneben hat auf drei auch sonst in ihrem Wortschatz sich vielfach berührenden Sprachgebieten eine idg. Sprachwurzel von allgemeiner Bedeutung übereinstimmend eine Beziehung zur Jagd und zum Wild erhalten. Es ist dies sert. *vi*, *vé'ti* „losgehen auf, bekämpfen“, das im lat. *vê-nari*, ahd. *weida*, altn. *veidr*, agls. *wād* (**voi-to*) und im ir. *fiad* „Wild“ *fiadach* „Jagd“ (**vei-dho*) wiederkehrt.

Im allgemeinen wird man sich aber hüten müssen, der Jagd in dem Leben des primitiven Hirten und angehenden Ackerbauers eine sehr bedeutsame Rolle einzuräumen. Wildpret wird den Göttern nicht geopfert und nur in Zeiten der Not gespeist. Vielleicht hat daher Tacitus den Charakter unserer Vorfahren richtiger beurteilt, wenn er in offenbar beabsichtigtem Gegensatz zu den Worten des Divus Julius de bello Gall. VI, 21 *vita omnis in venationibus* und IV, 1 *multum sunt in venationibus* Germania Kap. 13 ausdrücklich sagt: *non multum venationibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque*. Der primitive Mensch kämpft aus Not gegen die Tiere, zum Sport wird dieser Kampf erst auf höheren Kulturstufen und erheischt dann spezielle Benennungen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das russ. *ochóta* „Jagd“, das im Altrussischen (hier *goniti* „jagen“, eigentlich „hetzen“) noch ausschliesslich „Lust“, „Vergnügen“ bedeutet (vgl. weiteres in meinem Reallexikon s. u. Jagd).

In der Vogelwelt¹⁾, zu der wir nunmehr übergehen, erschwert die Ermittlung eines urzeitlichen Bestandes die schon

1) Vgl. manches hierher gehörende bei O. Keller Griech. und lat. Tiernamen Ausland 1879 p. 441 ff., p. 470 ff. und A. v. Edlinger Erklärung der Tiernamen.

früher (vgl. I³, 182) hervorgehobene Häufigkeit onomatopoetischer Bildungen. So finden wir als charakteristisch:

Für die Eule: die Laute *ū* und *bū*:

sert. *ūlāka*, lat. *ulula*, ahd. *ūwila*, lit. *ywas*, — armen. *bo-ēč*, griech. *βύας*, lat. *būbo*.

Für den Kuckuck: *ku*:

sert. *kōkīlā*, griech. *κόκκυξ*, lat. *cucūlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukūti*, ir. *cúach* (ahd. *gouch*?).

Für den Hahn: *kerk*:

sert. *krka-vāku*, aw. *kahrkāsa*, *kahrkatās*, npers. *kerk*, kurd. *kurk*, afgh. *čürg*, osset. *kark*, Pamird. *kōrk*, griech. *κέρκος* (vgl. auch *κέρκαξ*· *ίέραξ*, *κερκάς*· *κρέξ*, *κερκιθαλίσ*· *ἐρωδιός*, *κερκνός*· *ίέραξ* (Hesych), ir. *cerc*. Daneben erinnert an den Kuckucksruf: sert. *kukkuṭā*, altsl. *kokotū*, russ. *kóčetū*, griech. *κοκκυβόας*, agls. *cocc* (nhd. *kūken*), frz. *coq*.

Für den Raben und die Krähe: *gor*:

griech. *κόραξ*, lat. *corvus* — griech. *κορώνη*, lat. *cornix*, umbr. *cornaco*.

Für den Wiedehopf: *up*:

griech. *ἔπωπ*, lat. *urupa*.

Für den Häher: *ki-ki*:

sert. *kikidiví* (*kiki*), griech. *κίσσα* (aus **κικια*), ahd. *hēhara*.

Für ein rebhuhnartiges Tier: *te-ter*, *tī-tīr*.

sert. *tittirí*, npers. *tederv*, griech. *τέτραξ*, *τέτριξ*, *τετράων*, lat. *tetrao*, altsl. *tetrévŭ*, lit. *teterwa* (mit vielfältigem Bedeutungswandel).

Auch sonst haften an derselben Wurzel nicht selten die Benennungen sehr verschiedener Vögel: vgl. z. B. lat. *cicōnia*, *cōnia* „Storch“ und germ. *hana*, *huon* „Hahn, Huhn“, *ἡκανός*· *ἀλεκτρονών* Hes. Auch sert. *kap-ōta* „Taube“, Pamird. *kibit* und ahd. *habuh* „Habicht“ (mlat. *capus*) scheinen auf dieselbe Wurzel (lat. *capio*) „fassen“, „greifen“ zurückzuführen.

Von derartigen Benennungen abgesehen, stimmen nur wenige Vögelnamen in asiatischen und europäischen Sprachen überein. Ich nenne:

sert. *çyēnā*, aw. *saēnō mereyō* „Adler oder Falke“, griech.

ἰκτίνος „Weihe“ (armen. *çin* „milvus“?).

sert. *vártikā*, Pamird. *wolch*, griech. *ὄρνυξ* „Wachtel“.

scrt. *hamsá*, griech. *χίψ*, lat. *anser* (ir. *géis* „Schwan“), germ. *gans*, altsl. *gqsī* (viell. aus dem Germ. entlehnt), lit. *žąsis*, altpr. *sansy* „ein gansartiger Vogel“.

scrt. *āti*, griech. *νήσα*, lat. *anas*, ahd. *anut*, altsl. *qti*, lit. *ąntis* „ein entenartiger Vogel“.

Häufiger sind Übereinstimmungen innerhalb Europas:

Ahd. *aro*, altsl. *orilū*, lit. *erēlis*, corn. *er* „Adler“ : griech. *ὄρνις* „Vogel“ (vgl. griech. *αἰετός* „Adler“ aus **α-ἑ-j-ετος* n. Benfey : scrt. *vi* „Vogel“, lat. *avis*).

Griech. *γέρανος*, lat. *grus*, cymr. *garan*, ags. *cran*, lit. *gėrwė*, altsl. *žeravī* (armen. *kʻrunk*) „Kranich“.

Griech. *ἄραδιός*, lat. *ardea* „Reiher“.

Griech. *κόψυχος*, altsl. *kosū* „Amsel“.

Griech. *κύλλ-ουρος* (**κυ-λ-ια*), lit. *kiėlė*, lett. *zėlawā* „Bachstelze“ (Vf. B. B. XV, 127).

Lat. *merula*, cymr. *mygalch* „Amsel“, ahd. *meisa* „Meise“.

Lat. *turdēla*, mhd. *drostel*, lit. *strązdas* „Drossel“.

Lat. *picus*, ahd. *specht* „Specht“ (scrt. *pika* „Kuckuck“?).

Lat. *sturnus*, ahd. *stara* „Star“.

Lat. *fulica*, ahd. *belihha* „Wasserhuhn“.

Mit starkem Bedeutungswandel:

Griech. *ψάω* „Star“, lat. *parra*, umbr. *parfa* „avis auguralis“ (oder *pārus* „Meise“, ahd. *sparo* „Sperling“).

So viel über die Benennungen idg. Vögel. Auch hier sparen wir die Beantwortung der Frage, ob einige derselben schon in vorhistorischen Zeiten in die Zucht des Menschen übergegangen waren, für das folgende Kapitel auf, um dagegen schon hier die Bedeutung zu würdigen, welche die Vogelwelt im Glauben oder Aberglauben der Indogermanen besitzt.

Das Tier der Wildnis ist dem Menschen auf frühen Kulturstufen an sich ein Gegenstand scheuer Verehrung. An Fuchs, Hase, Wolf, Wiesel usw., die auf dem Weg des Wandernden oder in seinem Gesichtskreis erscheinen, knüpft derselbe freudige, zumeist trübe Ahnungen, wie wir uns heute überhaupt kaum noch eine genügende Vorstellung machen können von dem Grad religiöser und abergläubischer Beklemmung, mit welcher die verschiedenen Erscheinungen der Natur das Gemüt des Menschen belasten¹⁾ (vgl. P. Schwarz, Menschen und Tiere im Aberglauben

1) Möglich ist daher, worauf neuerdings wiederum A. Meillet

der Griechen und Römer, Progr. Celle 1888 und L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit, Stuttgart 1888).

In besonders hohem Grade gilt das Gesagte von dem Reich der Vögel, deren unberechenbares und geheimnisvolles Kommen und Gehen aus dem und in den Raum, in welchem man den Sitz der Unsterblichen währte, sie vor anderen Tieren geeignet erscheinen liess, dem Menschen über den Willen der Götter oder über das Dunkel der Zukunft Andeutungen zu machen. Auch die Beobachtung, dass es Vögel sind, die zuerst den nahenden Frühling und Winter verkünden, mochte mit dazu beitragen, ihnen die Gabe der Weissagung zuzuschreiben, obgleich es allerdings nicht in erster Linie Wandervögel, sondern zumeist Raubvögel sind, denen dieselbe eignet.

Einige Vögel sind an sich glück-, andere unglückverkündend. Zu letzteren gehört neben der Eule, was weniger bekannt zu sein scheint, auch die Taube. Die Taube ist ein indog. Totenvogel, mag sie nun zu dieser Auffassung infolge ihres schwarzgrauen Gefieders (*πέλεια* : *πέλος*; got. *dūbō* : ir. *dub* „schwarz“) oder infolge ihrer klagenden, schon von den Alten bemerkten Stimme gekommen sein.

Ulfilas übersetzt Turteltaube (*τρυγών*) mit *hrai vadūbo* „Totentaube“. Die Longobarden errichteten, wie J. Grimm (D. Myth.) aus Paulus Diac. mitteilt, auf den Kirchhöfen neben den Gräbern Stangen für auswärts gefallene oder gestorbene Blutsverwandte, auf deren Spitze sich das hölzerne Bild einer Taube befand.

Die gleiche Anschauung begegnet uns im Veda. Hier ist *kapō'ta* „Taube“ der Bote der *Nirrti*, des Genius des Verderbens, und des *Yama*, des Totengottes. Charakteristisch hierfür ist Rigveda X, 165:

1. *Dé'vāḥ kapō'ta ishito' yād ichān dhātō' nirrtiyā idām ājagā'ma*

tāsmā arcāma krṇāvāma nishkr̥tim śam nō astu dvipādē śam cātushpadē.

„O Götter, was die eilige Taube, der *Nirrti* Bote, suchend

(*Quelques hypothèses sur des interdictions du vocabulaire dans les langues Indo-Européennes*, S. A. 1906) aufmerksam gemacht hat, dass die lückenhafte Überlieferung vieler idg. Tiernamen, z. B. beim Fuchs, Hasen, Bären usw. mit einem Tabu zusammenhängt, das auf ihnen ruhte.

hierberkam, dafür wollen wir singen und Entsüßnung machen: Heil sei unserem Zweifüssigen, Heil dem Vierfüßigen.“

2. *çivāḥ kapó'ta ishitó' no astu anāgá' dēvāḥ çakunó' grhé'shu.*

„Huldvoll sei uns die eilige Taube, ohne Unheil, ihr Götter, der Vogel im Hause.“

3. *mā' nō hinsīd ihá dēvāḥ kapó'ta.*

„Nicht möge uns hier, Götter, die Taube verletzen.“

4. *yásya dátāḥ práhita éshá étát tásmāi yamāya námō astu mṛtyavé.*

„Als dessen Bote diese (die Taube) hierher gesandt ist, dem Yama soll Verehrung sein, dem Tode“ usw.

Vgl. auch A. Weber *Omina und Portenta*. *Abh. d. k. G. d. W.* in Berlin 1858 und E. Hultzsch, *Prolegomena zu Vasant-arāja çákuna* nebst Textproben, Leipzig 1879.

Im allgemeinen aber ist das Erscheinen oder das Geschrei desselben Vogels günstig oder ungünstig, je nachdem es von rechts oder links erfolgt. Hierbei zeigt sich die eigentümliche Tatsache, dass den Römern die linkseitigen *Omina* als glückbedeutende, die rechtseitigen als unglückbedeutende gelten, während bei anderen indog. Völkern das umgekehrte Verhältnis herrscht. Es wäre daher nicht ohne Interesse, die ursprüngliche indogermanische Anschauung zu ermitteln.

J. Grimm (*Geschichte d. D. Spr.* „Recht und Link“ p. 980 bis 996) hat sich diese Dinge in folgender Weise zurechtgelegt: Er geht von der unzweifelhaft richtigen Tatsache aus, dass die Indogermanen sich ursprünglich in der Weise im Raume orientierten, dass sie das Antlitz der Sonne zuwandten, so dass der Süden rechts, der Norden links war. Der Beweis hierfür liegt in der Übereinstimmung der arischen Sprachen und des Keltischen. Vgl. scrt. *prāñc* und *pā'ra* (= aw. *pouru*) „vorn“ = Osten, scrt. *ápara* (= aw. *apara*) und *ápāñc* „rückwärts“ und „westlich“ mit ir. *airther* „östlich“ = griech. *παρόιτερος* „der vordere“ und ir. *siar* „westlich“ und „hinten“; ferner scrt. *dákshina* (= aw. *dašina*) „rechts“ = Süden, scrt. *savyá* „link“ = Norden mit ir. *dess* „rechts“ und „südlich“, *túath* „links“ und „nördlich“. Einen Rest dieser Anschauung hat auch das Germanische in seinem ahd. *nord* usw. bewahrt, welches dem umbrischen Adjektivum

nertru „sinistro“, *nertruku* „ad sinistrum“ entspricht (griech. *νέστερος* „unten befindlich“).

Der Norden war also links. Da nun, so argumentiert J. Grimm weiter, das Altertum die Wohnung der Götter nach Norden setzte, so war es natürlich, dass die von links kommenden Zeichen für glückbringend galten. Diese Anschauung haben die Römer bewahrt. „Die Griechen aber und alle anderen mit ihnen hierin übereinstimmenden Völker, in der Wanderung gegen Westen begriffen, mussten sich gewöhnen, den Blick nach Abend statt nach Morgen zu richten, und der heilbringende Norden trat für sie zur rechten Seite, während er früher zur linken gestanden hatte.“

Diese Darstellung enthält mehrere Unwahrscheinlichkeiten. Ich will nur eine hervorheben. Die Inder, die doch keinesfalls von Osten nach Westen wanderten und auch die ursprüngliche Orientierung in den Himmelsgegenden beibehielten (vgl. Dekhan = *dakshina*), hätten, wenn J. Grimms Ansicht die richtige wäre, doch in jedem Fall die alte Anschauung von der glücklichen Verheissung der linkseitigen Omina beibehalten müssen. Aber schon im Rigveda gilt die rechte Seite für glückbringend. Vgl. Rgv. II, 42:

3. *ava.kranda dakshinatō' grhā'nām sumāṅgalō' bhadravādī' cakuntē.*

„Schreie, o Vogel, rechts her vom Hause, indem Du Glück bringst und Segen verkündest“,

und Rgv. II, 43:

1. *pradakshinīd abhi grṇanti kārāvō vāyō vādanta rtuthā' cakuntayah.*

„Von rechts her singen die Preissänger, die Vögel, welche der Ordnung gemäss sprechen.“

Im Gegensatz hierzu vergleiche die Bedeutungen von *vā'ma* „link, schief, verkehrt, ungünstig usw.“ *m.* „die linke Hand“, *n.* „Ungunst, Unheil“.

Mir scheint daher aus der Übereinstimmung des Sanskrit, Griechischen und Germanischen (vgl. J. Grimm a. a. O. p. 984 und Cicero div. II, 94: *ita nobis sinistra videntur, Grajīs et barbaris dextra meliora* vielmehr zu folgen, dass diese Sprachen und Völker die ursprüngliche Anschauung bewahrt haben. Nur hatte „rechts — links“ = „glücklich — unglücklich“ in diesem

Zusammenhang ursprünglich mit den Himmelsgegenden an sich überhaupt nichts zu tun, sondern beruhte lediglich auf einer symbolischen Übertragung der Auffassung, die man von der rechten und linken Hand von jeher hatte.

Das indog. Wort für „rechts“ (sert. *dákshina*, aw. *dašina*, altsl. *desinŭ*, lit. *deszinė*, griech. *δεξιός*, lat. *dexter*, altsl. *destŭ*, alb. *djadte*, ir. *dess*, got. *taihsvô*) bedeutet fast überall zugleich „tauglich, geschickt“. Vgl. auch alts., agls. *suithora*, *sviðre* „rechte Hand“, d. h. „fortior, citior“, mhd. *diu bezzer hant* (J. Grimm a. a. O. p. 987). Umgekehrt gehört griech. *λαίος*, lat. *laevus*, altsl. *lěvŭ* zu griech. *λαγός* „*tepidus, lenis*“, ahd. *sléo*, alts. *slēu* „matt, lau“ (St. **slaiwo : *slivo*), sert. *a-srē-mán* „nicht ermattend“ und in ganz ähnlicher Weise möchte ich auch unser *link* erklären. Ich stelle ahd. *lencha* „linke Hand“, niederrh. *slinc* (St. **slenqo*): griech. *λαγός* „schmächtig“ (St. **slŋg-*) und lat. *lanqueo* „matt sein“ (St. **slŋg-*). Got. *hleiduma*: griech. *κλίως* „Abhang“ ist wohl „die schiefe“ im Gegensatz zu *rechts*, urspr. „gerade“ (vgl. auch lat. *clivium auspicium*).

Von der rechten Seite kamen also die glücklichen Anzeichen, weil rechts so viel wie „tauglich“, „geschickt“ war, von der linken die unglücklichen, weil links für „matt“ und „kraftlos“ galt. Hierin wird man also die älteste idg. Anschauung erblicken dürfen und es der römischen Altertumskunde überlassen müssen, die daneben in Italien auftretende Lehre von der Gunst linksseitiger Omina zu erklären (vgl. Näheres in meinem Reallexikon s. v. Rechts und links und bei F. B. Jevons *Indoeuropean modes of orientation*, *Classical Review* X, 22).

Schliesslich und mehr beiläufig sei noch auf eine Richtung hingewiesen, in der die Vogelwelt, wenn auch nicht in der Zeit vor der Trennung der Indogermanen und nicht bei allen idg. Völkern, von kulturhistorischer Bedeutung geworden ist, auf die Sitte, mit Falke, Habicht, Sperber usw. kleineres Wild zu jagen. Wann und wo ist diese Jagdart zuerst aufgetreten?

V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere⁷ p 368) behauptete, die Falkenjagd sei keine deutsche Übung, sie sei vielmehr den Deutschen von den Kelten zugekommen, und nicht einmal in sehr früher Zeit. Für diese Aufstellung scheint mir aber jeglicher Beweis zu fehlen; denn die Jagd mit Vögeln lässt sich, wenigstens in früheren Epochen, bei keltischen Völkern über-

haupt nicht nachweisen, und was die Wortreihe ir. *sebocc*, cymr. *hebauc* — ahd. *habuh*, altn. *hawkr* „Habicht“ anbetrifft, so sind nicht, wie Hehn glaubte, die Germanen, sondern umgekehrt die Kelten (vgl. Thurneysen *Kelto-romanisches* p. 22) der entlehrende Teil.

Im IV. nachchristlichen Jahrhundert muss die neue Jagdweise bei den Römern aufgekommen sein (vgl. Baist *Z. f. D. A.* u. L. 1883 p. 94 und W. Brandes *Arch. f. lat. Lex.* 1886 p. 141 *accipiter* „Jagdfalke“), und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie auf romanischen Boden vom germanischen her eingewandert ist. Hierfür sprechen eine Reihe romanischer Termini der Falkenjagd, die sichtlich germanischen Ursprungs sind: so it. *sparaviere*, frz. *épervier*: ahd. *sparwâri* „Sperber“; it. *gerfalco*, sp. *gerifalte*, prov. *girfalc*, frz. *gerfaut*: altn. *geirfalki* „Sperfalke“ (Baist a. a. O. p. 59) oder aus *geierfalke*; it. *logoro*, frz. *leurre*: mhd. *luoder* „Lockspeise“. Auch ahd. *falcho*, altn. *falke*, mlat. *falco*, it. *falcone*, frz. *faucon*, wengleich ich der von Baist vorgeschlagenen Ableitung von *fallen* nicht beistimmen kann, scheint, namentlich wegen seiner häufigen Verwendung zu altgermanischen Eigennamen, viel eher barbarischen als romanischen Ursprungs zu sein (vgl. Baist a. a. O. p. 58).

Ist dies aber richtig, so könnte die Falkenbeize, da Cäsar, Plinius, Tacitus sie noch nicht bei den Germanen kennen, bei denselben erst im zweiten oder dritten Jahrhundert aufgekommen sein. In diese Zeit aber, d. h. ungefähr in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts fällt die Wanderung der Goten an die untere Donau und das Schwarze Meer. Südlich nun von der Donau, im alten Thrakien, war, wie wir aus Aristoteles H. A. 9, 36, 4 wissen, die Jagd mit Habichten schon in vorchristlichen Jahrhunderten geübt worden; doch hat die hier geschilderte Jagdweise, bei der Habicht oder Sperber mehr zum Erschrecken als zum Fangen der kleineren Vögel gebraucht werden, im ganzen wenig mit der eigentlichen Beizjagd zu tun, deren Ursprünge wohl überhaupt nicht in dem Waldland Europas, sondern in den weiten Steppen und Ebenen des Ostens zu suchen sind.

Tatsächlich finden wir nun, dass zu den den Germanen benachbarten Slaven die Kenntnis der Jagd mit Falke und Sperber durch turko-tatarische Stämme, bei denen diese Jagdweise offenbar uralt ist (vgl. Vámbéry *Primitive Kultur* p. 100),

schon in der Epoche ihres vorethnischen Zusammenhangs gebracht worden ist, wofür u. a. das schon der slavischen Grundsprache einverleibte türkische *karagu*, *kergu* „Sperber“ (= altslov. *kraguj* usw.) ein gewichtiges Zeugnis ablegt. Auch andere bereits urslavische, aus dem Türkischen stammende Kulturwörter wie altsl. *klobukū* „pileus“ (russ. *klobučókū* „die Falkenkappe“) aus türk. *kalpak* oder altsl. *tvarógū* „geronnene Milch“ aus türk. *turak* (vgl. Peisker a. u. p. 162 a. O. p. 122) weisen auf frühe und enge Beziehungen der Urslaven zu turko-tatarischen Stämmen hin. Im ganzen möchte ich also glauben, dass die Falkenjagd von turko-tatarischen Völkern ausgegangen und durch slavische Vermittlung zu den Ostgermanen gelangt sei (vgl. unten p. 161 f. über das Kamel), die sie auf den Zügen der Völkerwanderung über Europa verbreitet haben.

Unter den asiatischen Kulturvölkern bezeugt sie Ktesias (*op. reliquiae coll.* Bähr 250) aus Indien, ohne dass aber die indischen Quellen, soviel ich weiss, eine Bestätigung dieser Nachricht gebracht hätten. Dagegen sind ihre unzweifelhaften Spuren neuerdings durch assyrische Inschriften, die aus der Mitte des VII. vorchristlichen Jahrhunderts stammen, in Assyrien und Babylonien nachgewiesen worden. Vgl. meine Bemerkungen zu V. Hehns Kulturpflanzen und Haustieren⁷, p. 374 (hinzugekommen an neuerer Literatur: P. Dahms Die Beizjagd in Altpreussen, Archiv für Kulturgeschichte II, 1 ff.).

Hinsichtlich der übrigen Tierklassen soll hier nur auf zweierlei hingewiesen werden. Einmal auf drei Tiere, die in der Heimatsfrage eine Rolle gespielt haben oder noch zu spielen berufen sein dürften, unter den Fischen auf den Aal, unter den Insekten auf die Biene, unter den Amphibien auf die Schildkröte.

Auf die Frage, ob aus den europäischen Benennungen des Aals: lat. *anguilla*, griech. *ἄγγελος*, lit. *ungurys*, russ. *ugorī* usw. ein schon indogermanischer Name dieses Fisches erschlossen werden darf oder nicht, ist schon I³, 162 hingewiesen worden. Wir haben daselbst die Ansicht ausgesprochen, dass dies nicht der Fall sei, dass vielmehr die indogermanische Grundbedeutung

der genannten Wörter noch „Schlange“¹⁾ oder „Wurm“ war. Indessen fehlt es doch nicht an Gelehrten, die, sei es aus griech. *ἔγγελος*, lat. *anguilla*, sei es aus griech. aeol. *ἰμβηρος*, lit. *ungurys* (so Fick I⁴, 363) ein idg. Wort für den Aal folgern. Da nun nach Brehms Tierleben, Fische³ p. 399 der Aal in den Gewässern des Schwarzen Meeres nicht vorkommt, so würde dieses grosse Ländergebiet für die Lokalisierung der Heimat der Indogermanen nicht in Betracht kommen, vorausgesetzt — dass die Angaben Brehms richtig sind. Bei der Wichtigkeit dieser Frage habe ich mich daher um nähere Auskunft an einen der, wenn nicht den besten Kenner der Fische des Schwarzen-Meer-Gebiets, Herrn Dr. G. Antipa in Bukarest, Direktor des dortigen naturhistorischen Museums, gewendet. Seinen Mitteilungen entnehme ich das Folgende. Zunächst ist es eine Tatsache, dass heutzutage Aale sehr oft im Schwarzen Meer und in der Donau gefangen werden. Die Frage kann daher nur die sein, ob Aale von jeher in den genannten Gewässern gelebt haben, oder ob sie etwa erst durch Deutsche und Österreichische Fischereivereine seit den 60er Jahren künstlich eingesetzt worden sind. Gegen die letztere Annahme spricht erstens, dass in der alten Fischereiliteratur sich öfters Angaben über den Aal in der Donau oder in den Gewässern des Schwarzen Meeres finden (vgl. z. B. Marsigli *Danubius pannonico-myasicus* IV, 5 vom Jahre 1744: „*Mais les habitants de Vienne, de Lintz, de Crems et des autres villes situées sur le Danube attestent le contraire*, nämlich dass Aale, die bis zu 4 Pfd. wögen, in der Donau lebten) und zweitens, dass die alten russischen (vom Don, der Wolga, dem Kuban, den Dnieprmündungen) und griechischen Fischer, von denen die ersteren den Aal *ugorj*, die letzteren „hel“ nennen, und mit denen Herr Antipa häufig zu verkehren

1) „Schlange“, nicht „kleine Schlange“, da man die betreffenden Wortbildungen kaum als Diminutiva auffassen kann. Damit verliert der Einwand Penkas (Mitteil. d. anthrop. Ges. in Wien XXXIII, 355), es sei unmöglich, dass man den bis zu 1,50 m grossen Aal als „kleine“ Schlange bezeichnet habe, da doch die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, nur 1,60 m gross werde, den Boden. Dass man aber den Aal als Schlange auffasste (altir. *esc-ung*, wörtlich „Sumpfschlange“), kann keinen Augenblick bezweifelt werden. Vgl. auch v. Edlinger Tiernamen s. v. Aal und mein Reallexikon.

amtliche Veranlassung hat, sich erinnern, Aale, wenn auch selten, von jeher gefangen zu haben. Was sodann die Meinung der Ichthyologen betrifft, dass der Aal in den Gewässern des Schwarzen Meeres sich nicht vermehren könne, da er nur in den grossen Tiefen des Ozeans laiche, und das Wasser des Schwarzen Meeres schon bei einer Tiefe von 150 m mit Schwefelwasserstoff vergiftet sei, so glaubt Herr Antipa, dass es doch sehr leicht möglich sei, dass die Aale auch im Schwarzen Meere Teile mit reinerem Wasser gefunden hätten, wo sie laichen konnten. Vor allem aber hätten sie, wie manche andere Fischarten, regelmässig aus dem Mittelmeer in das Schwarze Meer wandern können. Auf Grund aller dieser Tatsachen und Möglichkeiten hält Herr Antipa es für das wahrscheinlichste, dass Aale, wenn auch in geringerer Zahl als andere Fische, von jeher im Schwarzen Meer gelebt hätten, und ich möchte hinzufügen, dass ich mir ohne diese Annahme das Vorhandensein eines gemeinslavischen Namens des Fisches, nämlich des oben genannten russ. *ugorĭ* (kleinruss. *uĥor*, serb. *ugor*, poln. *węgorz*, čech. *úhoř* usw.) überhaupt nicht erklären kann.

Über die Verbreitung der Honigbiene, deren Vorhandensein im Urland der Indogermanen aus der Gleichung sert. *mādhu*, aw. *madu*, griech. *μέθυ*, ahd. *mēto*, ir. *mid*, corn. *med*, altsl. *medŭ*, altpr. *meddo*, lit. *midūs*, *medūs* „Honig“ und „Met“ folgt, wurde schon Sprachv. u. Urg. I³, 127 an der Hand eines Aufsatzes Köppens gesprochen. Es folgt aus seinen Angaben, dass von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen die besonders häufig als Ausgangspunkt der letzteren in Anspruch genommenen Oxus- und Jaxartesländer ausscheiden. In Europa ist die Honigbiene überall verbreitet, besonders in den ungeheuren Lindewaldungen des europäischen Russland, wo der *ліпецъ*: *ліпа* „Linde“ für die feinste Sorte Honig gilt. Sie kommt bis tief nach Kleirussland vor, und selbst mitten im Steppengebiet kennen wir zwischen Orenburg und Perm das „Honigland“ der Baschkiren (vgl. F. W. Gross im Neuen Ausland I, H. 17—19).

Bisher noch nicht für Heimatsbestimmungen verwandt ist die Schildkröte, obwohl sie dazu wohl geeignet erscheint. Dass sie in dem Urland der Indogermanen vorkam, geht aus der Gleichung griech. *χέλυς*, *χελώνη*, aeol. *χελύνη*, auch *χελωνός* (Hes.) = altsl. *žily*, *želŭvi*, *želvi*, bezeugt also in einer Centum- und einer

Satemsprache (vgl. oben p. 127), mit Sicherheit hervor. Hier anzugliedern dürfte auch das in Glossen bezeugte lat. *golaia*¹⁾ sein, das in dem it. *golola*, *galora* (dial.) wiederkehrt, während das serb. *harmuta* zu schlecht belegt ist, um etymologisch verwendet werden zu können. Dagegen liegt eine arische Gleichung in serb. *kačyapa* = aw. *kasyapa* vor. Was nun die Verbreitung der Schildkröte anbetrifft, so dringt *Emys lutaria* „die europäische Sumpfschildkröte“, um die es sich mit Rücksicht auf die nördlicheren Länder allein handeln kann, nach Brehms Tierleben (3. Aufl.) in Osteuropa bis zum 56. Grad nördlicher Breite (in Russland östlich bis zum Syr-darja), in Westeuropa aber nur bis zum 46. Grad vor. In Deutschland ist sie noch aus Brandenburg und Mecklenburg bezeugt. Hingegen fehlt sie, wie mich Erkundigungen bei Herrn Prof. Möbius, dem früheren Direktor des Kieler zoologischen Museums, und bei den zoologischen Instituten von Kopenhagen und Stockholm belehrt haben, in Schleswig-Holstein, in ganz Dänemark, Schweden und Norwegen. Ihre Abwesenheit in Island wird schon in *Giraldi Cambrensis Topographia Hibernica* (*Rer. Brit. mediæ aevi script. V*) p. 62 (*çaret tortuis*) hervorgehoben.

Allein schon an dem Panzer dieses Tierchens würde also die Lehre Penkas von dem südkandinavischen Ursprung der Indogermanen scheitern (vgl. I³, 112); aber auch die Anschauungen von Much, Kossinna (I³, 117) und Hoops (I³, 129) müssten zum mindesten eine starke Einschränkung erfahren.

Dass die Schildkröte in den nordeuropäischen Ländern nicht heimisch ist, lässt sich auch aus den Einzelsprachen wahrscheinlich machen. Ein gemeingermanischer oder altgermanischer Ausdruck für das Tier scheint zu fehlen²⁾, und die in Deutschland seit mittelhochdeutscher Zeit erscheinenden Wörter *schildkrote*, *schildkrot* (vgl. Grimms W.) tragen, ebenso wie das holländische *schildpadde*, das schwedische *sköldpadda*, das altenglische *tortuce*, das neuirische *sleagánach* (von *sleagán* „Schale“).

1) Dafür eingetreten *testádo* von *testa* „Schale“ und **tortāca*: = frz. *tortue*, prov. *tortuga* von *tortus* „krumm“. Ähnlich scheint die Grundbedeutung des armen. *kray* „Schildkröte“ zu sein (vgl. Lidén Armen. Stud. p. 118). Vgl. auch cymr. *ceuban* „Schildkröte“ von *cewb* „gebogen“.

2) Ist agls. *fen-ýce* „Sumpfkroete“ = Schildkröte?

den Stempel der Neuheit oder Entlehnung an sich. Die slavischen Sprachen haben, wie natürlich, das urslavische *žely = χέλυσ bewahrt (nsl. želva, bulg. žlūva, čech. želv, poln. żółw, kleinruss. želw). Nur die Grossrussen haben charakteristischer Weise bei ihrer starken nördlichen Ausbreitung (Moskau liegt ungefähr auf dem 56. Grad nördlicher Breite) das Tier aus ihrem Gesichtskreis und damit das Wort aus ihrer volkstümlichen Sprache verloren. Sie sagen dafür čerepácha von čerepŭ „Schädel, Schild“. Die Litauer haben den umschreibenden Ausdruck geležinė varlė „eiserner Frosch“. In Südrussland aber, auch in der Steppe, ist die Schildkröte sehr häufig, und es ist in hohem Grade bemerkenswert, dass Herr Chwoiko bei seinen Ausgrabungen am mittleren Lauf des Dniepr, von denen in den folgenden Kapiteln noch öfters die Rede sein wird, auf dem Boden der von ihm aufgedeckten Wohngruben ganz regelmässig ein Paar Schildkrötenschalen gefunden hat. Da diese immer nur auf das Vorhandensein eines Exemplars schliessen liessen, so zweifelt Herr Chwoiko, dass das Tier zur Nahrung gedient habe (vgl. *Trudy XI archeologičeskago sūčzda vŭ Kievě* T. I, 762, 800). Eher könnte man an irgend eine religiöse Bedeutung des Tieres denken¹⁾ (vgl. die Nachrichten über eine solche bei O. Keller *Die Schildkröte im Altertum*, Prag 1897). Nun ist freilich hinzuzufügen, dass *Emys lutaria* in vergangenen Erdepochen, in glazialer und postglazialer Zeit, wie sich durch fossile Moorfunde erhärten lässt, in den oben genannten Ländern, in denen sie in historischer Zeit verschwunden ist, einstmals vorhanden war. Den Anhängern jener nordeuropäischen Heimathypothesen läge daher die Aufgabe ob, zu beweisen, dass die Schildkröte erst nach Abzug der Indogermanen aus jenen Ländern ausgestorben sei, so dass sie den Namen dieses Tieres noch mit sich führen konnten. Wir vermeiden es, jene nebelgrauen Fernen in die Erörterung der idg. Heimatsfrage, wie wir sie verstehen, hereinzuziehen (vgl. Kap. XVI, Urheimat).

Die zweite hier zu erwähnende Tatsache ist das Vorhandensein auffallend zahlreicher idg. Gleichungen für Ungeziefer

1) Auch wenn nach Herodot I, 47 König Krösus von Lydien eine Schildkröte kocht, lässt sich hieraus nichts auf einen Gebrauch des Tieres zur Nahrung schliessen; denn nach dem Zusammenhang der Stelle will Krösus offenbar etwas ganz ausserordentliches tun, was kein Orakel auf Erden solle erraten können.

aller Art: z. B. afghan. *vraža*, armen. *lu*, lit. *blusà*, altsl. *blācha* (auch griech. *ψύλλα*, lat. *pūlex?*) für den Floh; griech. *λοῦς*, agls. *hnitu*, alb. *ðevi* (auch lit. *glinda* und lat. *lens?*) für die Laus; griech. *μῦτα*, lit. *musė*, altpr. *muso*, altsl. *māšica*, lat. *musca* für die Fliege; aw. *maoiri*, altn. *maurr*, ir. *moirb*, altsl. *mravija* für die Ameise u. a. Bei dem kosmopolitischen Charakter dieser Tiere dürften sie davor sicher sein, in der Heimatsfrage verwendet zu werden; doch kann die frühzeitige Festsetzung und zähe Bewahrung dieser Ausdrücke als charakteristisch für die primitiven, am häufigsten in Erdgruben gelegenen Wohnungen des Urvolks (vgl. Kap. X) betrachtet werden.

III. Kapitel.

Die Haustiere.

Archäologische, linguistische, historische Tatsachen. — Ältester Bestand idg. Haustiere: Hund, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd. — Fahren und Reiten. — Älteste Geschichte des Maultiers, Esels und Kamels. — Die Katze. — Das Geflügel. — Die Urheimatsfrage.

Wer heute in einen deutschen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das sich hier entfaltet: wie das stolze Ross gehorsam seinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr strotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafherde zum Tore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der sich wedelnd an seinen Herrn schmiegt, dem scheint dieser trauliche Verkehr zwischen Mensch und Tier so natürlich, dass er kaum begreifen kann, es sei einmal anders gewesen.

Und doch führt uns die Prähistorie in eine Epoche unseres Erdteils, in der es weder die genannten noch irgend welche andere Haustiere gab, in die paläolithische oder ältere Steinzeit. Zu welcher ihrer Stationen in Frankreich, der Schweiz, in Thüringen (Taubach bei Weimar), in Mähren, in Südrussland (am Dniepr) usw. wir uns auch wenden mögen, nirgends sind in derjenigen Zeit, in welcher der Mensch noch als Jäger und von einer anderen Tierwelt als der heutigen, dem Mammut, Flusspferd oder-(später) dem Renntier, wilden Pferd usw. umgeben lebte, Tierknochen zutage getreten, deren Beschaffenheit den Forscher auf die Haustiereigenschaft der betreffenden Individuen zu schliessen erlaubte.

Das Bild ändert sich sofort, wenn wir zur Betrachtung der neolithischen oder jüngeren Steinzeit übergehen. Überall ist es hier im grossen und ganzen und mit den in der Natur derartiger Nachweisungen liegenden Schwankungen dieselbe Sechsheit von Vierfüsslern, nämlich:

Hund, Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Pferd, die uns ebenso in der Schweiz wie in Oberösterreich, in Mecklenburg wie in Schweden und Dänemark im Zustand der Zähmung entgegentreten. Eine gute Übersicht über diese Verhältnisse hat neuerdings M. Much Die Heimat der Indogermanen² p. 177 ff. gegeben, der nur hinzuzufügen ist, um vor der falschen Vorstellung zu bewahren, als ob etwa nur die westlichere Hälfte unseres Erdteils durch den angegebenen Besitz ausgezeichnet gewesen sei, dass dieselben Haustiere auch durch die Ausgrabungen des Herrn Chwoiko in Kiew (Arbeiten des archäologischen Kongresses in Kiew, Moskau 1901) in der von ihm am mittleren Lauf des Dniepr aufgedeckten neolithischen Kultur nachgewiesen worden sind. Im übrigen bietet der geschilderte Befund von Haustieren der neolithischen Zeit noch zu zwei Bemerkungen Anlass. Einmal zu der, dass zwischen der haustierlosen paläolithischen und der haustierreichen neolithischen Zeit eigentliche Übergangsepochen sich nicht oder doch nur in sehr beschränktem Masse nachweisen lassen. Eine Ausnahme machen in dieser Beziehung die dänischen Muschelhaufen, in deren untersten Schichten bereits die Anwesenheit des Haushunds hat festgestellt werden können (vgl. zuletzt K. Helm Hessische Blätter f. Volksk. III, 21). Ein gleicher Zustand wurde aber auch am Ladoga-See in Russland aufgedeckt, wo Anučin (vgl. das Werk Inostranzews Der Mensch der Steinzeit am Ladoga-See) unter zahlreichen Knochen wilder Tiere von Haustieren ebenfalls nur den Hund, und zwar bereits in zwei Rassen, auffand.

Zweitens ist zu bemerken, dass sich hinsichtlich der Herkunft der aufgeführten neolithischen Haustiere ein Umschwung der Meinungen insofern vollzogen hat, als die früher allgemein herrschende Annahme ihrer asiatischen Abstammung jetzt nahezu aufgegeben ist, und man mehr und mehr dazu neigt, dieselben von in Europa selbst einheimischen Wildrassen abzuleiten, den Hund von schon in diluvialer Zeit in Europa lebenden Wildhunden, das Rind vom Urusstier (*Bos primigenius*), Schaf und Ziege von den noch heute zerstreut im südlichen Europa vorkommenden Muflon und der wilden Bezoarziege, das Schwein vom heutigen Wildschwein, das Pferd von dem seit paläolithischer bis tief in die historische Zeit auch in Europa vorkommenden

Wildpferd (vgl. A. Otto Zur Geschichte der ältesten Haustiere², Breslau, C. Keller Die Abstammung der ältesten Haustiere, Zürich 1902, auch M. Much a. a. O.). Man vergleiche hiermit, was im ersten Teil dieses Werkes p. 9 über die Anschauungen so hervorragender Forscher wie H. F. Link u. a. berichtet wurde, die von der zentralasiatischen Herkunft unserer Haustiere damals als von einer selbstverständlichen Tatsache ausgingen.

Von dieser Übersicht über den neolithischen Bestand an Haustieren wenden wir uns den sprachlichen und historischen Tatsachen zu. Hinsichtlich der ersteren ergibt sich, dass für alle sechs in der jüngeren Steinzeit in Europa nachweisbaren gezähmten Vierfüssler unzweifelhafte idg. Gleichungen vorhanden sind. Die wichtigsten sind die folgenden:

1. Der Hund: sert. *çvâ*, aw. *spâ*, armen. *šun*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*, ahd. *hund* (vgl. Osthoff Parerga I, 240), lit. *szũ*, altrpr. *sunis*.

2. Das Rind: sert. *ukshân*, aw. *uxšan*, got. *aúhsa*, cymr. *yeh* „der Stier“; sert. *gó*, aw. *gâo*, armen. *kov*, griech. *βοῦς*, lat. *bŏs*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo* „Kuh“; vgl. noch aw. *staora* „Grossvieh“ = got. *stiur*.

3. Das Schaf: sert. *âvi*, griech. *ὄvis*, lat. *ovis*, ir. *ói*, ahd. *ou*, lit. *avis*, altsl. *ovica*.

4. Die Ziege: sert. *ajâ*, lit. *ožys*; armen. *aic*, griech. *αἴξ* (vgl. aw. *izaēna* „aus Fell“); lat. *haedus*, got. *gaits*; aw. *bûza*, ahd. *boc* (vgl. oben p. 128 Anm. 1).

5. Das Schwein: aw. *hû* („Eber“), griech. *ὄvis*, *ῥῆς*, lat. *sūs*, alb. *ði*, abd. *sû*, altsl. *svinija*; alb. *deř*, griech. *χοῖρος*; lat. *porcus*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *pařszas*, altsl. *praseę* „Ferkel“.

6. Das Pferd: sert. *âçva*, aw. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, alts. *ëhu*, lit. *aszvâ*; griech. *πῶλος*, got. *fula* „Fohlen“ (vgl. alb. *pel'e* „Stute“).

Nun folgt ja aus diesen Gleichungen an sich noch nicht ohne weiteres, dass sie sich auf gezähmte Arten bezogen haben müssten, wenn auch rein sprachliche Tatsachen wie die des Vorhandenseins besonderer Ausdrücke für das Geschlecht des Tieres wie bei dem Rind oder für das junge Tier wie bei Schwein und Pferd, oder auch das Bestehen idg. Wörter für den Wagen (vgl. Kap. XI), der doch von Rind oder Pferd gezogen worden sein muss, und für die Wolle (sert. *úrñâ*, lat. *vellus*,

lit. *wilna*, altsl. *vlāna*, got. *wullā*, cymr. *gulan*, armen. *gelman*), bei der man kaum an etwas anderes als an das Vliess des Hausschafs denken kann, bereits in die angegebene Richtung weisen.

Der Kreis der Argumente aber, der für die Annahme spricht, dass die oben als neolithisch nachgewiesenen Haustiere zugleich als indogermanische in Anspruch genommen werden dürfen, wird geschlossen durch die Wahrnehmung, dass sämtliche idg. Völker im Besitz dieser Haustiere sich bereits in den ältesten historischen Zeiten befinden. Eine Einschränkung bedarf dieser Satz nur hinsichtlich des Schweines, dessen Zucht sowohl dem Zeitalter des Rigveda wie dem des Awesta unbekannt ist, ein Punkt, über den im VI. Kapitel einiges Nähere zu sagen sein wird. Im übrigen aber ist der Bestand an Haustieren bei den einzelnen idg. Völkern, soweit die genannten Arten in Betracht kommen, im wesentlichen ein einheitlicher. Im Mittelpunkt steht überall die Zucht des Rindviehs. Sein Erwerb bildet ein Hauptziel der im Rigveda geschilderten Kämpfe (vgl. oben p. 104). Im Sanskrit bedeutet daher *gávishti* eigentl. „Streben nach Kühen“ so viel wie „Kampf“ überhaupt, *gavyān grāma* „rinderbegehrende Schar“ ist gleich „Heer“, *gōpati* „Rinderherr“ gleich „Herr“, *gōpā*, eigentlich „Rinderhütung“ gleich „Wächter“, letzteres übrigens vielleicht eine uralte idg. Bildung, wenn es von K. Brugmann I. F. XI, 111 mit Recht dem altsl. *župa* „Bezirk“ verglichen worden ist, dessen ursprünglicher Sinn alsdann „Weiderevier“ wäre (vgl. dazu J. Peisker Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905 p. 289 ff.). Ganz ähnlich wie im Sanskrit wird bei Homer *βουκολέοντο*, von *βουκόλος* „Rinderhirt“, allgemein vom Weiden des Viehs gebraucht. Die gleiche wichtige Rolle spielt das Rindvieh auch im Norden Europas, wo uns kleinere und unansehnlichere, vielleicht noch die degenerierenden Spuren der Domestikation verratende Rassen entgegentreten (vgl. Tacitus *Germ.* Cap. 5: *Pecorum fecunda, sed plerumque improcera. ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis*). Oft genug werden wir uns in den folgenden Kapiteln mit der hohen wirtschaftlichen Bedeutung der Kuh als Milchspenderin, als Last- und Zugtier, aber auch als Wertmesser und Zahlungsmittel bei Brautkauf und Wergeld zu beschäftigen haben. Trotzdem ist es mit den Mitteln der Sprachvergleiche möglich (vgl. I³, 201 ff. und unten Kap. VI), den Blick in eine Zeit

zu tun, wo vielleicht nicht das Rind, sondern das Schaf im Mittelpunkt der idg. Viehzucht stand. — Etwas zurück tritt wenigstens in den flacheren Gegenden Nordeuropas die Ziegenzucht; doch ist sie nichtsdestoweniger auch hier gut bezeugt. Nach Plinius *Hist. nat.* XXVIII, 191 bereiteten die Gallier die beste Seife aus Ziegenfett, nach Flav. Vop. Aurel. X brachte Aurelian von seinen Kriegszügen gegen Franken, Goten und Sarmaten auch 15 000 Ziegen als Beute heim, und für die Slaven (Russen) sei an die Rolle erinnert, die der Ziegenbock als Opfertier in den an heidnischen Erinnerungen reichen, *koljady* genannten Weihnachts- und Neujahrsliedern¹⁾ spielt (vgl. z. B. Russische Volkslyrik, Ausgabe Glasunov, Petersburg 1894, Nr. 1).

Im ganzen wird also die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Haustiere in der idg. Urzeit sich von der uns in den ältesten historischen Epochen begegnenden nicht wesentlich unterschieden haben, allerdings mit einer bemerkenswerten Ausnahme, über die im folgenden ausführlicher zu handeln sein wird. Sie betrifft die Geschichte des Pferdes.

Welches war die wirtschaftliche Stellung dieses edelsten unserer Haustiere in der Urzeit? Zunächst, kann man mit Sicherheit sagen: nicht die des gewöhnlichen Zug- und Lasttiers. Diese Aufgabe fällt, wie schon oben bemerkt, in der ältesten Zeit überall dem Rindvieh zu. Wie dieses im Rigveda *anaḍ-vāh* „den Lastwagen ziehend“ heisst, so werden auch die primitiven Fahrzeuge der europäischen Nordvölker auf den römischen Darstellungen der Marc Aurel- und Trajansäule von Rindern gezogen. Besonders ist dieser Gebrauch in den Satzungen

1) „Geboren wurde Koljuda am Vorabend des Weihnachtsfestes jenseits des reissenden Stromes. O Koljudka, o Koljudka! Dort brennen Feuer, brennen grosse Feuer, um die Feuer stehen Bänke, eichene Bänke. Auf jenen Bänken (sitzen) Jünglinge und schöne Mädchen, sie singen Koljuda-Lieder. In ihrer Mitte sitzt ein Greis, er wetzt sein stählernes Messer. Der heisse Kessel schäumt. Neben dem Kessel steht ein Ziegenbock. Sie wollen den Ziegenbock schlachten: — „Du, Freund Hans, komm heraus, hüpf' heraus!“ — „Ich würde gern heraus-hüpfen, aber der glühende Stein zieht mich zum Kessel, der gelbe Sand hat mein Herzblut ausgesaugt.“ Mit Recht erblicken wohl die Forscher in diesen Versen die Erinnerung an ein heidnisches Ziegenopfer. Vgl. Kap. XV: Religion.

des Kultus bewahrt worden, wofür es genügt, an den Wagen der argivischen Herapriesterin bei Herodot, an den der Nerthus bei Tacitus, an den Krönungswagen der merovingischen Könige usw. zu erinnern. Der erste Wagen, an den das Pferd gespannt wird, ist vielmehr der Streitwagen. Aber, wenn nicht alles trägt, haben wir es bei ihm mit einer verhältnismässig späten, in den weiten Ebenen der Euphrat- und Tigrisländer entstandenen Sitte der Kriegsführung zu tun, die sich von hier auf dem Wege der Kulturübertragung nach Indien und Iran, aber auch nach Ägypten und Griechenland verbreitet hat, wo sie schon durch Bildnisse der mykenischen Zeit bezeugt ist. Merkwürdig ist nur, dass sie vereinzelt auch im Norden unseres Erdteils erscheint. Einerseits wird ein Streitwagen, vor dem Gefangene geführt werden, schon auf einem der schwedischen Felsenbilder des Bronzezeitalters dargestellt (vgl. Montelius Die Kultur Schwedens² p. 74), andererseits weiss sowohl Herodot (V, 9) hinsichtlich der von ihm nördlich des Ister lokalisierten Sigynnen, wie auch Cäsar (IV, 33) hinsichtlich der britannischen Kelten von dem Gebrauch des Streitwagens zu berichten. Auch auf dem gallischen Festland weisen Eigennamen wie der des Volkes der *Redones* (gall. *reda* „der Wagen“) oder *Eporedorix*, wörtlich „König der Pferdewagen“, auf seinen einstigen Gebrauch hin. Gleichwohl tragen wir Bedenken, mit Winternitz (Beilage zur Allg. Z. 1903, p. 243) den Streitwagen schon dem idg. Urvolk zuzusprechen, da er schon für die Urzeit eine Technik des Wagenbaus voraussetzen würde, wie wir sie in jenen alten metalllosen Zeiten schwerlich erwarten dürfen (vgl. Kap. XI). Viel wahrscheinlicher scheint es uns daher, diese auch im Norden Europas uns stellenweise begegnende Verwendung des Streitwagens als den Überrest einer grossen, mit der Verbreitung der Bronze verbundenen, vom Süd-Osten unseres Erdteils ausgehenden Kulturentlehnung zu betrachten, eine Annahme, die durch den Fund grosser gespeicherter, auf orientalisches oder griechisches Vorbild hinweisender Bronzeräder in Ungarn, Süddeutschland und Frankreich eine gewichtige Stütze erhält.

Aber auch ein eigentliches Reitervolk können die Indogermanen schwerlich gewesen sein. Nicht als ob die Kunst des Reitens nicht schon in den ältesten Denkmälern, namentlich im Awesta, aber auch in den homerischen Gedichten und im Rig-

veda erwähnt¹⁾ würde. Allein auffallend ist, wie spät bei den einzelnen idg. Völkern die Ausbildung einer eigentlichen Reiterei hervortritt. In Athen gab es noch zur Zeit der Schlacht bei Marathon nur wenige Familien, die Pferde, und zwar zu Sports-, nicht zu Kriegszwecken hielten, und im Norden hebt Tacitus, obgleich er und Cäsar einige germanische Reitervölker wie die Bataver und Tenkterer kennt, doch Germ. Kap. 6 ausdrücklich hervor: *In universum aestimanti plus penes peditem roboris*, ja Kap. 46 stellt er die Neigung der Slaven (*Venedi*) zum Fusskampf geradezu als ein Charakteristikum dieses Volkes hin, das sie von den Sarmaten (*in plaustro equoque viventibus*) ebenso wie die Germanen unterscheidet.

Allein auf der andern Seite steht doch der an sich möglichen Annahme, dass die Indogermanen das Pferd nur in wildem Zustand gekannt hätten, die Tatsache gegenüber, dass das Pferdeopfer bei allen idg. Völkern, den vedischen Indern, Iranern, Preussen, Slaven, Germanen, bei einzelnen griechischen Stämmen, bei den Römern, wo wenigstens dem Mars ein Pferd geopfert wurde, bei den Illyriern, bei denen es einen „Pferde-Jupiter“ (*J. Menzana*: alb. *mes* „Füllen“ aus **mandia*, vgl. lat. *mannus* „Pony“, bask. *mando* „Pferd“ oder „Maultier“) gab, aufs beste bezeugt ist. Denn da wir später (Kap. XV) sehen werden, dass als Opfergaben an die Himmlischen fast ausschliesslich Haustiere verwendet werden, so spricht das soweit verbreitete Pferdeopfer allerdings dafür, dass das Tier schon in der Urzeit in einem gewissen Verhältnis zum Menschen gestanden habe. Es bleibt unter diesen Umständen nur die Annahme übrig, dass das Pferd damals noch in kleineren oder grösseren Herden (vgl. altsl. *stado*, lit. *stodas* „Pferdeherde“ = ahd. *stuot*) abseits

1) Für erstere kommen in Betracht Od. 5, 371, Il. 10, 513 und 15, 679, für letzteren namentlich V, 61, 2:

kvā vō' 'çvāh kvā bh'çavaḥ wo sind Eure Pferde, wo die Zügel?
kathāṃ çēka kathā yaya wie konntet Ihr's, woher kamt Ihr?

pṛshthē' sādō nasō'r yāmaḥ auf dem Rücken der Sitz, in den Nüstern der Zaum,

jaghānē cō'da ēshām auf dem Hinterteil ihre Peitsche (?).

vi sakthā'ni nārō yamuh die Männer spreizten die Schenkel auseinander,

putrakṛthē' nā jānayah wie die Weiber bei der Kinderzeugung.

Vgl. Müller *Biographies of words* p. 116.

von den Wohnungen der Menschen gehalten worden sei und den letzteren im wesentlichen durch sein Fleisch, seine Milch, sein Fell, seine Sehnen usw. genützt habe. Vielleicht erklärt sich hieraus, d. h. aus dem Umstand, dass diese Pferdeherden abseits von den Niederlassungen der Menschen weideten, auch der auffallende Umstand, dass Pferdereste innerhalb der neolithischen Ansiedlungen, namentlich in Mitteleuropa (vgl. M. Much a. a. O.), verhältnismässig selten gefunden werden.

Dass mit unserem Tier in historischer Zeit jedenfalls eine starke Umwandlung seiner sozialen Stellung sich vollzogen hat, scheint auch daraus hervorzugehen, dass, anders wie bei den übrigen Haustieren, die idg. Bezeichnung, lat. *equus* und seine Sippe, einer neuen Terminologie Platz gemacht hat, an der besonders die beiden lateinischen Ausdrücke *caballus* (frz. *cheval*) und *paraverédus* (ahd. *pferit*) beteiligt sind.

Mit derselben Wahrscheinlichkeit aber, mit der die Zähmung der bisher besprochenen Vierfüssler als in vorhistorische Zeiten zurückgehend betrachtet werden muss, mit derselben kann behauptet werden, dass von denjenigen Säugetieren, die heute auf idg. Gebiet entweder überall oder zum Teil als Haustiere gebraucht werden, die noch übrig bleibenden, nämlich der Esel, das Maultier, das Kamel und die Katze, für die es sowohl an neolithischen Funden wie an idg. Gleichungen fehlt, der idg. Volkswirtschaft fremd waren. Wir betrachten zunächst die drei zuerst genannten Tierarten, und zwar mit Rücksicht auf die europäischen Verhältnisse.

Das eigentliche Last- und Zugtier der homerisch-hesiodischen Epoche ist das Maultier (*ἡμίονος, ὄρεός, ὄρεός*). Die homerischen Dichter bezeichnen das Gebiet der paphlagonischen Eneter als das Vaterland des Maultiers, Anakreon die Myser als diejenigen, welche zuerst die Vermischung der Esel mit Stuten zustande gebracht hätten (vgl. Il. II, 852 und Anakr. frgm. 34 Bergk). Das Maultier ist daher aus dem pontischen Kleinasien hervorgegangen. Vielleicht lässt sich hier auch für den lateinischen Namen des Tieres, *mālus*, eine Anknüpfung finden. Dieser vereinigt sich, wenn aus **mus-lo-s* entstanden, zu einer Gruppe mit alb. *mušk* „Maultier“, friaul. *muss*, venez. *musso* „Esel“ (vgl. auch rumän. *mușcoiu*) und altsl. *mǫzǫ, mǫskǫ* „Maultier“,

Wörtern, denen nach einer ansprechenden Vermutung, ebenso wie dem lat. *mulus*, ein Stamm *mus-* (*Μυρός*) „der Myser“ zugrunde liegen würde¹⁾ (vgl. G. Meyer I. F. I, 322 und oben p. 50).

Dem gegenüber wird der Esel nur an einer einzigen Stelle der homerischen Gedichte, nämlich Il. XI, 558 genannt, wo der Telamonier Ajax mit ihm verglichen wird. Wir tun gut, uns hierbei zu erinnern, dass der wilde Esel im Orient für ein Bild der Kraft und des Mutes gilt, so dass der Kalif Mervan den Namen „Esel Dschesiras“, d. i. Mesopotamiens, führte. In keinem Fall kann also der Esel zu den Haustieren der homerischen Epoche gehört haben. Unter diesen Umständen ist es nun gewiss auffallend, dass das früher auftretende Maultier nach dem späteren Esel benannt ist: *ἡμίονος: ὄνος* „Halbesel“: „Esel“. Ich kann mir dies nicht anders erklären als durch die Annahme, dass die Hellenen, als sie sich selbst der Zucht von Maultieren zuwandten, einzelne Esel oder Eselinnen lediglich zum Beschälten oder Beschältwerden aus der Fremde einführten (vgl. phokäisch *μυχλός*, nach Hesych „der zum Zwecke des Beschälens eingeführte Esel“, wohl: sert. *mus* „samen profundere“, griech. *μύκλος: λαγνός, ὄχευτής* etc.), die viel zu kostbar waren, um der Feld- und Hausarbeit zu dienen. Hiermit stimmt überein, dass in der ältesten an Homer anschliessenden Lyrik der Esel eher als Zuchttier, denn als Haustier erscheint, worüber ich K. Z. XXX, 374 ff. gehandelt habe. Die erste sichere Erwähnung des Esels als eines solchen finde ich bei Tyrtäus (fr. 6 Bergk):

ὥσπερ ὄνοι μεγάλοι ἄχθεσι τειρόμενοι
δεσποσύνοισι φέροντες ἀναγκαίης ὑπὸ λυγρῆς
ἡμῖν παντὸς ὄσον καρπὸν ἄρουρα φέρει.

Leider ist der griechisch-lateinische Name des Esels selbst (*ὄνος* — *asinus*) noch nicht aufgeklärt. Was wir nach dem bisherigen am ehesten erwarten dürften, wäre ein pontisch-kleinasiatisches Wort; denn von wo die Alten die Sprösslinge des Esels und Pferdes kennen lernten, da muss auch der Esel seit alters einheimisch gewesen sein. Nun begegnet im Armenischen als Benennung des Esels *éš*, ein Wort, das dem nichtindogermani-

1) Andere sehen lat. *mulus* (*muscellus*) als urverwandt an mit griech. *μυχλός*, aus dem es in keinem Fall entlehnt sein kann. Vgl. zuletzt Walde Lat. et. Wb. p. 399; doch macht eine solche Annahme bis jetzt kulturhistorisch unüberwindliche Schwierigkeiten.

sehen Altarmenischen entstammen könnte, und das im Sumerö-Akkadischen *anšu*, *anši* wiederkehrt (vgl. turko-tat. *ešek*, *ešik* „Esel“). Aus einer derartigen Form mit verstelltem Nasal **as-no*, **as-ino* könnte nun das griechische *ὄνος* (**ὄσ-νο*) und das lateinische *asino* durch thrakisch-illyrische Vermittlung hervorgegangen sein, auf welche letztere auch der Umstand hinweisen könnte, dass das Tier auf antiken, namentlich mazedonischen Münzen und Gemmen in Verbindung mit Bakchos und Seilenos, von Reben umgeben auftritt. Es könnte also mit dem Dionysosdienst von Nord-Osten in die Balkanhalbinsel und weiter westlich gewandert sein (vgl. Imhof-Blumer und O. Keller Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums und oben p. 50).

In jedem Fall scheint mir der angegebene Ausgangspunkt sachlich und sprachlich wahrscheinlicher, als die von V. Hehn mit Anschluss an Th. Benfey vertretene Entlehnung von *ὄνος*; — *asinus* aus dem Semitischen, hebr. *'atôn*, ursem. *'atānu* „Eselin“¹⁾.

Die nordeuropäischen Namen des Tieres altir. *assan* (agsl. *assa*), got. *asilus*, agsl. *eosol* (*l* aus *n*) und aus dem Germanischen wieder altsl. *osilŭ*, lit. *āsilas* weisen sämtlich als Lehnwörter auf das lat. *asinus* hin, wie auch ir. *mŭl* und ahd. *mŭl* (altn. *mŭll*, agsl. *mŭl*) aus lat. *mŭlus* stammen.

Niemals in den eigentlichen Dienst der europäischen Indogermanen ist bekanntlich das Kamel getreten, dessen semitischer Name *κάμηλος* (= lat. *camelus*) erst in dem Zeitalter der Perserkriege in Griechenland bekannt geworden zu sein scheint. Die erste Erwähnung findet sich Aesch. *Suppl.* 285. In hohem Grade auffallend ist daher die germanisch-slavische Bezeichnung dieses Tieres: got. *ulbandus*, altn. *ulfaŕde*, ahd. *olbento*, agsl. *olfend* = altsl. *velibadŭ*, russ. *velbljudŭ* usw., insofern diese

1) So jetzt auch Walde Lat. et. Wb. p. 47; dagegen trennt Prellwitz Et. W.² p. 332 griech. *ὄνος* von lat. *asinus* und stellt ersteres nach A. Fick zu lat. *onus* „Last“ (?). Wenn aber der Esel ursprünglich gar nicht ein „Lasttier“ war? — H. Pedersen K. Z. XXXIX, 449 trennt armen. *ēš* von sumerisch *anšu* und stellt es (vgl. auch K. Z. XXXVIII, 197, 205) als urverwandt zu der idg. Sippe von lat. *equus*; doch gibt er wenigstens für lat. *asinus* die Möglichkeit einer Entlehnung aus dem Armenischen zu.

Namen in jedem Fall beweisen, dass das Tier sehr früh in dem Gesichtskreis der genannten beiden Völker erschienen sein und sich in demselben erhalten haben muss. Vernünftigerweise wird man als Vermittler dieser ersten Bekanntschaft mit dem Kamel für Slaven und Germanen nur an turko-tatarische Stämme denken können, in deren Sprachen sich ein gemeinsamer Name für das Tier (*töbe, töve*) findet, und unter deren Herrschaft die Slaven sehr frühzeitig und wiederholt geraten sein mögen (vgl. J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turko-Tataren und Germanen, Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905). Alsdann würde der Ausgangspunkt der oben genannten Wortreihe im Slavischen zu suchen sein, aus dem altsl. *velibqdū* — got. *ulbandus* sich, wie es scheint, als „Riesenwesen“¹⁾ deuten lässt, eine für die innerhalb der europäischen Tierwelt so ungeheuerliche und fremdartige Erscheinung des Kamels gewiss an sich verständliche Bezeichnung.

Wenden wir uns nunmehr zu den arischen Indogermanen, so geht die Geschichte des Esels und Kamels bei ihnen in ein weit höheres Altertum hinauf, als in Europa. Allerdings wage ich nicht zu entscheiden, ob wir die Zähmung beider Tiere bereits der arischen Periode zuschreiben dürfen; denn da sert. *khāra* „Esel“ = aw. *χara* (kurd. *ker*, afgh. *χar* usw.) erst in der späteren Literatur auftritt, sert. *ūshtra* = aw. *uštra* (npers. *uštūr*, vgl. oben p. 135) „Kamel“ aber im Veda noch eine zahme und eine wilde Büffelart bezeichnet und erst später mit Kamel zu übersetzen ist, so ist mit diesen beiden Gleichungen in dieser Beziehung nicht allzuviel anzufangen. Geiger *Muséon* p. 28 ff. (vgl. dazu Spiegel Die arische Periode p. 94, 51) ist

1) Altsl. *velibqdū*, **veli-bondo-s* möchte ich aus altsl. *velij* „gross“ (vgl. altsl. *velī-moža* „der Magnat“, poln. *wielgolud* „Riesenmensch“, russ. *velikánū* „Riese“) und einem aus dem Präsens-Futurum altsl. *bqda* = russ. *būdu* (*sum*) „ero“ erschliessbaren **bondo-s* „das Wesen“ erklären. Zu dem letzteren Stamm gehört auch russ. *būdenī* „der Wochentag“ aus **bond(o)dīnī*, wörtlich „der eigentliche Tag“ (*nastojásčij denī*) im Gegensatz zum Festtag (*prázdīnikū*, eigentl. der „leere, müssige Tag“). Durch welche Lautverhältnisse bei der Entlehnung des slavischen Wortes in das Germanische **veli-* in **ul-* überging, vermag ich allerdings nicht zu sagen; doch wird man bei solchen Entlehnungen schwerlich durchaus gesetzmässige Erscheinungen erwarten dürfen.

der Ansicht, dass dieselben noch die wilden Arten bezeichnet hätten. Die Inder hätten dann nach ihrer Einwanderung in das Pendschab das Kamel aus dem Gesichtskreis verloren und mit dem freigewordenen *úshtra* eine Büffelart benannt, bis sie das zahme (zweihöckrige) Kamel auf dem Wege des Handels und Verkehrs von Baktrien her wieder kennen lernten. Wie sich dies aber auch verhalten möge, in jedem Fall gehört der Esel zu dem ältesten Bestand an Haustieren, der bei Iraniern und Indern zu erreichen ist. Bei den ersteren ist er das wenigst wertvolle unter dem *staora* „Grossvieh“: Esel, Rind, Ross, Kamel (vgl. Bartholomae *Altir.* W. p. 532). Höher steht er in Indien. Die altvedischen Bezeichnungen des Tieres sind *gardabhá* und *rá'sabha*, ersteres (nach Uhlenbeck) zu *gárdā* „geil“, letzteres zu *rása* „Samenflüssigkeit“ gehörend (vgl. oben griech. *μυχλός* etc.), so dass also auch diese Namen auf die ebenso bei den Griechen von Simonides von Amorgos hervorgehobene Neigung des Esels zu den *ἔργα ἀφροδίσια* bezug nehmen. Namentlich die Aḡvinen, die Gottheiten des Morgenstrahls, erscheinen auf einem Eselsgespann Rgv. 1, 34, 9; 8, 74, 7); auch in der Mythologie des Awesta wird ein Esel, der im Weltozean steht, genannt. Hingegen wird das Maultier noch nicht, weder im Awesta, noch im Rigveda erwähnt. Über sein späteres Auftreten in Indien unter dem Namen *aḡvatará* (: *áḡva* „Pferd“) wurde schon oben p. 48 gesprochen. Wie sich zu diesem indischen Wort die neuiranischen Formen npers. *ester*, pehl. *astar*, kurd. *istír* (**aspatara*?) verhalten, ist nicht ganz aufgeklärt.

Als chronologisch letzter Erwerb vierfüssiger Haustiere ist in Europa wie in Asien die Katze anzusehen, deren in ein hohes Altertum in Ägypten zurückgehende Züchtung ebenso wie ihre Ankunft im *imperium Romanum* wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten der Völkerwanderung V. Hehn eingehend dargestellt hat. Freilich ist es schwierig, genau festzustellen, wann zum erstenmal *cattus*, *catta* von der gezähmten Hauskatze gesagt ist. Mit Bestimmtheit ist dies erst um 600 in einer Nachricht des Diakon Johannes über Gregor den Grossen der Fall (vgl. K. Sittl *Wölfflins* Archiv V, 133 ff.), der eine *cattam quasi cohabitatricem in suis gremiis refovebat*. Um die Geschichte des Tieres richtig zu verstehen, muss festgehalten werden, dass die Vorläufer der Katze in Europa zunächst das Wiesel oder die

nahverwandten Marder und Iltis gewesen sind, deren urverwandte Namen im ersten Kapitel mitgeteilt sind. Und zwar gilt dies ebenso von der Rolle, welche das Wiesel in Mythologie und Aberglauben des Altertums spielt¹⁾, wie von der Bedeutung, welche dasselbe als „Mäusefängerin“ (lat. *mustela*, anders Walde, Lat. et. Wb. p. 401) hat. In beiden Beziehungen ist die zahme, ägyptische Hauskatze die Nachfolgerin des Wiesels²⁾ geworden, und so ist es gekommen, dass zahlreiche Namen des letzteren, wie griech. *αἰέλουρος* und lat. *faeles* zur Benennung der ersteren gebraucht worden sind. Nach V. Hehn wäre mit der Ankunft der zahmen Hauskatze in Europa in der lat. Volkssprache eine besondere Bezeichnung für dieselbe aufgekommen: mlat. *cattus*, *catta* (: *catulus*), eigentlich „Tierchen“. Dieses neugebildete Wort sei die Quelle der Ausdrücke für *felis domestica* im ganzen mittelalterlichen und neueren Europa geworden. Dem gegenüber ist hervorzuheben, dass die germanischen Sprachen in ihrem ahd. *chazza*, *chataro* (darüber F. Kluge Paul und Braunes B. XIV, 585, vgl. auch nhd. *kitze*), ebenso wie die keltischen in ihrem altir. *cat*, cymr. *cath*, bret. *caz* (**katto-s*) sehr altertümliche, kaum auf Entlehnung deutende Bildungen aufweisen. Auf dasselbe führt eine andere Betrachtung.

Im Mlat. bezeichnete *cattus*, *catus* ausser Katze (vgl. Du Cange II²⁾) noch etwas anderes, nämlich eine Art von Laufganghütten, unter deren Schutz man sich den feindlichen Mauern näherte. In diesem Sinne ist *cattus* offenbar wie lat. *cuniculus* „Kaninchen“ und „Minengang“ zu beurteilen: das Bild ist hergenommen von der schleichenden List, mit welcher die Katze das Nest des Vogels oder das Lager des Hasen angreift. Diese Kriegsmaschine findet sich nun schon bei dem Kriegsschriftsteller Vegetius erwähnt, wo es *lib. IV, cap. 15* nach der wahrscheinlichsten Lesart heisst: *vineas dixerunt veteres, quas nunc militari barbaricoque usu Cattos vocant*. Diese Laufganghütten hiessen also bereits im IV. Jahrh. im Barbarenmunde *catti*, und so scheint es auch von dieser Seite wahr-

1) Man denke z. B. an die Unglück bedeutende, über den Weg laufende Katze, die ganz die Stelle des Wiesels im Altertum vertritt.

2) Vgl. Wiesel und Katze, ein Beitrag zur Geschichte der Haustiere von Dr. B. Placzek (Sonderabdruck aus dem XXVI. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn). Brünn 1888.

scheinlich, dass unter diesem Worte nicht ein lat. *cattus* im Sinne von „Tierchen“, sondern ein keltisch-germanisches **katto-s*, **kattā* verborgen ist, das ursprünglich die wilde, der Göttin Freya neben Eber und Falke als Zugtier geweihte Katze bedeutete und dann auf die *felis domestica* übertragen wurde (so auch Walde p. 105). Das Wort ging dann, ebenso wie es mit der Benennung des Marders (agls. *meard* : mlat. *martes* geschehen ist (vgl. Vf. B. B. XV, 130), in das Mittellateinische und Romanische (it. *gatto*, frz. *chat*) über und ist dann von hier oder auch direkt von germanischem Boden aus in die Sprachen des übrigen Europa eingewandert (gemeinsl. *kotū* „Kater“, lit. *katė* „Katze“, *kátinas* „Kater“, ngr. *κάττης*, *κάττα* usw.).

In Indien scheint man den Nutzen der Katze (scrt. *mānjārā* und *vidāla*) als der Mäusefängerin sehr spät kennen gelernt zu haben. Pānini, welcher eine bestimmte Regel aufstellt, nach der Komposita aus den Namen sprichwörtlich feindlicher Tiere gebildet werden sollen, nennt unter diesen weder Katze und Hund, noch Katze und Maus. Ja, selbst in der ursprünglichen Fassung des Pancatantra scheint der Falke und nicht die Katze als Feind der Maus gegolten zu haben (vgl. M. Müller Indien p. 227—234).

Wir wenden uns nunmehr zweitens zu der Frage, ob aus der im vorigen Kapitel besprochenen Vogelwelt die eine oder die andere Art bereits in der Urzeit in die Zucht des Menschen übergegangen war. Hierbei liegen in archäologischer und linguistischer Hinsicht die Dinge so, dass die in neolithischen Schichten aufgefundenen Vogelknochen bis jetzt nirgends auf die Domestikation der betreffenden Individuen haben schliessen lassen, dass aber für zwei Vogelarten, nämlich für die Gans: scrt. *hamsā*, griech. *χῆν*, lat. *anser*, ahd. *gans*¹⁾, lit. *žąsis*, altpr. *sansy*

1) Slav. **gonsī*, *gusī* dürfte seines Anlauts wegen aus dem Germanischen entlehnt sein. Auch scheint mir diese Annahme sehr gut zu dem zu stimmen, was Peisker a. a. O. neuerdings über die ältesten Beziehungen der Germanen und Slaven ausgeführt hat. Das germanische Wort wird damals, d. h. zur Zeit der Entlehnung schon die zahme Gans bezeichnet haben, die die Slaven noch nicht kannten. Armen. *sag* (vgl. Lidén Armen. Studien p. 81) gehört nicht hierher.

und für die Ente: scrt. *átí*, griech. *νήσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut*, altsl. *atŭ*, lit. *ántis* unzweifelhaft idg. Gleichungen sich finden. Natürlich können die letzteren sich aber auf die wilden, vielleicht als Jagdtiere besonders geschätzten Arten bezogen haben, und die historischen auf die Zähmung des Geflügels bezüglichen Nachrichten machen es im hohen Grade wahrscheinlich, dass dies der Fall war.

Weder im Awesta, noch im Rigveda, noch in der Ilias werden Gans und Ente als Haustiere genannt. Im Gegenteil wird z. B. Rgv. VIII, 35 der *hamsá* auf gleiche Stufe mit Falken und Haridravögeln genannt (vgl. v. 8: *hamsá'u iva patathô adhvagá'u* „Ihr fliegt wie zwei Wandergänse“), und wird in der Ilias der *χίην* in eine Reihe mit Kranichen und wilden Schwänen gestellt (z. B. II, 460: *χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δουλιχοδείρων*). Erst in der Odyssee (XIX, 536 ff.) wird erwähnt, dass sich Penelope eine kleine Herde von 20 Gänsen hält, die ihr, wie es scheint, aber auch mehr zur Freude, als zum Nutzen dienen (*καί τέ σπιν λαύομαι εἰσορόωσα*). Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang auch eine Nachricht, die wir Cäsar verdanken, der von den britannischen Kelten *de bell. Gall.* V, 12 berichtet: *Leporem et gallinam et anserem gustare fas non putant, haec tamen alunt animi voluptatisque causa*. Es ergibt sich also, dass man im damals keltischen England noch um Christi Geburt Huhn und Gans nicht als Nutztiere, wohl aber als Luxustiere hielt und sie mit einer gewissen religiösen Scheu (*gustare fas non putant*) umgeben hatte¹⁾.

Namentlich die Geschichte des Huhns und der Taube ist es, an der sich zeigen lässt, dass es zunächst religiöse Vorstellungen waren, die das Geflügel allmählich an den Haushalt des Menschen gewöhnten. Was das erstere betrifft, so tritt uns der körperlich aus Indien stammende Haushahn im Awesta bereits unter zwei Namen, einem profanen *kahrka* (vgl. oben p. 139) und einem priesterlichen *paróderes* entgegen, letzteres den

1) Von den alten Preussen berichtet noch Matthäus Prätorius in seinen *Deliciae Prussicae* p. 37: „Die Nadraver halten noch einen Hahn und Henne vor heilig, die sie in ihren *Inkurtuven* oder Einsegnung ihrer Häuser zuerst ins Haus lassen; diese werden gehegt und nicht geschlachtet noch gegessen, aber darum nicht vor Götter gehalten.“

„voraus schauenden“, sc. das Licht des Tages, „den Propheten“ bedeutend. Er ist der Verkündiger des Morgens, das Symbol der Sonne, ein heiliges Tier (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 367), sei es, dass dieser Kult in Iran selbst entstanden ist, sei es, dass er aus dem Lande uralter Sonnenverehrung, aus Babylonien stammt, von wo uns mehrere Abbildungen mit betenden Priestern vor im Osten erscheinenden Hähnen bekannt sind (vgl. Layard Ninive und Babylon, übersetzt von Zenker p. 410, 411). Mit der Ausbreitung der persischen Herrschaft wird das Tier dann in Kleinasien und damit im Gesichtskreis der Hellenen erschienen sein, unter denen Theognis (um 540) seiner zuerst gedenkt:

ἦμος ἀλεκτρονίων φθόγγος ἐγχειρομένων.

Von dieser Zeit an wird der Hahn, auf uns leider unbekanntem Wege, sich auch im Norden Europas verbreitet haben, überall verehrungsvoll begrüßt als „Sänger“ (vgl. got. *hana* : lat. *canere*, ir. *cailech* : lat. *calare*, lit. *gaidys* : *giédoti* „singen“, altsl. *pětlū* : *pěti* „singen“) des Morgens und Vertreibers der nächtlichen Dämonen, eine Eigenschaft nicht hoch genug zu schätzen in jener uhrenlosen Zeit, da die Nacht voll von Schrecknissen war. Noch heute sind im russischen Volkslied Zeitbestimmungen wie *sū věčera do kurū* „vom Abend bis zu den Hähnen“, *sū částychū kurū do svétū* „von den häufigen Hähnen bis zum Licht“ (vgl. griech. *περὶ ἀλεκτρονίων φάδας* oder lat. *gallicinium* usw.) ganz gewöhnlich (vgl. auch Kap. VII: Zeiteilung am Schluss). Zum eigentlichen Nutztier wird das Huhn sich im Norden erst nach verhältnismässig spätem römischen Beispiel entwickelt haben, wie u. a. mehrere dieses Gebiet betreffende römische Lehnwörter im Germanischen (ahd. *pfiffiz* „der Pips“ aus lat. *pituīta*, ahd. *mūzzōn* „mausern“ aus *mātare*, ahd. *pflūma* „Flaum“ aus *plūma* etc.) zeigen.

Wie der Haushahn seine Zähmung dem Kult orientalischer Sonnengottheiten verdankt, so ist die Taube als Haustier aus dem Dienst der semitischen Göttin des Naturlebens, der Zeugung und des Todes, assyr. *Ištar*, kan. *‘Aštor*, *‘Ašoret*, griech. *Ἀστιάριη* hervorgegangen und so zum Attribut der mit jener semitischen Gottheit verschmolzenen griechischen Aphrodite geworden. In dieser Eigenschaft erscheint sie bereits auf mykenischen Kunstwerken, und auch bei der Il. XI, 632 ff. gegebenen

Beschreibung des Bechers des Nestor, auf dessen Henkeln zwei goldene Tauben sitzen, ist wohl bereits an ein dem Menschen vertraueres Tier zu denken. Die eigentliche, weisse Haus- taube aber dürfte nach einer von Athenäus IX, 394 erhaltenen Notiz des Charon von Lampsacus erst nach dem Untergang der persischen Seemacht am Vorgebirge Athos in Griechenland erschienen sein, nach Hehn vielleicht von gescheiterten phönizi- schen Schiffen ausgehend. Ein Nutztier ist sie in Europa wohl erst spät geworden. Noch nach dem Capitulare Karls des Grossen *de villis* werden *turtures* nur *pro dignitatis causa* gehalten. In der noch vielfach dunklen Terminologie des Tieres begegnen zwei nicht unwichtige Entlehnungsreihen: lat. *columba*, ir. *colum*, agls. *culufre* (*columbula*) und sert. *kapó'ta*, npers. *kapútar* (vgl. *kabú'd* „blau“), *káutar*, afgh. *keuter*, kurd. *kotír* — altrp. *keutaris* „Ringeltaube“, die wohl auf einige der Wege hinweisen, auf denen die Zucht des Tieres sich in Europa verbreitete.

Blicken wir zurück, so hat sich ergeben, dass der ältesten Viehzucht der Indogermanen der Esel und das Kamel, deren ursprüngliche Wohnsitze sich auf die semitischen Wüstenländer und die Steppen des zentralen Asien beschränken, fremd waren, dass ihnen hingegen das Pferd, dessen Urheimat einstmals ganz Europa mit umfasste, bekannt war. Dem gegenüber finden wir, dass bei denjenigen Völkerstämmen, deren Ursprünge mit Sicher- heit in Asien zu suchen sind, urverwandte Namen für alle drei Tiere vorhanden sind. Dies gilt sowohl von den Semiten (assy. *sísu*, hebr. *sús* „Pferd“; assyr. *gammalu*, hebr. *gámál* „Kamel“; assyr. *atánu*, hebr. *'átôn* „Eselin“; assyr. *iméru*, hebr. *hámôr* „Esel“), wie auch von den Turko-Tataren (*at* „Pferd“, *töbe* „Kamel“, *esék* „Esel“; vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes). Es läge daher der Schluss nahe, die älteste Heimat der Indogermanen zwar innerhalb der Ver- breitungssphäre des Pferdes, aber ausserhalb derjenigen des Esels und Kamels, also nicht in der Nähe der Semiten und Turko-Tataren, also überhaupt nicht in Asien zu suchen, wenn eben nicht die Möglichkeit (I³, 161) bestände, dass auch die Indogermanen einstmals Esel und Kamel in wildem Zustand gekannt und später die Tiere auf ihren Wanderungen aus den Augen

verloren hätten. Immerhin würde bei einer solchen, an sich möglichen Annahme es auffallend bleiben, warum die Indogermanen nicht, wie die Turko-Tataren und Semiten, das so bequeme und nützliche Kamel sich schon in der Urzeit dienstbar gemacht haben, so dass man jedenfalls die geschilderten Verhältnisse besser bei einer europäischen, als bei einer asiatischen Heimat der Indogermanen verstehen kann.

Bedeutsamer ist, was wir in diesem Kapitel über den Kreis der ältesten idg. Haustiere ermittelt haben, für die Beurteilung der Wirtschaftsstufe, auf der das Urvolk stand, ein Punkt, zu dem wir in Kap. VI zurückkehren werden.

IV. Kapitel.

Waldbäume.

Arisch-europäische und europäische Baumnamen. Die Frage der Urheimat. Die Baumseele. Wald und Tempel. Griech. *νῆος* und *ναός*. Die Eiche der Baum des höchsten Gottes. Pfahlkultus. Wo entstand der Baumkultus?

Aus der die Indogermanen umgebenden Pflanzenwelt sollen hier nur die Namen der Waldbäume herausgegriffen werden, insofern man aus ihnen seit alters Schlüsse auf die Urheimat und Wanderungen der Indogermanen zu ziehen versucht hat. Ein grosses Hindernis, das diesem Beginnen im Wege steht, ist freilich die bedeutende Veränderlichkeit der etymologischen Reihen dieses Gebietes in ihrer Bedeutung, wie schon I³, 184 hervorgehoben wurde. Sogar in ganz nahe verwandten Sprachen, ja auf demselben Sprachgebiet treten uns oft dieselben Wörter in verschiedener Bedeutung entgegen. So bezeichnet z. B. altpr. *invis* die Eibe, lit. *jėvą* den Faulbaum, slav. *iva* die Weide. Im Litauischen selbst schwankt *ėglė*, *ėglius* zwischen den Bedeutungen „Eibe“ und „Tanne“. Altsl. *smrŭčĭ* ist der Wachholder, *smrěča* die Zeder, čech. *smrk* die Fichte, kleinruss. *smerek* die Tanne. Altsl. *brěstŭ*, russ. *berestŭ* bedeuten „Ulme“, bulg. *brěst* auch „Birke“ (vgl. russ. *berěsto* „Birkenrinde“) usw. Unter diesen Umständen steht nichts der Annahme im Wege, dass schon in der idg. Grundsprache, namentlich wenn wir annehmen, dass dieselbe auf einem verhältnismässig grossen geographischen Gebiet geglitten habe, einzelne Baumnamen verschiedene Bedeutungen gehabt haben könnten, ein Gesichtspunkt, der sich für unsere weiteren Betrachtungen als wichtig erweisen wird.

Im folgenden soll nun zunächst eine Übersicht über die etymologisch verwandten Baumnamen der idg. Sprachen gegeben werden, und zwar in der Weise, dass zuerst die den europäischen und arischen Sprachen gemeinsamen, dann die sich auf

die europäischen Sprachen (und das Armenische) beschränkenden Gleichungen aufgeführt werden.

A. Europäisch-arische Baumnamen.

1. Der verbreitetste Baumname der idg. Sprachen ist an die Stämme *dru*, *deru*, *doru* etc. geknüpft und zeigt im wesentlichen drei verschiedene Bedeutungen, nämlich: a) „Baum“, „Holz“, z. B. scrt. aw. *dru* „Baum“, scrt. *dáru*, aw. *dáuru* „Holz“, altsl. *drávo*, *drévo* „Holz“, alb. *drú* „Holz, Baum“, got. *triú* „Baum“; b) „Eiche“, z. B. griech. $\delta\rho\upsilon\varsigma$, maked. $\delta\acute{\alpha}\rho\upsilon\lambda\lambda\omicron\varsigma$, ir. *dair*, *daur*; c) „Kiefer“ oder „Föhre“, z. B. lit. *dervã* „Kienholz“, lett. *darva*, altn. *tjara*, agls. *teoru* „Teer“, altn. *tyrr* „Föhre“, *tyrve* „Kienholz“ (lat. *larix* „Lerchenbaum“?). Nun ist oft über die Frage gehandelt worden, welches die älteste dieser drei Bedeutungen sein möchte, zuletzt und am ausführlichsten von H. Osthoff Parerga I („Eiche und Treue“). Dieser Gelehrte gelangt zu der Überzeugung, dass von der Bedeutung „Eiche“ auszugehen sei, und zwar einerseits, weil er in derartigen Fällen überhaupt die besondere Bedeutung für älter als die allgemeine hält¹⁾, und andererseits weil er gegenüber dem von ihm scharfsinnig und überzeugend geführten Nachweis, dass in den idg. Sprachen von den Stämmen *dru*-, *deru*-, *doru*- zahlreiche Adjektive etc. für die Begriffe „fest, hart, stark, treu“ (vgl. z. B. lit. *drútas* „stark, fest“, ir. *derb* „sicher, gewiss“, scrt. *dárunã* „hart“, got. *triggwís* „treu, zuverlässig“) entsprossen sind, der an sich richtigen Ansicht ist, dass derartige Bedeutungsübergänge nicht sowohl auf den Begriff des Holzes an sich, als vielmehr auf den des festen Holzes, des Kernholzes, das wäre nach ihm eben die Eiche, zurückführen. Da nun aber auch die Kiefer (vgl. Brockhaus' Konversationslexikon s. v. Holz und Kiefer) zu den „Kernholzbäumen“ gehört und ihr Holz, namentlich bei gewissen Arten und bei älteren Bäumen, an Härte kaum hinter dem der Eiche zurücksteht, da ferner in der oben auf-

1) Vgl. dazu I³, 184 Anm. 1. Wenn Osthoff Parerga I, 177 auch für altsl. *dqbŭ* (= ahd. *zimbar*) von der Bedeutung „Eiche“ glaubt ausgehen zu müssen, so ist dagegen zu bemerken, dass gerade in den älteren Sprachepochen, nicht nur im Kirchenslavischen und Serbischen, sondern auch im Altrussischen (vgl. Sreznevskij *Materialy* etc.), die Bedeutung „Baum“ für *dqbŭ* sehr stark hervortritt.

geführten Wortsippe die Bedeutung „Kiefer“ (Teer) eine nicht geringere Rolle spielt, als die Bedeutung „Eiche“, so möchte ich glauben, dass wir hinsichtlich der Urbedeutung der in Frage stehenden Wortsippe doch über ein *non liquet* nicht hinauskommen. Aber selbst wenn man für *dru*, *deru*, *doru* eine Urbedeutung „Eiche“ zugeben wollte, scheint mir die hervorragende Wichtigkeit dieser Baumart weniger für die Urheimat der Indogermanen, als vielmehr für diejenigen Länder hieraus zu folgen, in deren Sprachen *dru* usw. den Sinn von Baum angenommen hätte, insofern nur in ihnen, nicht aber in der Sprache des idg. Urlandes die Eiche der Baum *κατ' ἐξοχήν* gewesen sein müsste.

Im ganzen scheint mir also die Vorstellung von „der Eichenheimat“ der Indogermanen (Hoops Waldbäume p. 119) auf schwachen Füßen zu stehen, wobei natürlich mit Rücksicht auf später zu nennende Gleichungen (B, a; 1, B, c; 20) nicht geleugnet werden soll, dass der Baum in gewissen Teilen des Urlandes vorkam und durch seinen majestätischen Bau, seine Fähigkeit, besonders den Blitz anzuziehen usw., die Aufmerksamkeit der Menschen in hohem Grade auf sich lenkte.

2. Sert. *bhârja*, osset. *barse*, Pamird. *furz*, *bruğ*, altpr. *berse*, lit. *bérzas*, altsl. *bréza*, ahd. *birihha* „Birke“. Auch im lat. *fraxinus*, *farnus* kehrt das Wort wieder, das aber hier, da die Birke in Italien, ebenso wie im übrigen Süden Europas allmählich verschwindet, die Bedeutung „Esche“ angenommen hat. Lat. *betula*, wozu auch alb. *b'létsze* gehört, ist ein Lehnwort aus dem Gallischen (ir. *bethe*). Im Griechischen findet sich aus den angegebenen Gründen gar keine Bezeichnung des Baumes. Das Vorhandensein eines Namens der Birke im Wortschatz der idg. Grundsprache beweist, dass die idg. Urheimat jedenfalls nicht in den südlichen Halbinseln Europas gesucht werden darf, ein bei so viel Unsicherheit immerhin wichtiger Punkt.

3. Aw. *vaéti*, npers. *béd*, afgh. *vala* (sert. *vétasá* „Rute“), griech. *ἰτέα*, lat. *viteax*, altpr. *witwan*, lit. *wýtis*, ahd. *wida* „Weide“.

4. Sert. *pîta-dru*, *pîta-dâru*, *pîtu-dâru*, Pamird. *pît*, griech. *πίτυς*, lat. *pinus* „ein Nadelbaum“. Vgl. auch sert. *jatu* „Lack, Gummi“, agls. *cwidu*, ahd. *chuti* „Kitt, Leim“, lat. *bitâmen* „Erdpech“, ursprünglich wohl „Baumharz“.

5. Osset. *fârwo*, *farwe* „Erle“, ahd. *felawa* „Weide“. Urbedeutung unsicher.

6. Einen über die Grenzen Europas hinausgehenden Baumnamen hat man neuerdings auch dadurch zu gewinnen versucht, dass man die europäischen Wörter lat. *fāgus*, ahd. *buohha* „Buche“, griech. *φηγός* „Speiseeiche“ mit dem kurd. *bâz* „Ulme“ verglichen hat (vgl. Bartholomae I. F. IX, 271, Osthoff B. B. XXIX, 249 ff.). Wenn dies richtig ist, so gehen doch die Schlüsse, die Hoops Waldbäume p. 125 ff. daraus gezogen hat, zu weit. Er, wie auch Bartholomae (vgl. oben I³, 184), nehmen an, dass infolge dieser Gleichung die Urheimat der Indogermanen innerhalb der Buchengrenze (s. u.) gesucht werden müsste. Woher wissen aber die beiden Gelehrten, dass die genannten Baumnamen bei dem tatsächlichen Auseinandergehen ihrer Bedeutungen in der Ursprache den Sinn von „Buche“ gehabt haben? Es ist ja richtig, dass zwei idg. Sprachen (Lateinisch und Germanisch) in dieser Beziehung übereinstimmen. Allein eine andere von Hoops p. 121 selbst angeführte Reihe von Baumnamen: griech. *ἄξύη*, alb. *ah* „Buche“ = armen. *haçi* „Esche“ zeigt dieselben Erscheinungen, und hier machen es die etymologischen, wiederum von Hoops selbst angeführten Begleiterscheinungen (vgl. u. B, a; 5) so gut wie sicher, dass nicht von der Bedeutung „Buche“ auszugehen ist. Endlich könnte hier auch der schon oben angedeutete Fall vorliegen, dass die angeführte Wortreihe schon in der Ursprache die Bedeutung von „Buche“ und von „Ulme“ hatte, indem die Indogermanen sowohl diesseits wie jenseits der Buchengrenze wohnten (s. u.).

Einen europäisch-arischen Baumnamen hat man schliesslich aus der von mir (B. B. XV, 289) aufgestellten Gleichung sert. *dhánvan* „Bogen“ = ahd. *tanna* zu folgern; doch dürfte es auch hier schwer sein, den Ursinn derselben festzustellen (vgl. die oben p. 104 angeführte Literatur).

B. Europäische Baumnamen

a) die der Centum- und Satemsprachen

(vgl. über diese Einteilung der idg. Sprachen Sprachv. u. Urg. I³, 71 ff., 135 und oben p. 127).

1. Die Bekanntschaft mit der Eiche folgt aus einer gemeinsamen Benennung der Eichel: griech. *βάλανος*, lat. *glans* — altsl. *želadī*, armen. *katin*.

2. Griech. *πέυκη*, ahd. *fuhta*, ir. *ochtach* — altpr. *peuse*, lit. *puszīs* „Fichte“; vgl. dazu einen gemeinsamen Namen des Peches: griech. *πίσσα*, lat. *pix*, altsl. *piklŭ*.

3. Lat. *ulmus*, ir. *lem*, ahd. *elm-boum*, altn. *almr* — russ. *ilēmŭ* „Ulme“.

4. Lat. *alnus*, ahd. *elira*, altn. *ölr* — lit. *elksnis*, altsl. *jelŭcha* „Erle“.

5. Lat. *ornus*, cymr. *onnen* — lit. *ũsis*, altpr. *woasis*, russ. *jásenŭ*. „Esche“; vgl. dazu altn. *askr*, armen. *haçi* „Esche“, griech. *ὄξύνη*, alb. *ah* „Buche“ (oben p. 173).

6. Ahd. *aspa*, altn. *ösp* (griech. *ἄσπρος* „eine fruchtlose Eichenart“; im Süden verschwindet die Espe) — altpr. *abse*, lit. *apuszė*, russ. *osina* „Espe“ (vgl. Hoops¹⁾ a. a. O. p. 122).

7. Maked. *κλωνόροχος*, *γλίνος*, ahd. *linboum*, altn. *hlymr*; altcorn. *kelin* — altsl. *klenŭ*, lit. *klėwas* „Spitzahorn“.

8. Agls. *wīce* — alb. *við*, russ. *vjazŭ* „Ulme“ (vgl. Hoops a. a. O. p. 261).

9. Ahd. *linta* „Linde“ — russ. *lutŭe* „Lindenwald“, weissruss. *lut* „Bast einer jungen Linde“ (lit. *lentà* „Brett“, lat. *linter* „Kahn“, sc. aus Lindenholz, griech. *ἐλάτη* „Fichte“; in Griechenland verschwindet die Linde).

10. Ir. *fern* „Erle“ — alb. *veře* „populus alba“ (armen. *geran* „trabs“; vgl. Lidén I. F. XVIII, 485 ff.).

11. Griech. *ῥάβδος* („Weiden)rute“, lat. *verbena* — altsl. *vrŭba* „Weide“.

12. Griech. *ἄρκενθος* „Wachholder“ — altsl. *smrėči* id. (s. o.). Oder letzteres: armen. *mair* „pinus, cedrus“? Anders Lidén I. F. XVIII, 507.

13. Griech. *κέδρος*, eigentl. „Wachholder“ — lit. *kadagŭs*, altpr. *kadagis* id. (Reallexikon p. 926, Lidén I. F. XVIII, 491).

1) Hoops a. a. O. verfolgt diese Reihe bis in die türkisch-tatarischen Sprachen, in denen Formen wie *apsak*, *aspak* begegnen, die nach H. nur als Entlehnungen aus iranischem Sprachgebiet verstanden werden könnten, auf dem der Baumname aber nicht bezeugt ist. Er zählt daher den Namen der Espe zu den unter A zusammengestellten europäisch-arischen Baumnamen. Allein auch das slavische *osa* muss, wie altpr. *abse* zeigt, vor gar nicht so langer Zeit noch **opsa* gelautet haben, so dass auch dieses die Quelle der turko-tat. Wörter sein kann. Vgl. auch Pedersen K. Z. XXXIX, 462.

14. Lat. *Abella* „Apfelstadt“ (*malifera Abella*), ahd. *apful*, ir. *aball* — lit. *óbūlas*, altpr. *woble*, slav. *jablŭko* „Apfel“.

15. Griech. *κόνεια*, lat. *cornus* „Kornelkirsche“ — lit. *Kīrnis* „dea cerasorum“.

16. Griech. *ἄρουα τὰ Ἡρακλειωτικά ἄρουα* — alb. *aře*, altsl. *orečŭ* „Nuss“.

b) Satemsprachen.

17. Lit. *lazdà*, altpr. *laxde*, alb. *l'aidi* „Haselnuss“ (anders Lidén I. F. XVIII, 487, der die litauisch-preussischen Wörter mit armen. *last* „Holzfloss“ vergleicht).

18. Altsl. *brěstŭ* etc. (s. o.) „Ulme, Rüster“, armen. *barti* „Espe, Pappel“ (Lidén I. F. XVIII, 490).

19. Russ. *jálovecŭ* „Wachholder“, armen. *etevin* „Zeder, Fichte“ (Lidén a. a. O. p. 491).

c) Centumsprachen.

20. Lat. *quercus*, longob. *ferēha* „Eiche“ (neben ahd. *forha* „Föhre“).

21. Griech. *αἰγίλων* „eine Art Eiche“, ahd. *eih*.

22. Griech. *κλήθεη* „Erle“, nhd. dial. *ludere, ludern* „Alpen-Erle“.

23. Lat. *abies*, griech. *ἄβιν· ἐλάτην, οἱ δὲ πύκην* Hes.

24. Lat. *salix*, ir. *sail*, ahd. *salaha* „Weide“.

25. Griech. *ἐλίκη*, agls. *welig* „Weide“ (Hoops I. F. XIV, 481).

26. Lat. *corulus*, ir. *coll*, ahd. *hasal* „Hasel“.

27. Griech. *ἄκαστος* (Hes.), lat. *acer*, ahd. *ahorn* „Bergahorn“.

28. Lat. *tilia*, ir. *teile* „Linde“.

29. Lat. *pirus*, griech. *ἄπιος* „Birnbäum“.

30. Ahd. *wihselā* „Weichselkirsche“, griech. *ἰξός*, lat. *viscum* „Mistel“ (? vgl. Hoops Waldbäume p. 545 ff., Lidén a. a. O. p. 496).

Ein gemeinsamer Baumname der Centumsprachen folgt schliesslich aus der Gleichung griech. *τόξον* „Bogen“ = lat. *taxus* „Eibe“ (oben p. 105).

Die hier gegebenen Zusammenstellungen enthalten, wie wir schon bemerkten, im einzelnen wenig, was sich für die

Feststellung der idg. Urheimat verwerten liesse. Wie stehen die Dinge, wenn wir sie im ganzen betrachten? Das Bild, das sie uns alsdann darbieten, ist ein sehr klares: Die Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Baumnamen sind, sobald wir uns auf die Vergleichung der europäischen Sprachen beschränken, häufig (30 Nummern), sobald wir die europäisch-arischen Gleichungen ins Auge fassen, gering an Zahl¹⁾ (6 Nummern). Zur Erklärung dieses Verhältnisses bieten sich drei Möglichkeiten dar: entweder hatten auch die Arier einstmals an jenen europäischen Baumnamen teil und haben sie, vielleicht auf der Wanderung durch baumlose Gebiete, verloren, oder die europäischen Baumnamen stellen gegenüber den europäisch-arischen Neuschöpfungen, vielleicht auch Entlehnungen aus den Sprachen ureingesessener Völker dar, oder endlich, das Urland der Indogermanen war so beschaffen, dass sich aus dieser Beschaffenheit eine reichere Terminologie der Baumflora in den einen Teilen gegenüber einer ärmlicheren in den anderen erklärt. Was die erste dieser drei Möglichkeiten anbetrifft, so würde sie sich nur dann über den Charakter einer blossen Vermutung erheben, wenn es gelänge, solche Fälle, wie den eben angeführten: ahd. *tanna* = scrt. *dhānvan* „Bogen“, Fälle also, in denen sich idg. Baumnamen in arische Waffen-, Werkzeug- und Gefässnamen geflüchtet hätten, in grösserer Anzahl nachzuweisen. Dieses ist bis jetzt nicht geschehen. Gegen den zweiten Ansatz spricht die Tatsache, dass die europäischen Baumnamen, sprachlich betrachtet, nicht den Eindruck von Neuschöpfungen oder prähistorischen Entlehnungen machen, und dass die Annahme, sie könnten aus vorindogermanischen Sprachen herstammen, sich nicht auf irgendwelche greifbare

1) Hoops Waldbäume p. 115 sagt, dass Hirt I. F. I, 477 ff. das Verdienst habe, weitere Baumnamen für die indogermanische (europäisch-arische) Urzeit nachgewiesen zu haben. Ich kann nur finden, dass der einzige neue arische Baumname, den er zum Vergleich mit europäischen a. a. O. beigebracht hat, das höchst zweifelhafte scrt. *parkati* „Ficus religiosa“ = lat. *quercus* ist. Auch Hoops ist eine solche Erweiterung des europäisch-arischen Bestands an Baumnamen nicht gelungen (vgl. oben p. 174 Anm. 1). Das einzige neue, was in jüngerer Zeit in dieser Beziehung ermittelt worden ist, ist vielmehr das oben erwähnte kurd. *bāz* „Ulme“, das freilich auch nur bei Anwendung höchst verwickelter etymologischer Kunstgriffe mit lat. *fāgus* usw. vermittelt werden kann.

Tatsachen zu stützen vermag. Es bleibt somit die dritte Möglichkeit übrig, gegen die keinerlei Bedenken bestehen, sobald wir innerhalb des ältesten Verbreitungsgebiets der idg. Völker eine Lokalität aufweisen können, die auf verhältnismässig beschränktem geographischen Raum den oben gestellten Anforderungen entspricht.

Eine solche Lokalität ist nun allerdings vorhanden, und zwar in Europa nur einmal vorhanden. Es ist dies der Süden des europäischen Russlands, vielleicht zusammen mit den benachbarten asiatischen Regionen, da es eine geographische Grenze zwischen Europa und Asien nicht gibt. Ein grosser Teil des europäischen Süd-Russlands wird durch sogenannte Wald- oder Übergangsteppen gebildet, Bezirke, in denen Steppen und Wälder vielfach ineinander greifen, indem einerseits der dichteste Wald oft unmittelbar an die Steppe herantritt, andererseits ein häufig sehr ausgedehnter Baumwuchs an den Läufen der Flüsse und auf den Erhöhungen des Bodens, an denen Südrussland viel reicher ist, als man gewöhnlich annimmt, mitten in die Steppe vordringt. „Der Übergang (zwischen Wald und Steppe)“, sagt auch A. Hettner Das europäische Russland p. 26, „vollzieht sich ganz allmählich: die Wiesen im Waldland werden häufiger und grösser und nehmen immer mehr überhand, so dass der Wald halbinselförmig in die Steppe vorspringt oder in Inseln in sie eingesprengt erscheint. Namentlich ziehen sich an den Flussläufen Waldstreifen entlang, und auch die Hänge der in das Plateau eingeschnittenen Täler und Schluchten sieht man oft mit Wald bekleidet, wahrscheinlich weil sie gegen die über das Plateau hinfegenden, austrocknenden Winde geschützt sind. Erst ganz im Süden breitet sich die Steppe ohne Unterbrechung in unendlicher Einförmigkeit aus.“ Ebenso äussert sich Ratzel Bericht d. kgl. sächs. Ges. d. W. LII, 57. In der in diesem Wald-Steppen-gebiet des südlichen Russlands nachweisbaren Baumflora (vgl. besonders A. Nehring Die geographische Verbreitung der Säugtiere in dem Tschernosem-Gebiete des rechten Wolga-Ufers sowie in den angrenzenden Gebieten, Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin XXVI B. No. 4; dazu Fr. Th. Köppen Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russlands, 2 Teile, Petersburg 1888, 1889) finden sich, abgesehen von Buche und Eibe (s. u.), die auf den äussersten Westen beschränkt sind, tat-

sächlich alle im obigen (unter B) genannten Arten wieder. Hier würden wir also die Ursitze der europäischen Indogermanen (mit Einschluss der Armenier) lokalisieren. Südöstlich von ihnen, in den reineren Steppengebenden und in den ungeheuren, heute von Kalmüken und Kirgisen besetzten Distrikten zwischen dem Unterlauf des Don und der Wolga sowie der sogenannten aralo-kaspischen Niederung, in denen der Baumwuchs fast ganz verschwindet, und wo daher auch seine Terminologie eine sehr dürftige sein musste, würden wir glauben, dass die Vorfahren der Iranier und Inder einst sassen oder nomadisch umherstreiften (vgl. Kap. VI). So kann man meines Erachtens wohl begreifen, dass von der reichen Terminologie der Baumarten im Westen und Nordwesten nur die Namen der am weitesten in die Steppe vordringenden Birke, Weide und irgend eines Nadelgewächses (mehr lässt sich, wie wir sahen, durch europäisch-arische Gleichungen tatsächlich nicht belegen) bis in den fernen Süd-Osten hinübergriffen.

Wenn wir aber die Urheimat der Indogermanen in die Waldgebiete, Waldsteppen und Steppen des südlichen Russlands verlegen — was an dieser Stelle ein blosser Ansatz sein soll, der erst im Rahmen späterer Erwägungen seine Bestätigung empfangen wird —, so steht nichts im Wege, die Wohnsitze der westlichsten Glieder des idg. Sprachstamms so zu lokalisieren, dass sie in den Bereich der Buche hineinfallen, die in Russland noch in Polen, Wolhynien, Podolien und Bessarabien auftritt. Die beiden oben genannten Sprachreihen: kurd. *bâz* „Ulme“, lat. *fâgus*, ahd. *buohha*¹⁾ „Buche“ und armen. *haçi* „Esche“, griech. *ὄξύς*²⁾, alb. *ah* „Buche“ könnten also, wenn einst-

o

1) Hieraus entlehnt altsl. *buky*, russ. *bukü* usw., da die Ursitze der Slaven ausserhalb der Buchengrenze lagen. Dass russ. *bozû* usw. „Hollunder“ mit kurd. *bâz*, lat. *fâgus* usw., wie Hoops p. 126 annimmt, urverwandt sei, ist wenig glaublich. Eine Vermutung über die Etymologie des Wortes bei A. Brückner Archiv f. slav. Phil. XXIII, 626. — Eine merkwürdige Entlehnung aus dem Deutschen ist russ. *pichta* „Edel-Tanne“ (*Abies pectinata*). Da diese in Russland fast nur in Polen vorkommt (Köppen II, 546), so wäre die Entlehnung an sich (wie bei *bukü*) nicht auffallend, merkwürdig aber ist der Ausgangspunkt dieser Entlehnung: ahd. *fichta*, nhd. *fichte*, das, soviel ich weiss, nicht für *tanne* gebraucht wird.

2) Wahrscheinlich ein ursprünglich nordgriechisches Wort, da die Buche in Griechenland nur im Norden vorkommt (genaueres im

mals diesseits und jenseits der Buchengrenze geltend, in dieser Verschiedenheit der Bedeutungen schon indogermanisch sein. Ganz ähnlich wie die Grenze der Buche verläuft auch die der Eibe (*Taxus baccata*; Köppen II, Karte V), zu deren Rechten und Linken wir die schon oben angeführte Sprachreihe slav. *iva* „Weide“, lit. *jėwà* „Faulbaum“, altr. *invis* „Eibe“¹⁾ fanden. Zwei wahrscheinlich von jeher diesseits der Eibengrenze sitzende Völker, die Griechen und Römer, weisen für diesen Baum die schon oben genannte Gleichung *τόξον* „Bogen“ (vgl. altn. *ýr* „Eibe“ und „Bogen“) = lat. *taxus* auf. Bemerket sei noch, dass auch die Ostgrenze des Ephesus (*Hedera helix*) sehr viel gemeinsames mit der der Buche und Eibe aufweist (vgl. Köppen II, Karte III). Allein die früher allgemein als richtig angenommene Gleichung griech. *κισσός* (**χιδίος*) = lat. *hedera*, die wenn richtig, auf gleicher Stufe mit *τόξον* — *taxus* stehen würde, wird gegenwärtig von mehreren Etymologen bezweifelt (vgl. z. B. Walde Et. Wb. d. lat. Spr.).

Wenn wir so gesehen haben, dass die sprachliche Geschichte unserer Waldbäume in ein hohes Alter hinaufgeht, so liesse sich ein gleiches sagen von tausenderlei Zügen der Sitte und des Glaubens, die sich an denselben emporgerankt haben. Freilich wird es auch auf diesem Gebiete noch eingehenderer Forschungen bedürfen, um das gemeinsam Ererbte von dem durch Entlehnung oder auch durch Zufall Gemeinsamen zu sondern. Übereinstimmend bei den europäischen Nordstämmen wie bei Griechen und Römern findet sich der Glaube an das Leben des Baumes, die Baumscele. Der Baum wächst, trägt Früchte, verwelkt, stirbt wie der Mensch. So liegt es einer naiven Phantasie nahe, ihn den lebenden Wesen gleichzustellen. Aus Bäumen, so glaubt man, ist das Menschengeschlecht hervorgegangen. Bei Homer heisst es sprichwörtlich: *ὄνκ ἀπὸ δρυός ἐσσι οὐδ' ἀπὸ πέτρης*. Im Norden begegnet der Mythos von dem Weltbaum

Reallexikon p. 117) und dann verschwindet. Mit diesem Verschwinden kann die Bedeutungsverschiebung von griech. *φηγός* = lat. *fagus* „Speiseeiche“ — „Buche“ zusammenhängen.

1) Hierher auch ahd. *īwa*, *īha*, agls. *iw*, *eo*, ir. *éo*, cymr. *yw* etc. Die Reihe wurde in die obigen Zusammenstellungen nicht aufgenommen, weil sie sich auf Nordeuropa beschränkt und etymologisch noch dunkel ist.

Yggdrasil. Viele Bäume bluten wie Menschen, wenn sie der Schlag der Axt trifft. Wald und Hain beleben sich mit Waldgeistern und Wildfrauen, wie Dryaden und Nymphen. Kurz, hier ist die Quelle der zahllosen Wald- und Feldkulte zu suchen, wie sie W. Mannhardt in seinen beiden Werken *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme* Berlin 1875 und *Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung* erläutert 1877 (beide Werke neu herausgegeben von W. Heuschkel 1904 u. 1905) zu entwirren und darzustellen unternommen hat.

Namentlich aber hängt mit dieser Grundanschauung von dem Leben des Baumes auch die uralte Vorstellung zusammen, die den Wohnsitz der unsterblichen Götter in den Bäumen sucht. Wälder und Haine sind die ältesten Tempel, welche die Natur selbst den Unsterblichen errichtet hat. Ich brauche hierfür nicht die zahlreichen geschichtlichen Beispiele anzuführen, die für die Nordstämme J. Grimm in der *Deutschen Mythologie* I³, 57—77, für die Griechen und Römer C. Boetticher *Über den Baumkultus der Hellenen und Römer* Berlin 1856 gesammelt haben. Aber auch in sprachlicher Beziehung macht bereits J. Grimm die feinsinnigen Bemerkungen: „Tempel ist also zugleich Wald. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten Stätte“ *Myth.* I³, 59, und „Die ältesten Ausdrücke unserer wie der griechischen Sprache können sich von dem Begriff des heiligen Hains noch nicht losreißen“ *Geschichte d. D. Spr.* p. 116. Hierfür beruft sich J. Grimm auf die germanischen Wörter got. *alhs*, ahd. *wîh*, ahd. *haruc* (*harugari* „Priester“), agls. *bearu*¹⁾ (ahd. *parawari*), deren Bedeutung deutlich zwischen *lucus* und *fanum* schwanken, und auf

1) Von diesen Wörtern gehört got. *alhs*, agls. *ealh*, alts. *alah* „Tempel“: altlit. *elkas* „Hain“, lett. *elks* „Götze“; ahd. *wîh*, agls. *wîh*, altn. *vé* bedeutet allgemein „Heiligtum“ (got. *veihs* „heilig“); ahd. *haruc*, agls. *hearh* ist noch nicht sicher erklärt (Vermutungen in meinem Reallexikon p. 857 und bei Hoops *Waldbäume* p. 120). Agls. *bearu* gehört zu dem gemeinslavischen *borŭ* „Fichte, Fichtenwald“. Vgl. auch altn. *barr* „the needles or spines of a fir tree“, *bar-skógr* „needlewood“ (Vigfusson). Der Bedeutungsübergang von agls. *bearu* „Wald“, altn. *börr* desgl. zu altsl. *borŭ* „Fichte“ ist wie der von *der tann*: *die tanne*, *der* oder *das buech*: *die buche*, *das esch*, *das asp*, die alle zunächst

die griechischen *τέμενος* („heiliger Bezirk“: *τέμνω*) und *ἄλλος* (= slav. *lěsŭ* „Wald“?). „Abgezogner“, meint J. Grimm, sei nur griech. *ναός* „Tempel“. Es gehöre zu *ναίω* „ich wohne“ und bedeute „Wohnung der Götter“. Dieser Erklärung des kulturhistorisch so wichtigen Wortes haben sich auch die neueren Etymologen angeschlossen und die dialektischen Formen hom. *νηός*, attisch *νεός*, äol. *ναῦος* auf eine Grundform **nas-vo-s* (vgl. *ἔνασσα, ἐνάσθη*) „Wohnung“ zurückgeführt. Allein es ist mir sehr zweifelhaft, ob diese Deutung sich halten lässt; denn einmal fehlt es vom rein lautgeschichtlichen Standpunkt durchaus an Beispielen, die das „Lautgesetz“ der Verwandlung eines intervokalen *sv* in griech. *v* (*ναῦος* aus **nas-vo-s*) sonst noch bestätigen. Besonders aber scheint mir ein Ursinn „Wohnung“, von dem sich in historischer Zeit keine Spur erhalten hätte, für den Begriff des Tempels im Hinblick auf die Verhältnisse der griechischen Urzeit doch allzu abstrakt oder „abgezogen“, wie J. Grimm sich ausdrückte (vgl. dazu mein Reallexikon p. 860). Ich erlaube mir daher, aufs neue eine andere Erklärung des griech. *νηός* vorzuschlagen, die zugleich ein Beispiel dafür ist wie anders sich die Dinge ausnehmen, wenn man die Kulturwörter nur lautlich, und wenn man sie lautlich und sachlich (vgl. I³, 212 f.) betrachtet.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass griech. *νηός* ursprünglich nicht sowohl den ganzen Tempel als vielmehr den innersten Raum des *ιερεῖον* bezeichnete, der das Bild des Gottes enthielt (*τὸ ἄδυτον, ὁ σηκός*). Was wird nun *νηός* in urgriechischer Zeit, wo doch natürlich von irgend welchen Kunstbauten noch keine Rede sein konnte, bedeutet haben?

Die richtige Antwort auf diese Frage hat bereits Plinius gegeben, wenn er *Hist. nat.* XII, 1, 2 den Gedanken ausführt, dass Bäume die ältesten Wohnsitze der Götter gewesen seien. Dies wird durch unzählige Züge der griechischen Überlieferung bestätigt. Der älteste Tempel der ephesischen Artemis befand sich im Stamm einer Ulme (*πρόεμνω ἐνὶ πτελέης*) oder unter dem

„Wald aus der betreffenden Holzart“, dann „Wald überhaupt“ bedeuten (vgl. Schmeller Bair. W. I², 196); auch slav. *borŭ* kommt in der allgemeinen Bedeutung von Wald vor (Miklosich Et. W.). Vgl. auch *Silva Hercynia*: lat. *quercus*, ahd. *forha*, *S. Bacenis*: ahd. *buohha*, *S. Caesia*: mhd. *heister* „junge Buche“ u. a.

Stamm einer Eiche (*φηγοῦ ὑπὸ πρέμνῳ*). Pausanias 8, 13, 2 berichtet: *πρὸς δὲ τῇ πόλει ξόανόν ἐστιν Ἀρτέμιδος Ἰδρυταί δὲ ἐν κέδρω μεγάλη*. Götterbilder werden auf Bäumen oder unter Bäumen angebracht. Es gab einen *Ζεὺς ἔνδενδρος*, einen *Διώνυσος ἔνδενδρος*, eine *Ἑλένη δενδροίτις* wie eine *Ἀρτέμις κεδροεάτις* usw. (vgl. Bötticher a. a. O. p. 9 ff., p. 142, K. F. Hermann Lehrb. d. gottesdienstl. Altertümer² p. 91 ff., Baumeister Denkmäler I). Aber eine noch deutlichere Sprache redet der uralte Kultusname des Dodonäischen Juppiter, des *Ζεὺς Νάιος* (*ναΐσιος*), also des Zeus, der sonst *φηγοναῖος* „der von der Eiche“ genannt wird, der in der Substanz des heiligen Baumes lebt (*arbor numen habet*), dessen Stimme aus dem Rauschen der Eiche erschallt. Kann dieser *Ζεὺς Νάιος* etwas anderes als *Ζεὺς ἔνδενδρος*, d. h. „der im Baume“ oder „der im Baumstamme“ sein?

Auf denselben Stamm und auf dieselbe Grundbedeutung wie *ναός* „der Tempel“ führt nun nach meiner Meinung diejenige Wortreihe zurück, die schon in der Ursprache den Nachen, das Boot bezeichnete: sert. *nāu* neben *nāva*, *nāvá'*, lat. *nāvis*, griech. *ναῦς* (gen. dor. *νᾶός*, ion. *νηός*, att. *νεός*) neben **νᾶφο*, **νηφο* in *Ἐχένηος* n. pr. „Habeschiff“ usw. Wir werden später von dem Schiffsbau der Indogermanen eingehender zu handeln haben. Schon jetzt aber kann mit Bestimmtheit hervorgehoben werden, dass wir uns die idg. Boote nicht anders als ausgehöhlte Baumstämme, sog. „Einbäume“ zu denken haben. In sprachlicher Beziehung spiegelt sich dies deutlich genug ab; man denke an sert. *dá'ru* „Holz“, „Kahn“, altn. *askr*, mlat. *ascus* „Esche“, „Schiff“, altn. *eikja* „Eiche“, „Boot“, alts. *stamm*, lat. *linter* (vgl. oben p. 174), *caudex* und *caupulus*, mlat. *cocha*, frz. *choque*, it. *fusta*, mlat. *fustis*, it. *legno*: *lignum* usw., alle „Holzstamm“ und „Schiff“. Ja, norwegische Dialekte bieten ein dem griech. *ναῦς* entsprechendes *nō*, *nū* selbst noch in dem Sinne von „ausgehöhlter Baumstamm“ dar (vgl. Noreen Abriss d. urgerm. Lautlehre p. 28). Es scheint mir daher fast zweifellos, dass *ναός* nicht ursprünglich = „Wohnung“ ist, sondern dass wir folgende Bedeutungsentwicklung anzunehmen haben:

| | | |
|---|---|---|
| <p>idg. <i>nāv</i>-, <i>nāvo</i> „Baumstamm“ (norw. <i>nō</i>, <i>nū</i>)</p> | } | <p>griech. <i>νηός</i> „heiliger Baumstamm“, „Tempel“ (<i>Ζεὺς Νάιος</i>). griech. (oder idg.) <i>ναῦς</i> „Einbaum“, „Schiff“.</p> |
|---|---|---|

Die Frage nach der Wurzel dieses Stammes¹⁾ kann unerörtert bleiben.

Der obersten Gottheit gehört die Eiche, der innerhalb des europäisch-indogermanischen Kulturgebiets eine besondere Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Ich brauche hier wiederum nur an den uralten Kult des Dodonäischen Zeus, der selbst *φηγοναῖος* heisst, oder an den in einer uralten Eiche auf dem Kapitol verehrten Juppiter Feretrius (Liv. I, 10) zu erinnern. Von den Kelten weiss Maximus Tyrius (Boetticher p. 529): *Κέλτοὶ σέβουσι μὲν Δία ἄγαλμα δὲ Διὸς Κελτικὸν ἐψηλὴ δρῦς*. Bei Geismar in Hessen fällt Bonifacius die hohe Eiche, welche *prisco Paganorum vocabulo appellatur robur Jovis*. Endlich heiligen auch Slaven, Litauer und Preussen diesen Baum ihrem in Donner und Blitz sich offenbarenden altsl. *Perunū*, lit. *Perkūnas*, preuss. *Percunis*. Aber auch andere heilige Bäume werden öfters genannt, in Italien die Buche (vgl. Festus ed. O. Müller s. v. Fagutal), bei den Kelten ein Birnbaum (J. Grimm Deutsche Myth. I³, 67), bei den Litauern Birke, Hasel, Kirschbaum, Ahorn, Eberesche, Faulbaum, Fichte u. a.

Doch nicht nur der grünende Hain und der lebendige Baum sind den Indogermanen Gegenstand göttlicher Verehrung gewesen. Es kann nicht bezweifelt werden, dass auch der gefällte und entblätterte Stamm, hauptsächlich wohl in Verbindung mit dem Opfer (vgl. scrt. *svāru* „Opferpfosten“ = agls. *swēr* „Säule“), religiösen Zwecken diene. Es genügt in dieser Beziehung auf die dem indischen *yū'pa* („Opferpfosten“) darbrachte Verehrung, auf das lat. *dēlubrum* „Heiligtum“ (Festus ed. O. Müller p. 73: *Delubrum dicebant fustem delibratum, hoc est decorticutum, quem venerabantur pro deo*), auf die alt-sächsische Irmensäule, auf das griechische *ξύλον ὄνκ εἰργασμένον* (vgl. Overbeck Das Kultusobjekt bei den Griechen in seinen ältesten Gestaltungen, Sitzungsber. d. sächs. Ges. d. W. 1864) und anderes zu verweisen (näheres vgl. in meinem Reallexikon s. v. Tempel, Meringer I. F. XVIII, 277 und Kap. XV: Die Religion).

1) Zu meiner Genugtuung sehe ich, dass Meringer I. F. XVIII, 277 jetzt ebenfalls für den Zusammenhang von griech. *ναῦς* und *νεῶς* eintritt. Vgl. auch Beloch Griech. Geschichte I, 113.

Ohne Zweifel ist also ein tiefeingewurzelter Baumkultus als indogermanisch anzusetzen, woraus natürlich folgt, dass die Indogermanen in einem Lande mit Bäumen, und nicht in der Wüste lebten. Keineswegs aber folgt daraus, dass dieses Land deswegen in den undurchdringlichen Urwäldern gesucht werden müsste, die nach der Schilderung der Römer Mittel- und Nord-europa in weiter Ausdehnung bedeckten. Umgekehrt möchte ich vielmehr glauben, dass die Verehrung der Bäume nicht in dem kulturfeindlichen Urwald, der seinen Bewohnern nur Schrecken und Leiden darbot (vgl. darüber Ratzel a. a. O. p. 55 und Hoops Waldbäume p. 91 ff.), sondern da entstanden sei, wo freie Flächen mit Wald wechselten, und der Hain oder auch nur der einzelne Baum unmittelbaren und sichtlichen Segen dem Sterblichen spendete.

V. Kapitel.

Die Kulturpflanzen.

Archäologische, linguistische, historische Tatsachen. — Ältester Bestand idg. Kulturpflanzen: Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne, Mohn. — Die Urheimatfrage. — Cucurbitaceen.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Prähistorie gehört die Erkenntnis, dass in Europa und im Nordwesten Kleinasiens (Troas) schon in der jüngeren Steinzeit Ackerbau getrieben worden ist. Einen Markstein bildet auch in dieser Beziehung die Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten, da der Grund der Seen, in denen dieselben errichtet worden waren, die denkbar besten Bedingungen auch für die Erhaltung der einstmals von den Bewohnern dieser Stationen angebauten Vegetabilien bot. Diese Funde sind zuerst von O. Heer Die Pflanzen der Pfahlbauten (1865) beschrieben worden. Bald aber zeigte sich, dass auch ausserhalb des Bereichs der Schweizer Pfahlbauten und der Pfahlbauten überhaupt die Überreste prähistorischer Kulturpflanzen an den Tag traten, die von G. Buschan in seinem Buch Vorgeschichtliche Botanik (Breslau 1895) mit denen der Pfahlbauten zusammengestellt worden sind, eine Arbeit, die dann von J. Hoops in seinem vortrefflichen Werke Waldbäume und Kulturpflanzen (Strassburg 1905) vervollständigt und weitergeführt worden ist.

Wenn wir somit immerhin über ein ziemlich beträchtliches Material für die Geschichte der Kulturpflanzen in prähistorischer Zeit verfügen, so könnte es doch verhängnisvoll werden, wenn man sich über die Mängel, die demselben noch anhaften, hinwegtäuschen wollte. Nicht überall liegen die Erhaltungsbedingungen so günstig wie bei den Pfahlbauten, und aus den nord-europäischen Ländern wissen wir über dort in vorgeschichtlichen Perioden gebaute Kulturpflanzen fast ausschliesslich etwas infolge so zufälliger Umstände, dass einzelne Körner in den Ton noch nicht erhärteter Gefässe oder in den Wandbewurf der

durch Flechtwerk hergestellten Wohnungen geraten und dadurch erhalten worden sind. Auch ist zu bedenken, dass gewisse Kulturpflanzen wie z. B. die Zwiebelgewächse, die durch Knollen, nicht durch Samen fortgepflanzt werden, keine Möglichkeit gewähren, sie in prähistorischen Schichten nachzuweisen (Hoops), und dass man überhaupt, wenigstens was Nordeuropa betrifft, diesen Untersuchungen erst seit ganz kurzer Zeit¹⁾ eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Damit hängt es auch zusammen, dass sich das ganze von Heer, Buschan und Hoops gesammelte Material auf die westlichere Hälfte unseres Erdteils beschränkt und wir, wie es übrigens ähnlich auch bei den Haustieren der Fall ist, vor einem grossen X stehen, sobald wir uns ostwärts wenden und etwa die russische Grenze überschreiten.

Mit diesen Vorbehalten lässt sich in äusserster Kürze z. Z. folgendes Bild von dem Bestand europäischer Kulturpflanzen in neolithischer Zeit entwerfen. Am weitesten verbreitet und am sichersten nachgewiesen sind von den Getreidearten: Gerste, Weizen und Hirse. Sie treten uns zusammen oder einzeln in ganz Mittel- und Nordeuropa entgegen. So ist z. B. in der neolithischen Station von Butmir in Serbien Weizen (nebst Einkorn) und Gerste, in den ungarischen Niederlassungen von Aggtelek, Felső-Dobsza und Lengyel der gemeine Weizen (nebst Kugelweizen und Einkorn), Gerste und Hirse (*Panicum miliaceum*) gefunden worden. In der Schweiz setzt sich ein vollständiges Bild der schon zur Steinzeit daselbst angebauten Getreidearten aus zwei Sorten Gerste, drei Weizen- und zwei Hirsearten (nebst Einkorn, Binkelweizen und zweizeiliger Gerste) zusammen. Aber auch bezüglich Nordeuropas „lässt sich nach Untersuchung vieler Tausende von neolithischen Topfscherben schon jetzt mit Sicherheit behaupten, dass zur jüngeren Steinzeit an vielen Stellen Dänemarks bereits mehrere Sorten Weizen, sechszeilige Gerste und Hirse gebaut worden sind“ (Hoops p. 308). Ja, hinsichtlich der Getreidearten sind wir in der glücklichen Lage, die oben hervorgehobene geographische Beschränkung der früheren Nach-

1) Im Jahre 1894 übersandte zuerst Frode Kristensen, ein jütischer Dorfschullehrer, dem dänischen Nationalmuseum ein verkohltes Weizenkorn, das er aus der Oberfläche eines prähistorischen Tongefässes losgelöst hatte (S. Müller Nordische Altertumskunde I, 205).

weisungen durch einen Blick auf den russischen Südosten Europas erweitern zu können. Auch in der schon im II. und III. Kap. genannten, von Herrn Chwoiko in Kiew am mittleren Dniepr blossgelegten neolithischen Ansiedlung ist Ackerbau getrieben worden. „Als Beweise hierfür mögen dienen“, so äussert sich Herr Chwoiko in einem Brief an Prof. Anutschin in Moskau, der sich an ihn in meinem Interesse gewendet hatte, „1. die Reste des Strohs und des Kornes (Weizen und Gerste) in den Erdgruben (Resten der Wohnungen), wo auch die Steine sich finden, welche als primitive Mühlen oder Zermahlungsapparate zu deuten sein möchten; 2. dieselben Reste, aber in grösserer Quantität in sogenannten „Plätzchen“ — runden, ebenen Plätzchen, welche wahrscheinlich zu religiösen Zwecken dienten, aber auch zur Aufbewahrung der Reste der Abgeschiedenen. Hier wurde auch Hirse gefunden und die ganzen Schichten der gerösteten Weizenkörner, auch die langen Kieselstücke, welche als Sichel genommen werden können.“ Alle diese Angaben haben durch die inzwischen mir zugänglich gewordene Veröffentlichung des Herrn Chwoiko selbst (vgl. oben p. 153) ihre Bestätigung gefunden. — Dagegen konnte in neolithischer Zeit von Getreidearten bis jetzt nicht der Hafer und der Roggen nachgewiesen werden. Der erstere tritt sowohl in der Schweiz wie auch in Dänemark erst im Bronzealter auf, der letztere scheint zuerst in Schlesien in der Übergangszeit von der Bronze zum Eisen vorzukommen (Hoops p. 410 und 444). Gar keine prähistorischen Funde liegen bis jetzt vom Spelz oder Dinkel vor, mit Ausnahme einer einzigen Ähre, die in den bronzezeitlichen Pfahlbauten der Petersinsel im Bielersee entdeckt worden ist (Hoops p. 414). Im Zusammenhang mit den Getreidearten sei noch auf den Mohn hingewiesen, dessen Anbau schon in der Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben muss, der aber ausserhalb der Schweiz in Mittel- und Nordeuropa bis jetzt nicht prähistorisch zu belegen ist.

Wenden wir uns zu zwei anderen Gruppen von Kulturgewächsen, den Gespinstpflanzen und Hülsenfrüchten, so ist von den ersteren der Flachs (*Linum angustifolium*) in der Steinzeit in Oberitalien, der Schweiz¹⁾ und in Schussenried

1) Nach neueren, auch Hoops noch unbekanntenen Untersuchungen, über die im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft f. Anthrop.

(Württemberg) zu belegen, während der Hanf in älteren prähistorischen Stationen nicht vorkommt. Von Hülsenfrüchten sind bis jetzt Linsen in Serbien (Butmir), Pferdebohnen, Platt-erbsen, Erbsen und Linsen in Ungarn, Bohnen und Linsen in Oberitalien, Erbsen und Linsen in der Schweiz, die letzteren auch bei Schussenried gefunden worden.

Von Zwiebelgewächsen haben wir nach den obigen Bemerkungen keine Überreste zu erwarten, von Wurzelgewächsen ist aus der Steinzeit allein der Pastinak und die Möhre in der Schweiz gefunden worden. Was endlich den Obstbau anbetrifft, so sind vielleicht die ersten Anfänge der Kultivierung bei einer Apfelsorte in der Schweiz (Robenhausen) und in Oberitalien (Lagozza) nachgewiesen worden. Erwähnt sei noch, dass in neolithischer Zeit auch die Eichel, die in den Schweizer Pfahlbauten in grosser Menge in Tongefässen aufbewahrt wurden, und die Früchte der Wassernuss (*Trapa natans* L.) dem Menschen zur Nahrung gedient haben dürften.

Wir gehen nunmehr zu den linguistischen Zeugnissen für das Alter der im bisherigen genannten Kulturpflanzen bei den idg. Völkern über. Auch hier treten uns grosse Schwierigkeiten, und zwar grössere als bei der Geschichte der Haustiere entgegen. Während es bei den in Kap. III uns beschäftigenden Wortreihen fast niemals zweifelhaft war, ob wir es mit Erb- oder Lehnwörtern zu tun haben (vgl. I³, 191 ff.), wird diese Frage, wie sich im folgenden zeigen wird, bei den Kulturpflanzen wiederholt nicht mit völliger Bestimmtheit zu beantworten sein. Dazu kommt, dass gerade in den verbreitetsten Reihen die Bedeutungen oft so auseinandergehen, dass es teils nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, teils gar nicht möglich ist, den ursprünglichen Wortsinn zu ermitteln. Ersteres gilt z. B. für die beiden Reihen: sert. *yáva* „Getreide, Gerste“, aw. *yava* „Getreide“ (npers. *jav* „Gerste“, osset. *yeu, yau* „Hirse“), griech. *ζεά* „Spelt“, lit. *jawai* „Getreide“, ir. *eorna* „Gerste“ und lat. *far* „Spelt“, got. *barizeins* „Gersten-“, altn. *barr*, agls. *bere* „Gerste“, altsl. *bŭrŭ* etc. „eine Hirsenart“, für die

etc. 1905 p. 93 berichtet wird, sei der Schweizer Flachs nicht *Linum angustifolium*, sondern *Linum austriacum* L. und wiese somit nicht, wie man bisher geglaubt hat, auf Herkunft aus dem Süden hin.

Hoops p. 358 ff. die Grundbedeutung „Gerste“ glaubt feststellen zu können, letzteres für Wortsippen wie scrt. *dú'rvá* „eine Hirsenart“, mnd. *terwe*, ndl. *tarwe* „Weizen“, lit. *dirvā* „Acker“, oder griech. *δλυγα* „Spelt (?), scrt. *urvárā* „Saatfeld“ u. a. Eine dritte Eigentümlichkeit der idg. Gleichungen auf dem Gebiete der Kulturpflanzen, nämlich der Umstand, dass sie zum grösseren Teile auf die europäischen Sprachen beschränkt sind, soll uns erst im folgenden Kapitel beschäftigen.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen sich folgende sprachlichen Tatsachen den oben aufgeführten archäologischen gegenüber oder zur Seite stellen:

Getreidearten: Für drei derselben sind unzweifelhafte idg. Gleichungen vorhanden, nämlich: 1. lat. *hordeum*, ahd. *gersta* (wahrscheinlich auch griech. *κοῖ*, *κοιδή* und armen. *gari*) für Gerste, 2. griech. *πυρός*, lit. *purai*, altsl., altruss. *pyro*¹⁾ (scrt. *pāra* „Kuchen“?) für Weizen; vgl. auch arisch scrt. *gōdhūma*, npers. *gendum* (*γανδόμην* Hesych) „Weizen“, 3. griech. *μελίμη*, lat. *milium*, lit. *malnós* für Hirse. Eine unverwandte Gleichung scheint auch für den Hafer in lat. *avena*, altsl. *ovšā*, lit. *avižā*, altpr. *vyse* vorzuliegen, während der den litu-slavischen und germanischen Sprachen gemeinsame Name des Roggens: altsl. *rūži*, lit. *rugys*, agls. *ryge*, altn. *rugr*, ahd. *rokko* eine Entlehnung aus dem von Galen bezeugten thrak. *βοῖζα*, d. i. **vruġja* darstellt²⁾. Der Spelz oder Dinkel (*Triticum spelta* L.) wird so, dass Zweifel ausgeschlossen sind, erst im IV. nachchristlichen Jahrhundert unter dem spätlat. *spelta* genannt, das

1) Dieses Wort übersetzt allerdings lat. *far* und griech. *δλυγα*; da aber der Spelt sicher eine verhältnismässig späte Getreideart ist, so dürfte auch für altsl., altruss. *pyro* von der im Griechischen und dem dem Slavischen nächstverwandten Litauischen erhaltenen Bedeutung „Weizen“ auszugehen sein. Vgl. über andere Glieder dieser Sippe mein Reallexikon p. 948 und Hoops p. 344.

2) Vgl. auch Hoops p. 448. Nach ihm würde die eigentliche Quelle dieser Wortsippe in ostfinnischen und türkischen Sprachen, z. B. ostjak. *ariš*, wog. *oroš*, tschuwasch. *iraš* vorliegen, die allerdings trotz ihres anlautenden Vokals recht russisch (*roži*, Gen. *rži*) aussehen. In diesem Zusammenhang sei auf einen kaukasischen Namen des Roggens: agulisch *sekil*, rutulisch *sukul* etc. (Erckert p. 118) hingewiesen, der auffallend an die noch unerklärte, zuerst von Plinius gebrauchte Bezeichnung dieser Getreideart *secale* (it. *ségola*, frz. *seigle* etc.) erinnert.

eine Entlehnung aus ahd. *spēlta*, *spēlza* ist. Eine sicher urverwandte Reihe liegt dagegen wieder für den im Zusammenhang mit den Getreidearten oben genannten Mohn vor: griech. *μήκων*, *μάκων*, ahd. *mago*, mhd. *mage* und *māhen*, altpr. *moke*, altsl. *makū*.

Gespinstpflanzen. Urverwandt oder doch mit einem starken auf Urverwandtschaft beruhenden Kern ausgestattet, ist nach allen neueren Forschern die Reihe: griech. *λίνον*, *λίτι*, *λίτα*, lat. *linum*, *linteum*, ir. *lín* etc. (cymr. *lliaîn*, corn. bret. *lien* „Leinen“), ahd. *līn* (*līna* „Leine“), lit. *līnai*, altsl. *līnŭ* für den Flachs. Ebenso allgemein wird dagegen die Reihe: griech. *κάνναβις*, lat. *cannabis*, alb. *kanep*, altsl. *konoplja*, lit. *kanapės*, ahd. *hanaf* etc. für den Hanf als auf Entlehnung beruhend aufgefasst. Die Sippe wurzelt in letzter Instanz in den finnischen Sprachen, wo čeremissisch *kyñe* den Hanf, syrjänisch und wotjak. *piš*, *puš* die Nessel bezeichnet, so dass sich *κάνναβις* als ein Kompositum mit der Bedeutung „Hanfnessel“ herausstellt (vgl. u. p. 192 Anm. 1).

Hülsenfrüchte. Unter ihnen liegt eine sichere Gleichung für die Bohne vor: lat. *faba*, altpr. *babo*, altsl. *bobŭ*; vgl. daneben arisch: scrt. *māśha*, npers. *māš*. Die Reihen armen. *sisèrn*, lat. *cicer*, griech. *κοιός*, altpr. *keckers* und griech. *ῥοβος*, *ῥοβήθος*, lat. *ervum*, ahd. *araweiz*, altn. *ertr*, beide für Erbsenarten sowie lat. *lens* (vgl. griech. *λάθυρος*), ahd. *linsi*, lit. *leñzis*, altsl. *lešta* für Linse sind noch nicht durchsichtig genug, um ein sicheres Urteil über das Verhältnis ihrer einzelnen Glieder zueinander zu gestatten.

Von Zwiebelgewächsen ist auf die Reihe griech. *κρόμμυον* „Zwiebel“, agls. *hrōmsan*, nhd. *rams*, lit. *kermūszė*, russ. *čeremśá*, ir. *creamh*, auf den letzteren drei Sprachgebieten „eine wilde Knoblauchart“, unter den Wurzelfrüchten auf griech. *ῥάπυς*, *ῥάπυς*, lat. *rāpa*, *rāpum*, ahd. *rāba*, *ruoba*, lit. *rōpė*, altsl. *rēpa*, alb. *repe* zu verweisen, wobei für die erstere sicher, für die letztgenannten Wörter höchstwahrscheinlich Urverwandtschaft angenommen werden muss. Was die Obstarten anbetrifft, so würde für den Apfel eine urverwandte Gleichung vorauszusetzen sein, falls das Verhältnis der nordeuropäischen ir. *abhal*, ahd. *apful*, lit. *óbūlas*, altpr. *woble*, altsl. *ablŭko* zu dem Namen der italischen „äpfelreichen“ Stadt *Abella* so (vgl. oben p. 175) auf-

zufassen ist, dass die letztere ihre Bezeichnung von der Frucht (nicht umgekehrt) erhalten hat, wie es jetzt auch Hoops p. 477 ff. annimmt. Ein besonderer Name für die Wassernuss (lat. *tribulus: tero* „reibe“; vgl. *triticum* „Weizen“) lässt sich nicht nachweisen, die Eichel hiess griech. *βάλανος* = lat. *glans*, lit. *gile*, altsl. *želadŭ* (oben p. 173).

Wenden wir uns nunmehr drittens zu den historischen Zeugnissen über das Alter der im bisherigen besprochenen Kulturpflanzen, zuerst bei den europäischen, dann bei den arischen Indogermanen, so bedarf es keiner besonderen Belege dafür, dass Gerste, Weizen und Hirse bei Griechen und Römern seit der ältesten Zeit wohlbekannt waren. Dasselbe gilt aber auch von den europäischen Nordvölkern. Hatte doch schon Pytheas (vgl. Strabo c. 201) auf seiner Reise ins Nordmeer, also circa 300 Jahre vor Christo, auf Thule einen primitiven Feldbau mit Hirse und Weizen vorgefunden: τὸ τῶν καρπῶν εἶναι τῶν ἡμέρων καὶ ζώων τῶν μὲν ἀφορίαν παντελῆ τῶν δὲ σπάνιν, κέγχρω δὲ καὶ ἀγρίοις λαχάνοις καὶ καρποῖς καὶ ὄζαις τρέφεσθαι· παρ' οἷς δὲ σίτος καὶ μέλι γίννεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν, und aus dem äussersten Osten Europas berichtet Herodot IV, 71 von den skythischen Alazonen: σίτον δὲ καὶ σπεῖρον καὶ σιτέοντα καὶ κρόμνα καὶ σκόροδα καὶ φακὸς καὶ κέγχρους. Gerste und Weizen werden von Tacitus *Germ.* Kap. 23 als bei den Germanen zur Bierbereitung gebräuchlich hervorgehoben.

Anders steht es mit Hafer und Roggen. Während der erstere bei den keltischen und germanischen Völkern seit der ältesten Zeit als volkstümliches Nahrungsmittel gebraucht wird (vgl. Plinius *Hist. nat.* XVIII, 149: *quippe cum Germaniae populi serant eam neque alia pulte vivant*), ist er im Süden im wesentlichen immer als Unkraut angesehen und höchstens vereinzelt zu Futter- und vielleicht zu medizinischen Zwecken angebaut worden (vgl. Reallexikon p. 320 f., Hoops p. 407 ff.). Auch der Roggen war Griechen und Römern nur von der Ferne bekannt. Er wird aus den der Balkan- und Apenninhalbinsel vorgelagerten Ländern, aus Thrakien, Makedonien (Galenos VI, 514) und gewissen Alpengegenden (Plinius *Hist. nat.* XVIII, 141) gemeldet. Hinsichtlich des Spelzes (*Triticum spelta*) sahen wir schon oben, dass er unzweifelhaft erst unter dem spät-

lateinischen Ausdruck *spelta* auftritt; doch sucht Hoops p. 411 ff. in ausführlicher Erörterung wahrscheinlich zu machen, dass auch Wörter wie griech. ζεία und lat. *far*, die ursprünglich die „Gerste“ (s. o.), dann den gleich der Gerste begrannten Spelzweizen (Einkorn und Emmer) bezeichnet hätten, schliesslich, und zwar noch vor Aufkommen des lat.-germ. *spelta*, auch für den unbegrannten Spelz, d. h. für den Dinkel gebraucht worden wären. Jedenfalls sieht aber auch er in dem letzteren eine verhältnismässig spät aufgekommene Kulturpflanze. Gut bezeugt ist dagegen wiederum das hohe Alter der Mohnkultur. Schon Homer bezeichnet ihn als ἐνὶ κήπῳ „im Garten“ und καρπῷ βουδομένη „von Samen strotzend“, und für die frühe Bekanntschaft der Germanen mit ihm darf man auf das Eindringen des deutschen *māhen* ins Vulgärlatein (*mahonus* etc.) hinweisen. Auch bei den Slaven, die sämtlich an der Bezeichnung *makū* teilnehmen, im besondern schon im ältesten Russland, bildet Mohn mit Honig (*makū* und *mēdū*) eines der volkstümlichsten Genussmittel.

Unter den Gespinstpflanzen ist der Anbau des Flachses bei den europäischen Indogermanen uralte. Für Griechen und Römer bedarf dies wiederum keiner Zeugnisse. Für Gallien und Germanien genügt es, auf die Berichte des Plinius (*Hist. nat.* XIX, 8: *immo vero Galliae universae vela texunt, iam quidem et transrhenum hostes, nec pulchriorem aliam vestem eorum feminae novere in Germania autem defossae atque sub terra id opus agunt*) und des Tacitus (*Germ.* Kap. 17: *linei amictus*) zu verweisen. Hingegen wird der Hanf erst von Herodot IV, 74, 75 als eine Pflanze des fernen Skythiens und Thrakiens genannt, in deren Dampf man sich badet und berauscht, die man aber auch (wenigstens in Thrakien) zum Weben verwendet. Über sein allmähliches Bekanntwerden im Norden haben wir keine älteren historischen Nachrichten¹⁾. — Unter den

1) Vgl. Sprachvgl. u. Urg. I³, 140. Hierzu bemerkt Streitberg Lit. Zentralbl. 1906 p. 823, dass es „einigermaßen schmerzlich“ sei, dass von mir die *κάρναβις*-Stelle Herodots noch immer zur Datierung der Lautverschiebung benutzt werde, obwohl Hirt Beitr. XXIII, 319 den Irrtum in Muchs Argumentation dargetan habe. Indessen verstehe ich diese Schmerzen Streitbergs nicht; denn dass der Hanf im Norden Europas sehr spät erschienen ist und also das lautverschobene germ. *hanaf* zu einer späten Datierung der germanischen Lautver-

Hülsenfrüchten dürfte der Preis des Altertums der Bohne (*Faba vulgaris*) zuzugestehen sein, und zwar wegen der wichtigen Rolle, die sie im Totenkult (vgl. Kap. XV) als Speise der Unterirdischen spielt (vgl. L. v. Schröder Das Bohnenverbot bei Pythagoras und im Veda, Wiener Z. f. d. Kunde des Morgenlandes XV, 187 ff.). Ausserdem wird sie von Homer (κλάμος neben ἐρέβινθος „Erbse“), durch die altitalischen Bauernnamen *Fabius*, *Fabidius*, *Fufetius* (aber auch *Piso* : *pisum* „Erbse“ und *Lentulus* : *lens* „Linse“), durch Plinius *Hist. nat.* XVIII, 101 als Hauptfrucht des cisalpinen Galliens (*faba*, *sine qua nihil conficiunt*) und durch die Namen der Nordseeinseln *Fabaria* (Plinius IV, 97) und *Baunonia* (IV, 94; vgl. altn. *baun* „Bohne“) bezeugt, falls unter der Frucht, die diesen Inseln den Namen gegeben hat, nicht eine wilde Pflanze (*Pisum maritimum*) zu verstehen ist (Hoops p. 465). — Der Gebrauch von Zwiebelgewächsen ist im Süden wie im Norden, bei Homer (κόμμον), wie bei Thrakern (Athen. IV, p. 131) und Skythen (s. o.) gut bezeugt, während es hinsichtlich des Rübenbaus hier wie dort an allen Nachrichten fehlt. Über den Genuss der Eicheln

schiebung benutzt werden kann, folgt nach wie vor erstens daraus, dass der Hanf archäologisch in Europa nicht nachzuweisen ist, und zweitens daraus, dass ihn Herodot als Kulturpflanze noch nicht kennt. Aus den Worten dieses Schriftstellers ergibt sich jedenfalls, dass die Griechen den Hanf noch nicht aus dem Norden Europas in die Balkanhalbinsel mitgebracht haben (vgl. auch Hoops p. 472), und ebenso eine gewisse Wahrscheinlichkeit — mehr ist von mir nicht gesagt worden —, dass er ausserhalb Thrakiens und Skythiens in Europa überhaupt damals unbekannt war. — Auszugehen ist für die europäischen Hanfnamen nach ihrer oben p. 190 gegebenen Deutung, mit der auch Hoops a. a. O. übereinstimmt (vgl. auch Walde Lat. et. Wb.), von einem finnischen Kompositum **kana-pis* „Hanfnessel“, das als Lehnwort ins Skythische und Thrakische (Herod. κάναβις) eingedrungen sein wird. In welcher Reihenfolge die Hanfnamen, zu denen auch armen. *kanap*, kurd. *kinif*, npers. *kanab* gehören, sich hiervon losgelöst haben, wird kaum zu sagen sein. Ganz unwahrscheinlich ist jedenfalls die Annahme Hirts (a. a. O. p. 334), dass die slavischen Wörter dem Germanischen entstammten (vgl. Peisker a. o. p. 162 a. O. p. 80 ff.). — In Beziehungen zu dem nicht zusammengesetzten finnischen *kyñe* (vgl. auch turko-tat. *kin-dür*, *ken-dür* „Hanf“) scheint auch das noch später zu erwähnende arische *sana* „Hanf“ zu stehen. Warum es mit palatalem s (scrt. *ṣaṇā*) anlautet, vermag ich nicht zu sagen.

und wilder oder halbwildler Obstarten s. Kap. VIII (Speise und Trank). Eine vereinzelt Mitteilung über die Verwendung der Wassernuss verdanken wir Plinius (*Hist. nat.* XXII, 27: *Thracēs, qui ad Strymona habitant, foliis tribuli equos saginant, ipsi nucleo vivunt panem facientes prae-dulcem et qui contrahat ventrem*).

Gegenüber diesen zwar sehr lückenhaften, aber im wesentlichen ausreichenden Nachrichten hinsichtlich der alteuropäischen Kulturpflanzen ist die Frage, welche Kulturgewächse der arischen Urzeit oder auch nur der ältesten indischen und iranischen Epoche angehören, bei der Dürftigkeit unserer Quellen auf diesem Gebiete kaum zu entscheiden. Die einzige Feldfrucht, die im Awesta und zugleich auch im Rigveda genannt wird, ist *yáva*; aber obgleich dieses Wort im späteren Sanskrit und auch in neuiranischen Dialekten (pers. *jav*, osset. *yew* „Gerste“, aber digorisch *yau* „Hirse“) die Gerste bezeichnet, ist es doch nach Zimmer (*Altind. Leben* p. 239) zweifelhaft, ob dieses Wort ursprünglich eine so engbegrenzte Bedeutung hatte. Auch W. Geiger (*Ostiran. Kultur* p. 151) schwankt, ob er *yava* mit „Gerste“ oder „Weizen“ wiedergeben soll, und Bartholomae (*Altiran. Wb.*) übersetzt es ganz allgemein mit „Getreide“.

Dem Flachs der Europäer (vgl. oben p. 190) steht der Hanf der Arier gegenüber (sart. *bhaṅgá* = aw. *bangha*), ursprünglich, ganz wie bei den Skythen (oben p. 192), wohl nur wegen der berausenden Wirkung seines Dekoktes geschätzt. Im Rigveda ist *bhaṅgá* ein Beiwort des Soma, als Hanf begegnet es zuerst im Atharvaveda. Im Iranischen ist *beng* noch heute ein Name des berausenden Haschisch (W. Geiger *O. K.* p. 152). Daneben kommt ebenfalls im Atharvaveda eine als wildwachsend bezeichnete Hanfart, *ṣaṇá*, vor, ein Wort, das offenbar Beziehungen zu dem oben (p. 192 Anm. 1) genannten finnischen *keñe* „Hanf“ hat (vgl. auch osset. *sanna*, *san* „Wein“ und skyth. *σανάπιω*, thrak. *σανάπαι*, wie iran. *beng* „Hanf“ und „Haschisch“). Im Çatapathabrâhmaṇa werden aus diesem *ṣaṇá* gefertigte Schnuren und Gewänder genannt.

Von anderen Kulturpflanzen, die zwar nicht im Rigveda, wohl aber in anderen vedischen Texten vorkommen, scheinen Weizen und Bohne (vgl. oben p. 189, 190) in den neuiranischen Dialekten und im Sanskrit übereinstimmend benannt zu sein. Das-

selbe gilt von derjenigen Pflanze, die später die Hauptnahrung der Inder bildete, dem Reis, sert. *vrihi* (= afghan. *vriže*, npers. *guringj*, *varinj*; hieraus armen. *brinj*); doch wird man aus pflanzengeographischen Gründen hier mit Sicherheit eine von Indien ausgehende Entlehnungsreihe annehmen können.

Über den indisch-iranischen Soma, ebenso wie über den europäischen Wein, vgl. Kap. VIII (Speise und Trank).

Überschauen wir die im bisherigen für das Alter der Kulturpflanzen bei den idg. Völkern angeführten prähistorischen, linguistischen und historischen Tatsachen, so stimmen alle drei Beweismittel in Beziehung auf sechs Pflanzenarten überein: nämlich in Beziehung auf die drei Getreidesorten, die Gerste, den Weizen und die Hirse, ferner für den Flachs, die Bohne und den Mohn. Den Anbau dieser Pflanzen würden wir also bereits einem vorhistorischen Ackerbau der Indogermanen zuschreiben, natürlich nicht in dem Sinn, als ob daneben nicht noch andere Kulturpflanzen bestanden haben könnten.

Dieses Ergebnis unterscheidet sich von demjenigen, zu dem Hoops in seinem oft genannten Buch gekommen ist, insofern, als Hoops nur die Halmfrüchte (Gerste, Weizen und Hirse) als „indogermanisch“ gelten lassen will. Indessen scheint mir der Weg, auf dem Hoops zu seiner Anschauung gelangt ist, nicht einwandfrei zu sein. Indem nämlich Hoops den Ausdruck „indogermanisch“ nur auf die Zeit anwendet, in der wir uns die Inder und Iranier noch mit den übrigen Indogermanen verbunden denken müssen, und demnach für jeden als indogermanisch zu bezeichnenden Kulturbegriff die Übereinstimmung der europäischen und arischen Sprachen fordert, stösst er auf die schon oben hervorgehobene Schwierigkeit, dass gerade die von Europa nach Asien hinüber reichenden Gleichungen für Kulturpflanzen (vgl. ausser den oben p. 188 f. angeführten noch sert. *sasyā* „Feldfrucht, Getreide, Korn“, aw. *hahya* „Getreide“, cymr., *corn*, *haidd*, bret. *heiz* „Gerste“, gall. (*s*)*asia* „Roggen“ und sert. *dhānā's* „Getreidekörner“, aw. *dānā* id., mpers. *dān*, npers. *dāna* „Korn“, lit. *dā'na* „Brot“) so sehr in ihren Bedeutungen auseinandergehen, dass es unmöglich erscheint, eine gesicherte Urbedeutung anzusetzen. Anders ist es, wenn wir uns auf die nur in den europäischen Sprachen belegten Gleichungen be-

schränken, die in ihren Lautverhältnissen ebenfalls die Spuren höchsten Altertums an sich tragen. Es scheint mir nun dabei inkonsequent von Hoops zu sein, auf der einen Seite z. B. für die Hirse, für die es nur die eine auf Europa beschränkte Gleichung: griech. *μείλινη*, lat. *milium*, lit. *malnós* gibt, das Prädikat „indogermanisch“ in Anspruch zu nehmen, dasselbe aber Sprachreihen wie den oben angeführten für Flachs, Bohne, Mohn zu verweigern, obgleich er doch selbst, ganz wie es hier geschieht, diese Sprachreihen nicht auf Entlehnung beruhen lässt. Auf jeden Fall aber müssen schon hier die Schlüsse, die Hoops aus dem angeblich auf Gerste, Weizen und Hirse beschränkten Besitz der Indogermanen an Kulturpflanzen gezogen hat, als nicht stichhaltig bezeichnet werden. Eine in der angegebenen Weise bezeichnete Gruppe von Kulturpflanzen kehrt nämlich nach Hoops während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nordeuropas nur in den norddeutsch-nordischen Gebieten wieder. Diesen stehe eine durch einen wesentlich grösseren Reichtum an Kulturpflanzen (z. B. Lein, Erbse, Mohn, Apfel) charakterisierte „circum-alpine“ Zone (die nördlichen Vorländer der Alpen zusammen mit Bosnien, Ungarn, Oberitalien, in welchen beiden letzteren Ländern auch *Faba vulgaris* neolithisch bezeugt ist) gegenüber. Da nun die Indogermanen nach seiner Meinung nur Gerste, Weizen und Hirse (nicht auch Lein, Bohne, Mohn) kannten, so sei die Urheimat der Indogermanen in den norddeutsch-nordischen Gegenden zu suchen. Gerade umgekehrt müssten wir vielmehr auf Grund unseres oben ermittelten Bestands an idg. Kulturpflanzen die Urheimat der Indogermanen, bezüglich ihres westlichen Flügels (vgl. Kap. VI), nicht allzufern von jenem „circum-alpinen“ Kulturgebiet suchen, wenn wir es überhaupt für möglich hielten, bei der schon oben kurz charakterisierten Lage der Forschung dergleichen Dinge für die Urheimatfrage schon jetzt entscheidend zu verwerten.

Unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet sind, wie nicht genug betont werden kann, noch allzu lückenhaft und geographisch allzu beschränkt, um derartige Schlüsse zu erlauben. Aus ganz Norddeutschland, das nach Hoops als Heimat der Indogermanen in erster Linie in Betracht käme (vgl. auch Kap. XVI: Urheimat), hat dieser Gelehrte aus neolithischer Zeit ein einziges Gerstenkorn zutage fördern können (p. 305), ein Gerstenkorn, das nach Ansicht

des Finders noch dazu vielleicht ein Haferkorn ist, und wenn wir nach einer Mitteilung A. Goetzes diesem einen Getreidekorn auch noch ein zweites (Abdruck eines Weizenkorns auf einer ornamentierten Scherbe aus einem Steinkammergrab; Flögeln, Kreis Lehe; Berliner Völkermuseum) an die Seite stellen können, so müssen doch diese zwei Körner den ganzen „urindogermanischen“ Ackerbau tragen, und eine einzige Bohne, die sich etwa diesen zwei Getreidekörnern irgendwo in Norddeutschland zugesellte, würde das ganze Gebäude, das Hoops aufgeführt hat, fallen. Wie oft muss Hoops selbst den sprachlichen und historischen Tatsachen gegenüber das völlige Versagen der Funde konstatieren! So beim Mohn, der Bohne, dem Hafer, die er sämtlich, wenn auch nicht für „indogermanisch“, so doch bei den Germanen für sehr alte prähistorische Kulturpflanzen hält, und von denen der erstere in Mittel- und Nordeuropa (ausser der Schweiz) gar nicht, die zweite in Nordeuropa erst in der Völkerwanderungszeit, und der dritte in Deutschland selbst in historischer Zeit erst ganz spät durch Funde zu belegen ist. Und selbst wenn es wahr wäre, dass die Indogermanen nur den Anbau von Halmfrüchten gekannt hätten, und wenn die zukünftige Forschung den Satz, dass der neolithische nordeuropäische Ackerbau sich auf Gerste, Weizen und Hirse beschränkt hätte, durchaus bestätigte, würden dann nicht den von Hoops aus diesen beiden Tatsachen gezogenen Schlüssen, die oben erwähnten Ausgrabungen des Herrn Chwoiko am mittleren Dniepr, durch die ein daselbst betriebener neolithischer Ackerbau mit Gerste, Weizen und Hirse an den Tag gekommen ist, den Boden unter den Flüssen entziehen? Kurz, ich möchte glauben, dass von dem Hoops'schen Versuch, so interessant er an und für sich ist, doch dasselbe gesagt werden muss, wie über die Konstruktionen Muchs und Kossinnas (I³, 211 f.), dass sie nämlich zu einseitig auf den durch die Prähistorie in der westlichen Hälfte Europas gemachten, auch an sich für derartige Schlüsse noch keineswegs ausreichenden Erfahrungen aufgebaut sind.

Immerhin ist es mir erfreulich, dass ich mit einem so gründlichen und umsichtigen Forscher, wie Hoops, wenigstens in dem Ergebnis zusammentreffe, dass die Kultur von Gerste, Weizen und Hirse bis in die idg. Urzeit, genauer bis in gewisse Teile des Urlands (Kap. VI), zurückgehe. Hoops glaubt nun,

noch einen Schritt weiter tun und (vgl. p. 357 ff.) nachweisen zu können, dass unter diesen Getreidearten wiederum die Gerste das Hauptgetreide der Indogermanen gewesen sei. Dies aber, so schliesst er weiter mit L. Geiger (Sprachvergl. u. Urg. I³, 93), weise auf ein Land mit kurzen Sommern, also auf Nord-Europa, einschliesslich des nördlichen Deutschlands, hin. Ich will die, wie mir scheint, gegenüber unseren Forschungsmitteln zu sehr ins Spezielle gehende Frage nach dem Hauptgetreide der Indogermanen auf sich beruhen lassen, kann mich aber, falls dieses Hauptgetreide die Gerste war, den hieraus abgeleiteten Folgerungen ebenfalls nicht anschliessen.

Ich liesse es mir gefallen, wenn die Sache so läge, dass ein eigentlicher Anbau dieser Getreideart etwa nur bei den Nordvölkern nachweisbar wäre (auch russ. *žito* bedeutet übrigens im Norden wie unser „Korn“ schlechthin „Gerste“), und in die Kultur der Inder, Griechen und Römer der Gebrauch dieser Halmfrucht nur noch in Spuren hereinragte. Da aber der Verf. (p. 371 ff.) selbst hervorhebt, dass im ältesten Indien die Gerste neben dem Reis eine „hervorragende Stellung“ einnahm, und sie in Griechenland sogar das „Hauptgetreide“ ausmachte, woraus doch folgt, dass das damalige Klima dieser Länder ihrem Anbau günstig gewesen sein muss, so verstehe ich nicht, wie man aus der Bedeutung der Gerste bei dem indogermanischen Urvolk etwas über seine Urheimat folgern will.

Auch aus den bisherigen Untersuchungen über die sogenannte Urheimat der Kulturpflanzen, d. h. über die Gegenden, in denen sie aus wilden Stammformen zuerst hervorgegangen sind, dürfte sich in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen, etwa in dem Sinne, dass man sagen könnte, auf diese oder jene Zone wiese der als indogermanisch erhärtete Anbau von Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne und Mohn hin, noch kein irgendwie sicherer Anhalt ergeben. Denn mag man nun das *De Candollesche* Buch *Der Ursprung der Kulturpflanzen* (deutsch von E. Goetze, Leipzig 1884) oder die neuesten Forschungen in diesen Fragen, wie sie von Engler in der Neubearbeitung des Hehn'schen Werkes oder in dem Hoops'schen Buch mitgeteilt werden, durchnehmen, man wird doch sagen müssen, dass wir hier noch in einem Meer der Ungewissheit schwimmen, und dass der Satz Humboldts: „Der Ursprung, das erste Vaterland der dem

Menschen nützlichsten Gewächse, welche ihm seit den fernsten Zeiten folgen, ist ein ebenso undurchdringliches Geheimnis wie die Heimat aller Haustiere“, wenigstens was die Pflanzen betrifft, noch kaum widerlegt ist.

Wichtiger ist die Tatsache, dass der Bestand an Kulturpflanzen, den wir für die europäisch-indogermanische Urgeschichte oben ermittelt zu haben glauben, in den wichtigsten Punkten auch in dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis wiederkehrt, wo ebenfalls Gerste, Weizen, Flachs und Bohne zu den ältesten Kulturfrüchten gehören. Hinsichtlich des Vorkommens der Hirse (hebr. *dohan*?) bei den Semiten sind die Akten noch nicht geschlossen (vgl. mein Reallexikon p. 375, Hoops p. 326), während der Mohn bis jetzt allerdings nicht als ägyptisch-semitisch bezeichnet werden kann. Aber auch nach der negativen Seite hin fehlen in dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis gerade die Pflanzen, die ganz sicher auch bei den europäischen Indogermanen erst spät erschienen sind, wie Roggen und Hanf, ebenso der Hafer, über dessen Alter bei den europäischen Indogermanen ich mir indessen noch kein abschliessendes Urteil erlauben möchte. Im ganzen gewinnt man so den Eindruck, dass die älteste Schicht unserer Kulturpflanzen sich aus dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis über Europa verbreitet habe und so auch zu den europäischen Indogermanen (vgl. Kap. VII) schon in vorhistorischer Zeit gelangt sei. Dies würde man jedenfalls eher verstehen können, wenn man die letzteren im südlichen Russland, als wenn man sie in Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden lokalisiert.

In noch höherem Grade gilt dies von mehreren bisher noch nicht genannten Gleichungen, die wir bei Hoops vergeblich suchen, für eine oder mehrere Cucurbitaceenarten. Man kann bei ihnen aus pflanzengeographischen Gründen (vgl. V. Hehn Kulturpflanzen⁷ p. 309 ff.) nur an den Flaschenkürbis (*Lagenaria vulgaris* Ser.) oder die Zuckermelone (*Cucumis Melo* L.) oder beide denken. Es sind dies die Gleichungen: sert. *carbhatta*, *cirbhati* „cucumis utilissimus“ = lat. *cucurbita* „Kürbis“ (mit sekundärer Reduplikation nach *cu-cumis*); sert. *karkati*, *karkaru* „eine Kürbisart“ = ags. *hwerhwette* „Kürbis“ (vgl. über beide Gleichungen Walde Lat. et. Wb. p. 154); griech. *σενόβα*, *όβνυς*, *όβνυς* „Gurke“ = altsl. *tyky* „Kürbis“ (Fick I⁴, 449, Prellwitz Et. Wb.² p. 411). Diese beiden Pflanzen haben auch bei

den Turko-Tataren urverwandte Namen (*kavun*, *kabun* „Melone“, *kabak*, *kavak* „Kürbis“, und ihre Urheimat würde nach Vámbéry (Die primitive Kultur p. 217) in den Steppenrandgebieten der seit alters von Turko-Tataren bewohnten Länder zu suchen sein. Nur, wenn wir unter den in Europa in Betracht gezogenen Gegenden das südliche Russland als Heimat der Indogermanen in Anspruch nehmen, vielleicht mit nicht unerheblicher Ausdehnung derselben in die benachbarte asiatische Steppenregion, liesse sich die Bekanntschaft der Indogermanen mit derartigen Pflanzen in gebautem oder nicht angebautem Zustand begreifen. An Schwierigkeiten fehlt es allerdings auch hierbei nicht ganz. Waren jene Pflanzen in der Urzeit noch wild, so versteht man nicht, wie ihre Namen bei Ausbreitung der Indogermanen sich erhalten konnten. Waren sie aber damals schon angebaut, so ist zu bedenken, dass Cucurbitaceenkerne nirgends in prähistorischen Siedelungen Alteuropas nachgewiesen worden sind, ein Umstand, der nach den obigen Ausführungen allerdings nicht besonders schwer wiegt. Auf jeden Fall müssen die Anhänger der nordeuropäischen Hypothese sich mit jenen Gleichungen, von denen mir namentlich die dritte (griech. *σεκούα* = altsl. *tyky*) wohlbegründet erscheint, sich ebenso wie mit dem idg. Namen der Schildkröte (griech. *χέλυς* = altsl. *žely*; vgl. oben p. 148 f.) auseinandersetzen.

VI. Kapitel.

Viehzeit und Ackerbau.

I. Europäisch-arische, europäische und arische Ackerbaugleichungen. Schlüsse aus ihnen. II. Der älteste Ackerbau der idg. Völker: Gering-schätzung desselben. Der Hakenpflug. Wilde Feldgraswirtschaft. Kein Privateigentum. Grad der Ansässigkeit. Kein Obst- und Gartenbau. III. Die älteste Viehzucht der idg. Völker: Bedeutung dieser Wirt-schaftsform. Rindvieh- und Schafzucht. Schweinezucht. Das Salz-
Urheimat.

Aus den Kapiteln III (Haustiere) und V (Kulturpflanzen) geht hervor, dass sowohl die Viehzucht wie auch der Ackerbau in die indogermanische Urzeit zurückgeht, und so könnten wir diesen Abschnitt schliessen, ehe wir ihn begonnen haben, wenn es sich nicht nunmehr um die schwierige Frage handelte, das Verhältnis dieser beiden Produktionszweige zuein-ander in der idg. Urzeit festzustellen. In dieser Beziehung gehen die Ansichten der Forscher heutzutage mehr denn je aus-einander. Während V. Hehn (Sprachv. u. Urg. I³, 38 ff.), P. v. Bradke (I³, 48) und viele andere die Indogermanen für reine Nomaden hielten, bei denen der Ackerbau, wenn er über-haupt bekannt war, eine kaum zu nennende Rolle spielte, sind die neueren, wie z. B. M. Much (I³, 117) und J. Hoops (oben p. 185) der Ansicht, dass der Indogermane in wirtschaft-licher Beziehung von einem heutigen westfälischen Bauer nicht wesentlich verschieden gewesen sei.

Unter diesen Umständen wird es gut sein, ehe wir selbst ein Urteil über die Wirtschaftsstufe der idg. Urzeit abgeben, möglichst objektiv und unter möglicher Vermeidung aller solcher Schlagwörter wie Nomadentum, Halbnomadentum, Pflugbau, Hackbau usw., die, wenn sie von bestimmten Einzelverhältnissen aus verallgemeinert werden, leicht mehr Verwirrung als Klarheit

bringen, die Zeugnisse zusammenzustellen, die wir für den Betrieb des Ackerbaus und der Viehzucht bei den altidg. Völkern besitzen.

I. Die sprachlichen Gleichungen auf dem Gebiete des Ackerbaus. Wir können hier an die im vorigen Kapitel gemachte Bemerkung anknüpfen, dass die etymologisch verwandten Benennungen bestimmter Kulturpflanzen sich nahezu ausschliesslich auf die europäischen Sprachen beschränken, und können nun hinzufügen, dass dasselbe auch bei den allgemeinen, auf die Technik des Ackerbaus bezüglichen Gleichungen der Fall ist, wie aus der folgenden Übersicht unwiderleglich hervorgeht:

A. Europäisch-arische Ackerbaugleichungen.

1. Lit. *dū'na* „Brot“ — scrt. *dhānā*, aw. *dānā* „Getreidekorn“.

2. Griech. *λαῖον*, altn. *lé* — scrt. *lavī*, *lavitra* „Sichel“.

3. Griech. *πίσσω* „stampfe“, *πισάμη* „enthülste Gerste“, lat. *pinso* „zerstosse“, altn. *fis*, ahd. *fesa* „Spreu“, altsl. *pīša* „stosse“, *pīšeno* „Mehl“ — scrt. *pīsh* „zerreiben“, *pīshṭā* „Mehl“, aw. *pīštra* „Mehl“.

4. Griech. *τέλσον* — scrt. *karshā'*, aw. *karša* „Furche“; doch ist die Gleichung nicht sicher, da griech. *τέλσον* zunächst „Grenze“ (vgl. *τέλος*) zu bedeuten scheint und vielleicht eher mit griech. *πέλω*, *πέλομαι*, *πόλος* („die Stelle, wo der Pflug gedreht wird“) als mit scrt. *krshāti* „er pflügt“ verbunden werden muss. Vgl. v. Bradke Methode p. 124 und Prellwitz Festschrift für Friedländer p. 386 Anm. — Vgl. noch B, 10.

B. Europäische Ackerbaugleichungen.

1. Griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *arðr* — armen. *araur* „Pflug“.

2. Griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, altsl. *orati*, lit. *árti* „pflügen“.

3. Griech. *ὄρνις*, lat. *vōmis*, ahd. *waganso*, altpr. *wagnis* „Pflugschar“ (vgl. auch griech. *γόνη* = lat. *bura* s. u.).

4. Griech. *ὄξινη*, lat. *occa*, *occare*, ahd. *egjan*, *egida*, lit. *akėti*, *akēc'ios*, altcorn. *ocet* „Egge“.

5. Griech. *νεῖος*, russ. *niva* „Brachland, Acker“.

6. Lat. *sero*, cymr. *heu*, ir. *síl* „Same“, got. *saian*, altsl. *sěja*, lit. *sėti* „säen“.

7. Lat. *sēmen*, ahd. *sāmo*, altsl. *sěmę*, altpr. *semen*, lit. *sėmũ* „Same“.

8. Lat. *grānum*, got. *kaiurn*, altpr. *syrne*, altsl. *zrūno* „Korn“.

9. Griech. *ἄροπη*, lat. *sarpere*, ir. *serr*, altsl. *srüpü*, lett. *širpe* „Sichel“ (vgl. auch lat. *falx* = lit. *dałgis* „Sense“).

10. Griech. *μύλη*, lat. *molere*, ir. *melim*, got. *malan*, altsl. *melja*, lit. *malti*, alb. *miel* („Mehl“) „mahlen“ (griech. *ἄλέω* gehört nicht hierher, sondern ist vielleicht eher mit armen. *alal* „mahlen“, aw. *aša* „gemahlen“ aus **arta*, npers. *ārd* „Mehl“ zu verbinden).

11. Lat. *porca*, ahd. *furuh*, altbret. *rec*, armen. *herk* „Furche“.

12. Griech. *νεῖλλον· λίκνον* Hes., lit. *nekóju* („schwinge Getreide in einer Mulde“) „worfeln“.

13. Griech. *ἀμάω*, ahd. *mājan* „mähen“; griech. *ἀμητός* = ahd. *mād* „Ernte“.

14. Lat. *cribrum*, ir. *criathar*, ahd. *ritara* „Sieb“.

15. Griech. *ἄλος*, *ἄλωή*, altschwed. *ló* „Tenne“.

16. Griech. *ἄχραι*, lat. *acus*, got. *ahs*, *ahana* „Ähre, Spreu“.

Zuletzt sei auf zwei Sprachreihen hingewiesen, die zwar auch im Sanskrit wiederkehren, aber nur in den europäischen Sprachen (und im Armenischen) einen agrarischen Sinn aufweisen:

17. Griech. *ἀγρός*, lat. *ager*, got. *akrs* — scrt. *ájra*. Die vedische Grundbedeutung ist die „der mit Gras oder Kräutern bewachsenen Ebene, besonders im Gegensatz zum Berg“ (vgl. Grassmann Wörterbuch zum Rigveda), während in den europäischen Sprachen vom Anfang der Überlieferung an neben jener allgemeinen Bedeutung die des Ackerlands (scrt. *urvárā*) deutlich hervortritt¹⁾.

1) Die Frage, ob scrt. *ájra* von *aj* „treiben“ abgeleitet ist und, was immerhin sehr wahrscheinlich ist, eigentlich „Trift“ bedeutet, kann dabei ganz bei Seite gelassen werden. Damit erledigen sich die Einwendungen, die Hirt Anzeiger f. idg. Sprach- und Altertumsk. XIII, 10 und Streitberg (I. F. XVI, 184 Anm. 1) gegen die aus dem Verhältnis von scrt. *ájra* : griech. *ἀγρός* etc. von mir und Meringer gezogenen Schlüsse erhebt.

18. Got. *gabrnus*, ir. *bró*, lit. *gìrna*, altsl. *žrùnāvū*, armen. *erkan* „Handmühle“ — sert. *grá'van* „Stein zum Auspressen des Somasafts“.

C. Arische Ackerbaugleichungen.

1. Sert. *sasyá* = aw. *hahya* „Aussaat“ (doch vgl. oben p. 195).

2. Sert. *karsh* (*krshtáyas* „Ackerbauer“ d. h. Menschen) = aw. *karš* „Furchen ziehen“ (vgl. oben p. 202).

3. Sert. *urvárá* „Saatfeld“ = aw. *urvara* „Nutz- und Nährpflanze“ (doch vgl. oben p. 189).

4. Sert. *dátrá* = npers. *dás* „Sichel“.

5. Sert. *phá'la* „Pflugschar“, „Art Schaufel“ = npers. *supár* „Pflug“ (?).

Es erhebt sich nun die Frage, welche Schlüsse wir vor allem aus den unter A und B zusammengestellten sprachlichen Tatsachen zu ziehen berechtigt sind. Zunächst ohne Zweifel den, dass wir keiner der vorhistorischen Epochen des Indogermanentums den Ackerbau völlig abzusprechen berechtigt sind. Hierauf weisen sowohl die unter A genannten allgemeineren Ackerbaugleichungen, wie auch die im V. Kap. aufgezählten, Europäern und Ariern gemeinsamen Namen von Kulturpflanzen mit Bestimmtheit hin, wenngleich es, wie wir (p. 188) sahen, kaum möglich ist, den ältesten und eigentlichen Sinn dieser letzteren mit Bestimmtheit zu ermitteln. Schwieriger ist es, das Verhältnis der unter A genannten Tatsachen zu den unter B mitgeteilten richtig zu beurteilen. Es bieten sich hier, genau wie im IV. Kap., bei der Besprechung der Waldbäume, drei Möglichkeiten dar. Entweder haben auch die Arier an den unter B genannten Wortreihen ursprünglich teil gehabt und diesen einstigen Anteil später aus irgendwelchen Gründen verloren, oder die auf die europäischen Sprachen (mehrfach einschliesslich des Armenischen) beschränkten Gleichungen stellen im Verhältnis zu denen unter A spätere, wenn auch immer noch prähistorische Neuerwerbungen dar, oder endlich die unter A und B geschilderte Verteilung der idg. Ackerbaugleichungen war im wesentlichen so von Anfang an, d. h. vom Anheben der Zeit an, bis zu der wir mit unseren Mitteln vorzudringen vermögen, vorhanden, indem die bei den westlicheren Stämmen

ausgebildete Ackerbauterminologie nur in vereinzeltten Fällen bis zu den östlicheren reichte, da bei diesen der Ackerbau eine geringere Rolle als im Westen spielte (vgl. hierzu auch E. de Michelis *L'origine degli Indo-Europei* p. 476—479). Für die erstere dieser drei Möglichkeiten fehlt es an jeder positiven Begründung. Was die zweite anbetrifft, so machen zwar einzelne der unter B zusammengefassten Wortreihen den Eindruck, als ob sie relativ späte Spracherscheinungen wären, wie z. B. die B, 17 geschilderte Bedeutungsentwicklung des griech. *ἀρόω* oder die B, 6 aufgezählten Bezeichnungen des Säens (lat. *sero*, got. *saian*), falls man sie richtig mit sert. *prá-sita* „dahinschiessend“ und griech. *ἔμμι* (**si-sê-mi*) vergleicht (dagegen Osthoff *Parerga* I, 197). Auf der anderen Seite ist es aber doch willkürlich, bloss wegen der Verschiedenheit ihrer geographischen Verbreitung z. B. eine Reihe wie *ἀρόω* — *arare* (B, 2) für jünger als eine Reihe wie *pinso* — *pish* (A, 3) oder eine Gleichung wie *dú'na* — *dháná'* (A, 1) für älter als eine Gleichung wie *κριθή*, *hordeum*, *gersta* (oben p. 189) zu erklären. Unter diesen Umständen scheint uns die beste, weil einfachste und die Dinge ganz wie sie liegen nehmende Erklärung die dritte Möglichkeit zu bieten, wodurch wir in Verbindung mit den Erörterungen des Kap. IV (Waldbäume) zugleich die folgende Parallele erhalten:

Waldsteppe und Waldgebiet.

Viehzeit mit Ackerbau.

—
Westen (Europäer).

Baumarme Steppe.

Viehzeit mit geringen Spuren
des Ackerbaus.

—
Osten (Arier).

Wenn wir nun, wie es in Kap. IV auf Grund der Terminologie der Waldbäume geschehen ist, den Schauplatz der ältesten Entwicklung der idg. Völker in den Süden des europäischen Russlands verlegen, so treffen wir hier bei den Skythen, die wir alsdann als Nachfolger der Indogermanen in dem Besitz jener Länderstrecken zu betrachten hätten, genau dieselbe Zweiteilung in Viehzüchter und Ackerbauer wieder, wie wir sie auf Grund der Sprache für das idg. Urvolk vorausgesetzt haben. Hierüber berichtet Herodot. IV, 17 ff. das Nachstehende: „Gerechnet von dem an der Mündung des Dniepr (Borysthenes) gelegenen Emporion wohnen zunächst die Kallipiden, hellenisierte

Skythen, nördlich aber von ihnen ein anderes Volk, das Alazonen heisst. Diese sowie die Kallipiden leben sonst wie die Skythen, aber säen und verzehren Weizen ebenso wie auch Zwiebeln, Knoblauch, Linsen und Hirse. Nördlich wiederum von den Alazonen wohnen die Pflüger-Skythen, die Weizen nicht zum Genuss, sondern zum Verkauf anbauen. Wenn man aber den Dniepr überschreitet, so begegnet vom Meere her zuerst das „Waldland“ (‘Υλαίη); von hier an wohnen die Landbauer-Skythen. Diese erstrecken sich ostwärts ungefähr 3 Tagereisen bis zum Fluss Παντικαπής (Samura?), aber Dniepr-aufwärts eine Schiffahrt von 11 Tagen. Ostwärts von diesen Landbauer-Skythen wohnen weiterhin, wenn man den Pantikapes überschreitet, die Nomaden-Skythen, die nicht säen und nicht pflügen. Von Hylaea abgesehen, ist dieses ganze Land kahl von Bäumen. Diese Nomaden reichen ostwärts 14 Tagereisen weit bis zum Fluss Gerros (Donetz?). Jenseits des Gerros ist das sogenannte Königs-Skythien, und diese Skythen sind am stärksten und besten und halten die übrigen Skythen für ihre Sklaven.“ Ich bin der Meinung, dass man eine schlagendere Parallele zu den hypothetisch vorausgesetzten idg. Verhältnissen nicht finden kann. Aber auch von anderen alten und neueren, indogermanischen und nichtindogermanischen Völkern werden gleiche Zweiteilungen überliefert. So erzählt Herodot selbst (I, 125) das gleiche wie von den Skythen, auch von den Persern, deren zahlreiche γένη oder Stämme ebenfalls teils ἀροσῆρες, teils νομάδες waren, und durch Vámbéry Primitive Kultur p. 103 wissen wir, dass die Turko-Tataren seit alters in zwei Hauptabteilungen, die *köček* und *comru*, d. h. die wandernden und ansässigen Nomaden, zerfielen, von denen sich die ersteren ausschliesslich mit Viehzucht beschäftigten, während die letzteren die Kultivierung einiger urbaren, an Flüssen gelegenen Landstriche schon frühzeitig betrieben.

Kürzer können wir uns über die unter C zusammengestellten arischen Ackerbaugleichungen fassen, die, wie die hinzugefügten Verweisungen lehren, zumeist uns schon als vielleicht europäisch-arische Entsprechungen begegnet sind. Bezeichnend ist den europäischen Gleichungen gegenüber ihre geringe Anzahl, um so mehr, als die Arier (vgl. I³, 62) eine engere, dialektisch nur wenig gespaltene Spracheinheit bilden. Auf keinen Fall lernen

wir durch sie mehr, als was wir nach dem bisherigen erwarten müssen, dass nämlich auch die Inder und Iranier von der ältesten Zeit her verstanden, Furchen zu ziehen (sert. *karsh* = aw. *karš*) und Samen auszustreuen (sert. *sasyá* = aw. *hahya*). Im übrigen werden wir in Kap. XVI (Urheimat) noch einmal auf diese arische Kultureinheit zu sprechen kommen, die sich mit einiger Sicherheit an den Abhängen des Hindukusch, also in weiter Entfernung von dem südlichen Russland, lokalisieren lässt, von der wir aber glauben möchten, dass nicht alle iranischen Stämme an ihr den gleichen Anteil hatten.

Wenn wir somit den Ackerbau als eine schon indogermanische Wirtschaftsform anerkennen, die aber im Westen des urzeitlichen Völkergebiets stärker als im Osten hervortrat, so fragt es sich nun, was wir im einzelnen über das Wesen und die Bedeutung dieses ältesten Ackerbaus wissen.

II. Der älteste Ackerbau der idg. Völker. Die Beschäftigung mit ihm — das soll als der erste charakteristische Zug hervorgehoben werden — hat den Bevölkerungen Alt-europas als eine des freien Mannes unwürdige gegolten. So hebt Herodot V, 6 von den Thrakern hervor, dass bei ihnen „untätig zu sein für das schönste, Ackerbauer zu sein für das schimpflichste gälte“, und dass es „am rühmlichsten sei, von Krieg und Räuberei zu leben“. Ganz im Einklang hiermit berichtet Caesar VI, 22 von den Germanen, dass sie „dem Ackerbau keinen besonderen Wert beimessen“ (*agriculturae non student*), und Tacitus *Germ.* Kap. 14 fügt hinzu: *Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostem et vulnera mereri. pigrum quin immo et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare*, woraus dann weiter folgt, was Kap. 15 erzählt wird: *Delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia*. Ganz ähnlich wird von den epirotischen Athamanen (Herakleides¹) XXIII) berichtet, dass die Frauen den Acker bestellen, während die Männer als Hirten in die Berge ziehen, was das unvergleichlich angenehmere Geschäft ist. Charakteristisch ist in diesem Zusammenhang auch das got.

1) Ἐν τῇ Ἀθαμάντων χώρα γεωργοῦσι μὲν αἱ γυναῖκες, νέμονται δὲ οἱ ἄνδρες.

arbaips „Arbeit“ (d. h. die „lästige und beschwerliche Arbeit“, Paul), dessen erster Teil **arba-* dem slavischen *rabū* „Sklave“ entspricht, so dass sich als Grundbedeutung „Knechteswerk“ (slav. *rabota* „Sklavenschaft“, „Arbeit“) ergibt. Wie wir oben sahen, dass die „königlichen“ Skythen, ohne Zweifel ausschliesslich Viehzüchter, alle westlichen Skythen, vorwiegend Ackerbauer, als ihre Sklaven ansahen, so wird man anzunehmen haben, dass überall, wo im alten Europa eine unterjochte neben einer freien Bevölkerung lebte, der ersteren die Pflege des Ackerbaus zufiel¹⁾. Direkt hierauf weist der Satz der Germania Kap. 24 hin: *Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis (servo) ut colono iniungit, et servus hactenus paret.* Der Ärmere, der keine Sklaven hatte, wird sich mit Frauen, Kindern und Greisen behelfen haben.

Wenden wir uns nunmehr zur Schilderung dieses von der freien und männlichen Bevölkerung so gering geachteten Gewerbes selbst, so kann zunächst kein Zweifel bestehen, dass jener prähistorische Ackerbau bereits mittels des Pfluges ausgeübt wurde, und nicht etwa, wie man es selbst noch hinsichtlich der alten Germanen irrtümlich behauptet hat (vgl. darüber Hoops p. 499 ff.), ein blosser Hackbau gewesen ist. Dies folgt am sichersten aus den unter B, 1 und B, 3. aufgeführten urverwandten Benennungen (lat. *aratrum* und *vomis* mit ihren Sippen), von denen die erstere sogar bis nach Armenien reicht. Allerdings erfahren wir durch diese Gleichungen nichts über die Beschaffenheit jenes ältesten Pfluges; doch treten in dieser Beziehung andere linguistische sowie archäologische und literarische Zeugnisse ein. Im Gotischen heisst der Pflug *hōha*, ein Wort, das dem serb. *čá'khá* und lit. *szaká* „Ast“ entspricht, womit weiterhin auch serb. *čáñkú* „Pfahl“, altsl. *šakū* „Ast“ und ir. *cecht*, manx *keeaght* „Pflug“ zu verbinden ist. Auch die slavische Sippe russ. *sochá* „Hakenpflug“²⁾, poln. *socha* „Pflugsech“,

1) Wenn Caesar IV, 1 berichtet, dass jährlich der eine Teil der Sueben in den Krieg ziehe, der andere zu Hause bleibe: *sic neque agri cultura nec ratio atque usus belli intermittitur*, so folgt daraus natürlich nicht, dass die freien Männer der Sueben selbst den Acker bebaut hätten. Der Ackerbau wurde vielmehr nur unter ihrem Schutz von Frauen, Kriegsuntüchtigen und Sklaven ausgeübt.

2) Ausführliche Beschreibung der russ. *sochá* bei Dahl Erklärendes Wörterbuch der lebenden grossrussischen Sprache IV, 290.

kleinruss. *posošćyna* „Grundsteuer nach der Zahl der Pflüge“ geht auf eine Grundbedeutung „Knüttel“, „Ast“, „Baumstamm“ zurück. Noch Hesiod Werke und Tage v. 427 ff. rät dem Landmann, sich selbst im Gebirge oder auf dem Feld ein Krummholz (*γύη* = lat. *bāra*) aus Eichenholz zu suchen und jederzeit zwei Pflüge, ein *αὐτόγυον ἄροτρον*, d. h. einen aus einem Stück hergestellten und ein *πηκτὸν ἄροτρον*, einen aus mehreren Stücken zusammengefügtten Pflug in Bereitschaft zu halten. Bei Thorn in Westpreussen (Hoops p. 503) ist tatsächlich ein solches *αὐτόγυον ἄροτρον*, ein aus Eichenwurzel hergestellter Hakenpflug von etwa 3 m Länge gefunden worden. Wohl als *πηκτὸν ἄροτρον* stellt sich dagegen der älteste bis jetzt nachgewiesene Pflug von Döstrup in Jütland dar, der von S. Müller *Charrue, joug et mors* (Copenhagen 1903) ausführlich beschrieben worden ist. Es kann also nicht bezweifelt werden, dass der älteste europäische Pflug ein sogenannter Hakenpflug war und in seiner ältesten Gestalt einfach aus einem einzigen, hakenförmig gebildeten Ast bestand, der in sich Grindel und Schar vereinigte, nur dass noch, wie es auch bei dem Thorner Pflug vermutlich der Fall war, an dem hinteren Teil der Schar ein Stab als Lenkstange sich befunden haben wird. Dass dieser Pflug schon in der Urzeit von Rindern, und nicht etwa nur von Menschen (Sklaven, Frauen) gezogen worden sei, lässt sich zwar nicht direkt beweisen; da aber zweifellos das Rind schon in der Urzeit als Zugtier benutzt wurde, ferner ein Felsenbild von Bohuslän in Schweden aus der Bronzezeit (Hoops p. 500) einen von Rindern gezogenen Hakenpflug darstellt, endlich auch der oben genannte prähistorische Hakenpflug von Döstrup in Jütland an der Deichsel eine Vorrichtung zum Anschirren des Zugviehs zeigt, wird man schwerlich bestreiten können, dass das Rind auch in dieser Beziehung schon in den Dienst des Menschen getreten sei.

Eine verhältnismässig späte Erfindung ist dem Hakenpflug gegenüber der Räderpflug, dessen Ursprünge von Plinius *Hist. nat.* XVIII, 172 auf die rätischen Gallier zurückgeführt werden: *Non pridem inventum in Raetia Galliae, ut duas adderent tali (nämlich einem Pflug mit breiterer, schaufelartiger Schar) rotulas, quod genus vocant plau morati.* Es ist sehr wahrscheinlich, dass in dem ersten Teil des letztgenannten Wortes sich die germanisch-slavische Sippe: ahd. *pfluog*, agls. *plóg*, altn. *plógr*, russ.

plugü, klruss. *pluh* etc., lit. *plügas* (vgl. auch alb. *pl'uar*, rum. *plugu*) verbirgt. Ihr Ursprung ist noch nicht sicher ermittelt; doch kann es als sehr wahrscheinlich betrachtet werden, dass die Slaven das Wort von den Germanen entlehnt haben und nicht umgekehrt (vgl. an neuerer Literatur Meringer I. F. XVI, 185 f., XVII, 109 ff., Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen p. 506, J. Peisker Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1905 p. 87 ff.).

Wenn wir somit gesehen haben, dass das eigentliche Ackerbaugerät, der Pflug, zwar schon in der Urzeit bekannt, aber noch von sehr primitiver Beschaffenheit war und im besondern noch jeder metallischen Zutat entbehrte, so haben wir uns nunmehr der Frage nach der technischen Höhe jenes Ackerbaus überhaupt zuzuwenden. In dieser Beziehung sind wir fast ausschliesslich auf die bekannten Nachrichten des Caesar und Tacitus über den Ackerbau der alten Germanen angewiesen: *Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt* (*De bell. Gall.* VI. 22 von allen Germanen). *Sed privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* (*De bell. Gall.* IV, 1 von den Sueben). *Agri pro numero cultorum ab universis invices (ab universis vicis?) occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praebent: arva per annos mutant, superest et ager* (*Germ.* Kap. 26). Jedermann weiss, dass diese wenigen Sätze, so klar sie im ersten Augenblick erscheinen, der genaueren Erklärung eine solche Fülle von Schwierigkeiten darbieten, dass es bis auf den heutigen Tag trotz der grossen Literatur, die sich darüber angehäuft hat (vgl. darüber am besten Hoops p. 483 ff.), in vieler Beziehung noch nicht zu einer *communis opinio* gekommen ist. Es muss daher hier für unsere Zwecke genügen, aus diesen Nachrichten dasjenige herauszugreifen, was gegenwärtig allgemein zugestanden zu werden scheint. Es sind dies aber vor allem die zwei Sätze, dass erstens die Germanen noch kein Privateigentum an Grund und Boden hatten, und dass zweitens das landwirtschaftliche System derselben als das einer wilden

Feldgraswirtschaft zu bezeichnen ist. Dass, um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, die alten Germanen in der Weise den Ackerbau ausübten, dass sie immer nur einen Teil der anbaubaren Fläche mit Sommerfrüchten bestellten und nach Einbringung der Ernte denselben der Grasnutzung überliessen, geht am deutlichsten aus den Worten des Tacitus: *arva per annos mutant, superest et ager* hervor. Aber auch die Äusserungen Caesars *anno post alio transire cogunt* und *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* werden sich schwerlich auf etwas anderes beziehen; denn die beiden genannten Züge des Fehlens des Privateigentums und des jährlichen Flurwechsels scheinen im Altertum überall als die charakteristischen Eigenschaften des barbarischen, nordeuropäischen Ackerbaus betrachtet worden zu sein, wie auch aus den bekannten, den Ackerbau der Geten betreffenden Versen des Horaz III, 24 hervorgeht:

*melius
vivunt et rigidi Getae,
immetata quibus iugera liberas
fruges et Cererem ferunt,
nec cultura placet longior annua.*

Der andere Punkt, die Unbekanntschaft der Germanen mit dem Begriffe des Privateigentums an Grund und Boden, die von Caesar zweimal so uneingeschränkt behauptet wird, hängt mit der Frage nach der technischen Höhe des damaligen Ackerbaus aber insofern aufs engste zusammen, als von einer grösseren Intensität der Bodenbenutzung selbstverständlich erst die Rede sein kann, nachdem das Land in Privatbesitz oder wenigstens in Privatnutzung übergegangen ist. Sehr charakteristisch sind in dieser Beziehung die Bemerkungen, die ein so scharfsichtiger Beobachter wie Th. v. Bernhards (Geschichte Russlands III, 113) über die Nachteile des russischen Mir¹⁾ macht: „Diese herkömmliche landwirtschaftliche Verfassung, der zufolge jede Dorfgemeinde ihre Feldflur als Gesamtheit, als Genossenschaft besitzt oder inne hat, so dass keine einzelne Familie ein wirkliches, ein Sondereigentum in der Flur hat und nützt, vielmehr die sämtlichen Ackerlose nach einem kurzen Turnus von drei Jahren, wenn nicht noch öfter, wieder zusammengeworfen werden,

1) Ausführlicher wird über ihn in Kap. XIII gehandelt werden.

behufs einer neuen veränderten Verteilung unter die sämtlichen Genossen des Verbandes — diese Verfassung schliesst nicht nur jeden Fortschritt des landwirtschaftlichen Betriebs aus, sondern auch jede rationelle Behandlung, jede Pflege des Grundes und Bodens. Sie ist ohne Zweifel mit ein Grund der geringen Anhänglichkeit an sein heimatliches Dorf, der geringen Neigung zum Ackerbau, die man an dem russischen Bauern wahrnimmt. Die Anhänglichkeit an den angeerbten Acker kennt der russische Landmann in der Tat nicht.“ Alle diese Sätze gelten uneingeschränkt auch von dem ureuropäischen Ackerbau, den wir uns in der ältesten Zeit sogar noch um eine Stufe primitiver als den des russischen Mir vorzustellen haben werden, indem ohne Zweifel die den einzelnen Familienverbänden (*gentes cognationesque hominum*) zugewiesenen Ackerquoten von ihnen gemeinsam bebaut und abgeerntet wurden, worauf dann der Ertrag unter die einzelnen verteilt ward. So fand es Diodorus Siculus V, 34 auch bei keltiberischen Stämmen: οὔτοι καθ' ἑκαστον ἔτος διαιρούμενοι τὴν χώραν γεωργοῦσι, καὶ τοὺς καρποὺς κοινωποιοῦμενοι μεταδιδοῦσιν ἑκάστῳ τὸ μέρος καὶ τοῖς νοσφισαμένοις τι γεωργοῖς θάνατον τὸ πρόστιμον τεθείμασι. Erst zur Zeit des Tacitus scheint auf Grund sich wiederholender Verlosungen eine Sondernutzung des Bodens durch die einzelnen Hausväter (*secundum dignationem partiuntur*) stattgefunden zu haben.

Nicht minder hängt hiermit auch die geringe Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, ein gewisser „Nomadentrieb“, zusammen, der, wie von Bernhardi, so von zahlreichen anderen Kennern des russischen Volkstums (vgl. z. B. A. Leroy-Beaulieu Das Reich des Zaren, deutsch von Pezold, I², 128) hervorgehoben wird, und den wir ebenso bei den alteuropäischen Bevölkerungen antreffen.

So glaubte Caesar, wie aus seinen auf die erste der oben angeführten Stellen folgenden Worten hervorgeht, dass die Germanen jährlich nicht nur ihre Äcker, sondern auch ihre Wohnungen wechselten, und eine ausserordentlich lebhaft, noch heute nicht geschlichtete Streitfrage hat sich darüber entsponnen, ob Caesar in dieser Auffassung geirrt habe¹⁾, oder wie, wenn dies nicht der Fall sein sollte, dieser ganz ausserordentliche

1) Vgl. zuletzt R. Much Z. f. deutsches Altertum XXXVI, 102 ff.

Mangel an Sesshaftigkeit zu erklären¹⁾ sei. Wir verzichten darauf, auf diese, wie es scheint, niemals ganz zu erklärenden Verhältnisse näher einzugehen, da durch anderweitige Zeugnisse jedenfalls so viel feststeht, dass das Verhältnis nicht nur der Germanen, sondern auch der übrigen alteuropäischen Völker zu dem Boden der Heimat noch ein sehr lockeres gewesen sein muss.

Dass die Völkerschaften der Hellenen bei ihrem Eintreten in die Weltgeschichte noch von einer tief eingefleischten Wanderlust beseelt waren, hat bereits Thukydides (1, Kap. 2) mit gewohntem Scharfsinn erkannt. „Das jetzt sogenannte Hellas“, sagt er I, Kap. 3, „ist offenbar nicht von alters her fest besiedelt gewesen, sondern es haben in früheren Zeiten Umsiedlungen stattgefunden, und leichtlich verliess eine jegliche Gemeinschaft, von irgend einer Überzahl bedrängt, ihre Wohnsitze. Denn da es damals noch keinen Handel und keinen furchtlosen Verkehr zu Wasser oder zu Lande gab, und ein jeder nur insoweit sein Land bebaute (*νεμόμενοί τε τὰ αὐτῶν*), als zum Leben nötig war, ohne Reichtümer zu sammeln, ohne Baumpflanzungen anzulegen (*οὐδὲ γῆν φυτεύοντες*), war es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, die Heimat zu verlassen; blieb es doch ungewiss, ob nicht bei dem Mangel befestigter Plätze ein anderer kommen und einem das Erworbene rauben werde, und war man doch überzeugt, den täglichen Bedarf allüberall finden zu können“.

So tritt uns auf dem klassischen Boden des alten Griechenlands genau dasselbe Wandervolk entgegen, welches viele Jahrhunderte später die griechisch-römischen Schriftsteller in dem Norden Europas wiederfanden. „Allen Völkern dieses Landes“ (Deutschlands), sagt Strabo Kap. 291, „gemein ist die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise, und weil sie keinen eigentlichen Ackerbau kennen (*διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν*) und keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten; so dass sie, diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen laden

1) Vgl. zuletzt J. Hoops *Waldbäume und Kulturpflanzen* p. 511 ff., der in den von Tacitus geschilderten Verhältnissen den normalen altgermanischen Zustand erblickt, von dem die Nachricht des Caesar nur einen durch kriegerische Rücksichten bedingten Ausnahmezustand darstelle.

und mit den Viehherden sich wenden, wohin ihnen beliebt.“
Vergleichen wir hiermit ferner, was Prokop (*De bell. Got.* III, 14 p. 334) von den *Σκλαβηνοί* (Slaven) berichtet, dass sie in elenden Hütten weit voneinander entfernt wohnten und jeder oft seinen Wohnsitz wechselte, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte trotz des Ackerbaus, den sie trieben, noch wenig sesshaft waren.

Hierzu stimmt aufs beste, dass auch die letzte und sicherste Stufe sesshafter Agrikultur, die Baumzucht, den europäischen Indogermanen der Urzeit noch gänzlich unbekannt gewesen¹⁾ ist. Wie Thukydides ausdrücklich von den ältesten Griechen berichtet, dass sie noch keine Baumpflanzungen angelegt hätten (*οὐδὲ φύτεύοντες*), so sagt Tacitus von den Germanen (Kap. 26): *Neque enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.*

Zugleich mit der Gewöhnung an festere Wohnsitze hält ferner der der Urzeit noch unbekanntes Garten- und Gemüsebau seinen allmählichen Einzug, alles Tatsachen, die seit V. Hehns Buch über die Haustiere und Kulturpflanzen von niemandem bezweifelt werden können (vgl. auch mein Reallexikon u. Obstbau und Baumzucht, Gartenbau), und die sämtlich sich in das Bild, das wir für die altidg. Zeiten von dem Verhältnis des Menschen zu dem Land, das er bewohnt, entworfen haben, aufs beste fügen.

Nur so erklärt sich endlich auch der wichtige Umstand, dass ursprünglich nicht die Völker nach den Ländern (z. B. Engländer, Amerikaner), sondern die Länder nach den Völkern (z. B. lit. *Prūsai* „die Preussen“ und „Preussenland“) benannt werden, dass die Heimatzugehörigkeit eines Menschen nach dem Volk, nicht nach dem Land (z. B. *Ἐνοπόων ὁ Ἀθηναῖος*) bestimmt wird und der Begriff des „Vaterlands“ zweifellos von dem Geschlecht ausgeht (z. B. Homerisch *πάτριη* und altruss. *rodū* „Geschlecht“, dann „Vaterland“, russ. *ródina* „Heimat“, aber im weissruss. *ródzina* auch noch „die Gesamtheit der Verwandten“), dem ein Mensch angehört (näheres vgl. in meinem Reallexikon s. v. Staat).

1) Über wilde Obstbäume vgl. oben p. 175. Am frühesten ist, wie es scheint, der Apfelbaum in Kultur genommen worden (vgl. oben p. 188, 190).

Unter diesen Umständen ist es schwer begreiflich, wie neuere Forscher wieder in den alten Germanen und Indogermanen ein sesshaftes und emsiges Bauernvolk haben erblicken können. Man hat zwar gesagt, nur ein solches habe die Scharen hervorbringen können, die einst das römische Reich in Trümmer schlugen. Aber diese Scharen verliessen doch eben die Heimat, weil der nur flüchtig bestellte Boden, der heute vielleicht die zehnfache Zahl von Menschen ernährt, sie nicht ernähren konnte. „Je höher die Lebensform“, so äussert sich V. Hehn zu dieser Frage, „die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Prozentsatz, den es zu kriegerischen Zwecken verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann. Hätten die Deutschen emsig den Boden bestellt, dann wären sie überhaupt nicht ausgezogen, das römische Reich in Trümmer zu schlagen.“ Man hat ferner berechnet, dass ein Nomadenstamm Hochasiens von nur 10 000 Köpfen zu seiner Ernährung allein schon ein Gebiet von der Grösse des Königreichs Sachsen brauche. Wie hätten, meint man, z. B. die Sueben, angenommen, dass sie Nomaden waren, allein schon 100 000 Mann in den Krieg schicken können (Caes. IV, 1)? Allein man vergisst, dass Hochasien nicht Europa ist, und dass wenigstens von uns nicht behauptet wird, die Germanen oder Indogermanen seien Nomaden gewesen, sondern nur, der Ackerbau habe bei ihnen eine nebensächliche und verachtete Rolle gespielt. Noch weniger sollte man sich für das angebliche Bauerntum der Indogermanen auf die vorgeschichtlichen Funde berufen. Sie lehren uns zwar die wichtige Tatsache, dass schon in neolithischer Zeit Ackerbau getrieben wurde; aber über seine Intensität, Ausdehnung und Bedeutung können sie trotz der Ausführungen M. Muchs (Heimat der Indogermanen) gegenüber den oben angeführten historischen Factis, die wir doch wohl einstweilen der Prähistorie zu Liebe nicht ganz ignorieren dürfen, schwerlich etwas aussagen¹⁾. Und

1) Man hat auf die Pfahlbauten (vgl. Kap. X) als angebliche Zeugen einer festen Siedelung der Indogermanen hingewiesen. Allein erstens wissen wir gerade für diejenigen Gegenden, in denen, wie z. B. in der Schweiz, die meisten Pfahlbauten uns begegnen, nicht, ob sie in älterer Zeit von indogermanischen Völkern bewohnt waren, und zweitens steht für jene Epochen, in denen wir mit fortwährenden Kämpfen und Überfällen zu rechnen haben, nichts der Annahme ent-

zwar dies um so weniger, als wir die unzweideutigsten Nachrichten darüber besitzen, worin der eigentliche Schwerpunkt der altindogermanischen Wirtschaft beruhte.

III. Die älteste Viehzucht der idg. Völker. Unmittelbar an die Worte: *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* schliesst Caesar IV, 1 den Satz an: *neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt* und unmittelbar an die Worte (VI, 22): *agriculturae non student* den Satz: *maiorque pars victus in lacte, caseo, carne consistit*. Nimmt man hierzu die Nachricht des Tacitus (*Germ.* Kap. 5): *eae* (nämlich das Grossvieh) *solae et gratissimae opes sunt*, so kann meines Erachtens auch nicht der leiseste Zweifel bestehen, dass die Hauptwirtschaftsform der alten Germanen die Viehzucht bildete, zu der der Ackerbau nur eine für die Volksernährung erst durchaus in zweiter Linie stehende Ergänzung darbot. Zu derselben Ansicht ist Peisker in seinem schon genannten Buch: Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turko-Tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung hinsichtlich der Slaven gekommen, die, bevor sie unter die turko-tatarische Herrschaft kamen, nach seiner Meinung ganz vorwiegend Viehzüchter, namentlich Rinderzüchter, ebenso wie die Germanen des Caesar und Tacitus waren. Er folgert dies einerseits aus der ansehnlichen einheimischen Nomenklatur für Gross- und Schmalvieh in den slavischen Sprachen (z. B. für das Rindvieh altsl. *govědo* „Rind“, *krava* „Kuh“, *bykŭ* „Stier“, *teleŭ* „Kalb“, *volŭ* „Ochse“), andererseits aus dem gemeinslavischen *župa*, das in den einzelnen slavischen Sprachen „Bezirk“, im Serbischen speziell den Wohnbezirk des *pleme* „Stammes“ bedeutet, dessen ältester Sinn aber „Weidebezirk“ (*regio pastoria, compascua*) war. Noch das Gesetzbuch des serbischen Kaisers Dušan bestimmt: „Eine *župa* soll der (anderen) *župa* nichts mit Vieh abweiden usw.“ (vgl. Peisker p. 103). Vgl. auch oben p. 155.

Und ebenso müssen wir uns die Volkswirtschaft der Hellenen vorstellen zu der Zeit, als sie sich in der von Thukydides (oben p. 213) geschilderten Weise über die Balkanhalbinsel ver-

gegen, dass der eine Stamm den anderen vertrieben und in seinen Pfahlbauten weiter gehaust habe.

breiteten. Noch im Epos heissen die Bewohner wohlhabender Städte *πολυβοῦται* und *πολύρογνες*. Der Reichtum der Fürsten beruht (Od. II, 75) auf *κεμύλια* (z. B. ungemünztem Metall) und *πρόβασις* = *πρόβατον* „Vieh“. Königssöhne weiden die Herden des Vaters. Hirtengötter, z. B. Apollon, der selbst nach der Hürde (*ἀπέλλα*) benannt ist, sind die Hauptgötter der Griechen, „ein Beweis, dass die Viehzucht für das gesamte Volk, vom Knecht und Tagelöhner bis zum Häuptling hinauf, die Hauptbeschäftigung bildete“ (vgl. I. v. Müller *Privataltertümer* 2 p. 241, E. Meyer *Geschichte des Altertums* II, 79 ff.). Nicht anders ist bei den vedischen Ariern die Viehzucht „als Haupterwerbsquelle zu betrachten“, wofür es genügt auf die Darstellung der vedischen Volkswirtschaft in H. Zimmers *Altindischem Leben* p. 221 ff. zu verweisen, und auch in den awestischen *Gāthā's* ist im Gegensatz zu den späteren Teilen des *Awesta* noch die Kuh der eigentliche Mittelpunkt, um den sich Leben und Streben des ganzen Volkes dreht (vgl. W. Geiger *Ostiran. Kultur* p. 403).

Dass diese Verhältnisse aber zugleich die ältesten indogermanischen Zustände darstellen, darauf weist eine Fülle sprachlicher und historischer Tatsachen mit vollkommener Sicherheit hin. Zunächst die in Kap. III zusammengestellten Namen der Haustiere, die im Gegensatz zu den meisten Ackerbaugleichungen sich über das gesamte idg. Sprachgebiet erstrecken. „Es kann kein Zweifel sein“, sagt Winternitz mit Recht, „dass zahlreiche Ausdrücke, die sich auf die Viehzucht beziehen, gemeinindogermanisch sind und dem Wortschatz der Ursprache zugeschrieben werden müssen, während eine gemeinsame, auf den Ackerbau bezügliche Terminologie nur in den Sprachen der europäischen und nicht auch der arischen Indogermanen nachweisbar ist.“ Sodann das, was Kap. VIII und Kap. XV (Religion) über die älteste Nahrung und Opferdarbringung (Götterspeisung) auseinandergesetzt werden wird, woraus sich ergibt, dass Fleischnahrung und Opferung der vierfüssigen Haustiere anderen Speisen und Spenden gegenüber in der ältesten Zeit durchaus in dem Vordergrund stehen. Nicht minder wichtig ist die in Kap. IX erörterte Tatsache, dass Leder- und Pelzkleidung ohne Zweifel die älteste Umhüllung der Indogermanen gebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung ist auch die in meinem Reallexikon (s. v. *Körperteile*) ausführlich besprochene Erschei-

nung, dass schon in der Urzeit eine eingehende anatomische Kenntnis des tierischen und menschlichen Leibes vorhanden war, die nur durch die häufige Übung des Schlachtens des Viehes zu profanen und sakralen Zwecken gewonnen worden sein kann (vgl. auch I³, 164 Anm.). Dies alles, verbunden mit zahlreichen Zügen des Familien- und Stammeslebens (Kap. XIII), die in dieser Zusammenstellung nur auf der Wirtschaftsstufe der Viehzüchter wiederkehren, erheben es über jeden Zweifel, dass die Indogermanen ganz vorwiegend ein Volk von Viehzüchtern gewesen sind¹⁾.

Im Mittelpunkt dieser ältesten Viehzucht stand, worauf schon in Kap. III hingewiesen wurde, das Rindvieh, die Kuh, das Zug-, Schlacht-, Opfer-, Milchtier, der Reichtum und Wertmesser der Urzeit.

Hieraus folgt zugleich, dass wir kein Recht haben, uns die Indogermanen, wie schon mehrfach betont worden ist, als eigentliche Nomaden vorzustellen, als Wanderhirten und Reiternomaden, wie sie die west- und ostturkestanischen Steppen und Wüsten durchstreifen. „Das strenge Reiternomadentum“, sagt Peisker a. a. O. p. 11 nach v. Middendorf und Vámbéry, „kennt keine Rinderzucht. Das Rind verdurstet bald, es ist nicht schnellfüßig und ausdauernd genug, um die ungeheuren Wanderungen mitmachen zu können; es ginge an Erschöpfung zugrunde, bevor es im Frühjahr die Sommerweiden und im Herbst die Winterquartiere erreicht haben würde. Auch bietet ihm die Steppe für den Winter keine entsprechende Nahrung, und der Hirt hätte keinen besonderen Nutzen, weil das wandernde Rind keine oder wenig Milch gibt und als Tragtier dem Pferd und Kamel an der unerlässlichen Schnelligkeit bedeutend nachsteht. Das eigentliche

1) Alles dies habe ich bereits in der zweiten Auflage dieses Buches und besonders in meinem Reallexikon (s. v. Viehzucht) auseinandergesetzt. Winternitz Beilage z. Allg. Z. 1903, Nr. 252 bemerkt dazu: „Und da stehe ich nicht an, mich rückhaltlos zu der Ansicht Schraders zu bekennen, dass die noch zu erschliessende Wirtschaftsform des idg. Urvolks die Viehzucht war. Die von ihm angeführten Gründe halte ich für durchaus zwingend, und H. Hirt (vgl. I³, 49), der die entgegengesetzte Ansicht vertritt, hat auch nicht einen dieser Gründe widerlegt.“ Durchaus nichts neues hat H. Hirt auch in dieser Beziehung in seinem Buche Die Indogermanen vorgebracht.

Zucht- und Nährtier des zentralasiatischen Nomaden ist das Schaf und neben ihm das Pferd.“ Wollen wir uns daher nach ethnographischen Parallelen zu der Wirtschaftsstufe der Indogermanen umsehen, werden wir besser tun, uns den afrikanischen Viehzüchtern zuzuwenden. „Rindviehzucht“, heisst es hier von den Kaffern (vgl. Winternitz Was wissen wir von den Indogermanen? Beilage z. Allg. Z. 1903 Nr. 252), „ist der Kaffern grösste Leidenschaft und Gottesdienst, und ein Haupthindernis für bessere Landwirtschaft. Sie weiden ihre Augen an dem Vieh mit so grosser Lust, dass ihre Phantasie sich Tag und Nacht damit beschäftigt. Sie besingen und loben dessen Eigenschaften, vergleichen es mit den höchsten Ideen von vernünftigen Menschen und noch höheren Kräften. . . . Um Vieh zu bekommen, tut der Kaffer alles.“ Und von denselben Kaffern berichtet E. Grosse Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft p. 90: „Von vielen Stämmen wird hier (in Afrika) auch Ackerbau getrieben; aber die Pflanzenkultur gilt ihnen neben der Viehzucht als eine niedrige, nebensächliche, beinahe unwürdige Beschäftigung. Das gleiche Verhältnis tritt bei den Kaffern und ihren benachbarten Verwandten hervor. Auch sie mögen die Früchte des Feldes nicht entbehren, aber die Feldarbeit ist ihnen verächtlich und verhasst; ihr Herz hängt allein an den Herden, welche den Mittelpunkt ihres ganzen Lebens bilden.“

Den Schwerpunkt in der Viehwirtschaft der Indogermanen bildete also die Rindviehzucht. Und doch sind wir schon früher einer Spur begegnet, die in noch ältere, vorindogermanische und andersartige Verhältnisse zu weisen scheint. Wir haben nämlich oben (I³, 201 f.) gesehen, dass die älteste Bedeutung der schon idg. Kollektivbezeichnung für Vieh (sert. *pācu* = got. *faihu*) „Schaf“ (also nicht „Rind“) gewesen ist, wodurch sich der Blick in eine, wir wiederholen es, vorindogermanische Zeit eröffnet, in der, wie bei den wirklichen Nomaden, so auch bei den Indogermanen nicht das Rind, sondern das Schaf das Hauptherdentier bildete.

Und so lässt sich nun das Bild der indogermanischen Wirtschaftsform folgendermassen entwerfen: Die Indogermanen waren in der Zeit, in der die ersten Stämme sich von dem Grundsock

abzusuntern begannen, ein Volk von Vieh-, besonders von Rindviehzüchtern. Der Ackerbau war ihnen nicht gänzlich unbekannt, doch können wir nicht sagen (vgl. Kap. V), welche Kulturpflanzen sich über das ganze Völkergebiet erstreckten. Erkennen können wir nur, dass ein bereits mit dem Pflug betriebener und über den Anbau von Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne und Mohn verfügender Ackerbau in prähistorischer Zeit deutlicher bei den westlicheren Gliedern des idg. Sprachstamms hervortritt, ohne sich jedoch auch hier über ein von der freien männlichen Bevölkerung verachtetes, den Menschen noch nicht an die Scholle bindendes Anhängsel der Viehzucht zu erheben.

In diesen Rahmen lassen sich noch zwei weitere kulturhistorische und linguistische Tatsachen einfügen. Wir haben in Kap. III gesehen, dass die Schweinezucht den Indern und Iranern fremd ist, während sie bei den übrigen Indogermanen, ebenso wie die der übrigen Haustiere, seit der ältesten Zeit hervortritt. Auf die europäischen Sprachen ist auch die idg. Gleichung für das junge Schwein: lat. *porcus*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *pařzas*, altsl. *prasę* beschränkt. Da nun einerseits die Schweinezucht naturgemäss für ihren Betrieb das Vorhandensein umfangreicher Eichen- und Buchenwälder voraussetzt, andererseits aber überhaupt sich eher an den Ackerbau und eine grössere Sesshaftigkeit als an die reine Viehzucht anlehnt, so stimmt dieses Hervortreten des gezähmten Schweines im Westen des idg. Völkergebietes aufs beste mit der Verteilung von Wald und Steppe, Ackerbau und Viehzucht überein, wie wir sie für die idg. Urheimat angenommen haben. Dieselbe geographische Verbreitung wie die meisten Ackerbaugleichungen hat in den idg. Sprachen zweitens das Salz: griech. *άλς*, lat. *sal*, got. *salt*, ir. *salann*, cymr. *halan*, altsl. *solī*, lett. *sāls*, armen. *ał* (vgl. griech. *ἀγορῶν*, lat. *aratum*, ir. *arathar*, altn. *arðr*, armen. *araur* „Pflug“). Da nun die Pflanzenkost, die mit der grösseren Betonung des Ackerbaus natürlich an Bedeutung gewinnt, dem Körper das in ihm enthaltene und für ihn notwendige Kochsalz durch ihren Kaligehalt entzieht, so dass es von aussen ergänzt werden muss, so lässt sich die Beschränkung des idg. Wortes für Salz auf die westlicheren Glieder des idg. Sprachstamms ohne Schwierigkeit so erklären, dass hier das in der Natur (an den nördlichen Gestaden des Schwarzen Meeres) in Menge vor-

handene Kochsalz in seiner Wichtigkeit für die Ernährung des Menschen im Westen früher als im Osten erkannt wurde.

So können wir die auf Seite 205 gewonnenen Parallelen noch um zwei weitere Glieder vermehren und erhalten so die Reihen:

Waldsteppe und Waldgebiet.
Viehzeit mit Ackerbau.

Schweinezucht.

Salz.

Westen (Europäer).

Baumarme Steppe.

Viehzeit mit geringen
Spuren des Ackerbaus.
Unbekantschaft mit der
Schweinezucht.

Unbekantschaft mit dem Salze.

Osten (Arier).

VII. Kapitel.

Die Zeiteilung.

1. Die Jahreszeiten: Winter. Frühling. Sommer. Spuren einer älteren Zweiteilung. Das Jahr. Zählung nach Jahreszeiten. 2. Mond und Monat. Schwangerschaftsberechnung. Zerteilung des Mondmonats in zwei Hälften. Aberglaube. Mond- und Sonnenjahr. Die 12 Nächte. Monatsnamen. Das idg. Jahr ein „Witterungsjahr“. 3. Tag und Nacht. Zählung nach Nächten. Die Nacht beginnt den Volhtag. Der Tag. Tagesteilung. — Allgemeines.

Wenn ich an die Geschichte des Ackerbaues und der Kulturpflanzen einen kurzen Überblick über die Ursprünge der idg. Zeiteilung anreihe, so geschieht dies, weil beide Materien gewissermassen in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander stehen. Mit Recht bemerkt J. Grimm (Geschichte d. D. Spr.): „Erst unter ackerbauenden Völkern ordnen sich Gottesdienst und Zeiteilung“, und es liegt auf der Hand, dass erst derjenige, welcher die Saat dem Schosse der Erde anvertraut und von ihrem Wachsen und Gedeihen Glück und Reichtum für sich und die Seinen hofft, dass es erst der Landmann ist, welcher ein lebhafteres Interesse an einer genaueren Einteilung der Zeit nimmt. Da wir nun in dem bisherigen gesehen haben, dass die Indogermanen in ihrer Urzeit noch weit von der Höhe eines sesshaften Ackerbauvolkes entfernt waren, so wird es von Wichtigkeit sein, zu untersuchen, ob das, was wir über die älteste Zeiteilung ermitteln können, mit diesem Ergebnis im Einklang steht.

Nicht minder wird es für das Verständnis des historischen Kalenders der einzelnen idg. Völker wertvoll sein, den gemeinsamen Kern zu finden, der ihnen zugrunde liegt. Und endlich ist es unzweifelhaft, dass die Einteilung der Zeit bei einem Volke, z. B. die Frage, wie viele und welche Jahreszeiten es unterschied, eng mit der Lage und dem Klima des Landes ver-

knüpft ist, in welchem es wohnt, so dass wir auch nach dieser Seite, d. h. hinsichtlich der Frage der idg. Urheimat, auf einige weitere Anhaltspunkte hoffen dürfen.

1. Die Jahreszeiten.

Auf dem Standpunkt eines fast ausschliesslich von dem Ertrage seiner Herden lebenden Volkes regt der Einfluss des Witterungswechsels den Menschen zuvörderst zu einer doppelten Beobachtung an: er unterscheidet zwischen derjenigen Jahreszeit, in welcher er mit seinen Herden die oft Tausende von Kilometern entfernten Sommerweiden bezieht, und der, in welcher er vor den Unbilden der Witterung in geschütztere Winterquartiere flüchtet.

Dürfen wir Vámbéry Primitive Kultur p. 162 f. glauben, so haben die turko-tatarischen Völker in ihrer Urzeit lediglich zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, unterschieden, in deren Benennungen sich noch die Zustände eines Nomadenvolkes deutlich abspiegeln würden. Der Name des Sommers *jaz* wäre soviel wie die „Jahreszeit, in welcher man sich ausdehnen kann“ (*jaz* „ausbreiten“, *jazi* „Ebne“, *jazilamak* „auf die Weide, auf die Steppe gehen“), während die Benennung des Winters *kis*, *kis* die schneeige (*kaj-is*, *kais-kis* „Schneegestöber“) Jahreszeit bedeute.

Wie sind nun in dieser Beziehung die ältesten idg. Zustände zu beurteilen?

Die am schärfsten in den idg. Sprachen charakterisierte und in denselben am weitesten verbreitete Benennung einer Jahreszeit ist ohne Frage die des Winters:

sart. *hémantá*, *héman* („im W.“), *himá*, *himá* (auch „Kälte“), aw. *zayan*, *zyam* (Nom. *zyd*), armen. *jmejn* (*jiun* „Schnee“), griech. *χειμὼν* (*χιών* „Schnee“), lat. *hiems* (auch „Unwetter“), ir. *gam*, altsl. *zima*, lit. *žiemà*, alb. *dimen*, germ. *ên-gimus* „jährlich“ (*lex Salica*, Kern Taal u. Letterb. II, 143, vgl. lat. *bîmus*, *trîmus* usw. „zwei-, dreijährig“, griech. *ζύμαρος*, *ζύμαρα* „Ziegenbock, Ziege“, eigentl. „Jährling“).

Die Wurzel ist unbekannt; aber in dem Bedeutungswandel der angeführten Sippe (Winter, Sturm, Schnee) spiegelt sich die Natur eines nordischen Winters ab, was auch durch das Vorhandensein einer idg. Wurzel für schneien: aw. *snaëg* (aber *vafra*

„Schnee“), lat. *ninquere*, *nia*, griech. *νίψει*, *νίψα*, got. *snáivs*, lit. *sniėgas*, altsl. *snėgũ*, ir. *snechta* bestätigt wird. Dazu kommt die Übereinstimmung von ahd. *is* mit aw. *isu* „frostig, eisig“.

Der genannten Sippe für den Winter stehen nun zunächst zwei Gleichungen gegenüber, die miteinander gemein haben, dass sie eine freundlichere Jahreszeit bezeichnen. Es sind:

1. sert. *vasantá*, aw. *vanhar* (npers. *behār*) = sert. *vasar*, armen. *garun*, altsl. *vesna*, altn. *vár*, lat. *vēr*, corn. *guaintoin* (gl. *ver*), griech. *ėag* „Frühling“, lit. *wasarà* „Sommer“ (vgl. russ. *vesnũška* „Sommersprosse“).

2. sert. *sámá* „Halbjahr, Jahr“ — aw. *ham*, armen. *amarn* (*amr* „Jahr“), ir. *sam*, *samrad*, ahd. *sumar* „Sommer“.

Es ergibt sich also, dass wir für die idg. Grundsprache zunächst eine Dreiheit von Jahreszeiten: Winter, Frühling und Sommer anzusetzen haben. Tatsächlich findet sich eine solche Dreiteilung des Jahres auch bei mehreren idg. Einzelvölkern. So im ältesten Indien (*trayó va řtavah samvatsarasya*, *Āt. Bráhm.*), bei Aeschylus: *χειμών*, *ėag*, *θέρος*, bei den Germanen des Tacitus (*Germ. Kap. 26: unde annum quoque ipsum non in totidem digerunt species: hiems et ver et aestas intellectum et vocabula habent, autumnii perinde nomen et bona ignorantur*). Gleichwohl fehlt es nicht an Spuren, die darauf hindeuten, dass in einer noch älteren Zeit, ganz, wie es, wie wir oben sahen, bei den Turko-Tataren der Fall war, nur zwei Jahreszeiten, nämlich Winter und Sommer unterschieden wurden. Diese Spuren sind die folgenden: 1. Unterscheidet sich der Name der von der Wurzel *ves* (sert. *vas* „erstrahlen“) gebildeten Jahreszeit von den beiden anderen, wie überhaupt von allen alten Jahreszeitbenennungen dadurch, dass er niemals und nirgends als *pars pro toto* für das ganze Jahr gebraucht wird, eine Ausdrucksweise, auf die unten zurückzukommen sein wird. Es folgt hieraus, dass die Bildungen mit *ves* ursprünglich nicht sowohl eine Zeitdauer, als einen Zeiteintritt, eben den Eintritt der „leuchtenden, hellen“ Zeit bezeichnen haben müssen. 2. Lässt sich der Stamm **sam-* „Sommer“ (sert. *sámá* „Halbjahr“) nur schwer von dem daneben liegenden sert. *samá* „eben, gleich“, aw. *hama*, griech. *όμός*, lat. *similis* trennen, so dass sich als Grundbedeutung „gleiche, zweite Hälfte des Jahres“ ergibt. 3. Kann man die Wahrnehmung machen,

dass in den Einzelsprachen sehr häufig zwei, niemals drei Jahreszeitenbenennungen in ihrer Suffixbildung aufeinander eingewirkt haben, wie sert. *hémantá : vasantá*, aw. *zyam : ham*, armen. *jmejn : amajn*, germ. *wintar : sumar*, ir. *gam : sam* zeigen.

4. Finden sich, namentlich auf keltischem und germanischem Boden, deutliche Überreste einer alten Rechnung nach Semestern (agls. *missere*, altn. *misseri*). Für die Kelten ist hierbei auf den von Thurneysen Z. f. kelt. Phil. II, 525 behandelten altgallischen Kalender von Coligny, für die Germanen auf zahlreiche Redewendungen der Poesie und der Rechtssprache wie alts. *thea habda só filu wintro endi sumaro gilíbd* oder agls. *wintres ond sumeres* (Rechtsformel) zu verweisen. Vgl. auch Beda *De temporum ratione* Kap. 15: *Item principaliter annum totum in duo tempora, hyemis videlicet et aestatis, digerunt.*

Ist es aber richtig, dass **sem-* ursprünglich das „andere Halbjahr“ war oder bedeutete, so findet in diesem Zusammenhang vielleicht noch eine bisher nicht genannte idg. Jahreszeitenbenennung, nämlich altsl. *jarǔ* „Frühling“, griech. *ῥῶρα* (vgl. *ῥαῶρη*) „freundliche Jahreszeit“, „Jahreszeit“ — got. *jêr*, aw. *yâr* „Jahr“ (lat. *horvus* „heurig“) ihre Erklärung. Die Grundbedeutung dieser Sippe ist nicht etwa speziell „Frühling“, sondern vielmehr Frühling und Sommer mit besonderer Rücksicht auf die in dieser Zeit gesäten und reifenden Früchte. Besonders deutlich folgt dies aus den slavischen Sprachen (serb. *jar*, *jari* „Sommer“, *jarica* „Sommerweizen“, russ. *jarovóe* „Sommergetreide“ etc.). Ebenso aus dem Griechischen, wo *ῥαῶρη*, wörtl. „später Teil der ῥῶρη“ für *ῥῶρη* auf eine ursprüngliche Bedeutung „Sommer“ hinweist. Nicht weniger tritt der Begriff der Reife im Griechischen in unserem Wort hervor. Auch im deutschen „Jahr“ („Obstjahr“, „Fruchtjahr“, „ein gesegnet Jahr“) zeigt er sich noch.

Vielleicht lässt sich aber zu einer noch älteren Grundbedeutung vordringen. Die Etymologen leiten die Sippe von sert. *yâ* „gehen“ ab. Es fragt sich nur, in welchem Sinne dies gemeint sein könne. Ich möchte im Hinblick auf sert. *yâ-trâ* „der Austrieb“ und aw. *a-yâ-drima* (von **a-yâ-dra*, Gegensatz: **yâ-dra*), ursprünglich „das Fest der Heimkehr von Hirt und Herden aus der Senne“ (Bartholomae) die Vermutung — mehr kann es natürlich nicht sein — wagen, dass **yêr-* in vorindogermanischer Zeit in Verbindung mit **sam-* die Epoche bezeichnete, in der

man nach den Schrecken des Winters auf die Sommerweiden zog, also das gleiche, wie das oben genannte turko-tat. *jaz*. Da dies zugleich die Zeit war, in welcher in den mehr ackerbau-treibenden Gegenden die Halmfrucht gesät wurde und zur Reife kam, so mochte die Bedeutung des Wortes frühzeitig in Beziehung zu diesen Tatsachen gesetzt werden.

Somit ist das älteste, was sich über die idg. Jahreszeiten ermitteln lässt, das folgende. Man unterschied: 1. den Winter mit Schnee und Eis, griech. *χειμών* und seine Sippe, 2. den Sommer, teils ahd. *sumar* usw., teils griech. *ἄρη* usw. genannt. Zwischen beide schob sich schon in der Urzeit lat. *ver* und seine Sippe ein, die aber noch keine eigentliche Jahreszeit, sondern nur den Eintritt, „das Aufleuchten“ des freundlichen Wetters bezeichnete.

Einige Tatsachen aus der Geschichte der allmählichen Vermehrung der Jahreszeiten bei den Einzelvölkern werden uns am Schluss des nächsten Abschnitts und am Ende dieses Kapitels beschäftigen. Hier erhebt sich noch die wichtige Frage, ob in der Urzeit bereits der Begriff einer Zusammenfassung von Winter und Sommer, bezügl. von Winter, Frühling und Sommer, der Begriff des Jahres einen sprachlichen Ausdruck gefunden hatte.

Dies scheint nun wirklich der Fall gewesen zu sein. Es entsprechen sich sert. *sañ-vat-s-ará* „Jahr“, *sañvatsam* „ein Jahr lang“, *parivatsará* „ein volles Jahr“, *catsará*, griech. *ἔτος* „Jahr“, alb. *viét* „Jahr“, *si-viet* „in diesem Jahre“, lat. *vetus*¹⁾ „alt“, altsl. *vetŭchŭ*, lit. *wétuszas* desgl. Daneben sert. *parút*, Pamird. *pard*, *par-wuz* (Tomaschek C. St. p. 19), osset. *färe*, npers. *pâr*, armen. *heru* (Hübschmann Arm. St. I, 39, Osset. Spr. 65) = griech. *πέρσι*, altn. *fjörþ*. Auch noch zwei weitere idg. Gleichungen von geringerer geographischer Verbreitung sind anzuführen: 1. lit. *mėtas* = alb. *mot* „Jahr“ (B. B. VIII, 9), deren ursprüngliche Bedeutung (W. *mē*) „Zeitmass“ ist, wie auch im Slavischen Wörter wie bulg. *godina* „Jahr“, serb. *god* mit wurzelverwandten Wörtern in der Bedeu-

1) Auch das lat. Adjektivum hatte ursprünglich die Bedeutung „Jahr, Alter, Altertümlichkeit“, vgl. K. Brugmann K. Z. XXIV, 38, J. Schmidt Die Pluralbildungen der idg. Neutra p. 84. Anders Thurneysen K. Z. XXX, 485. — Über griech. *ἐναντός*, das noch nicht sicher erklärt ist, vgl. K. Brugmann I. F. XV, 87.

tung „Zeit“, „Fest“ (poln. *gody*, čech. *hod*) zusammenfließen¹⁾ (Miklosich Et. W. p. 61). 2. got. *apn* = lat. *annus* aus **atno-s* (Grundbedeutung dunkel).

Häufiger aber als solcher Ausdrücke scheint man sich bei der Jahreszählung in der Urzeit anderer Mittel bedient zu haben. Einmal werden nämlich in den alten Texten die Jahreszeiten nebeneinander aufgezählt.

So heisst es im Hildebrandslied: *ic wallôta sumaro enti wintro sehstic* (= 30 Jahre, 60 Semester), im Heliand u. a. *thea habda sô flu wintro endi sumaro gilibd*. Auch im Rigveda begegnen Sätze wie „Hundert Herbste lebe zunehmend an Kraft, hundert Winter und hundert Lenze“. Ähnliches bei Homer und sonst. Es liegt auf der Hand, dass eine derartige schwerfällige und breite Ausdrucksweise vorwiegend bei poetischen Gelegenheiten, z. B. in den feierlichen Zauber- und Segenssprüchen, wie sie schon die Urzeit kannte (vgl. I³, 32), üblich war.

Den Bedürfnissen der täglichen Rede genügte es, das künftige oder vergangene Jahr kurzweg durch eine einzelne Jahreszeit zu bezeichnen (*pars pro toto*). Unverkennbar geht durch die idg. Sprachen der Zug, die ursprüngliche Bedeutung einer Jahreszeit zu vergessen und dieselbe zum Ausdruck der vereinigten Jahreszeiten zu benutzen. Und zwar werden in diesem Sinne, wie wir schon sahen, sämtliche im obigen genannte Jahreszeiten mit Ausnahme der von der Wurzel *ves* gebildeten gebraucht. Zahlreiches andere kommt aus den Einzelsprachen hinzu. So übersetzt Ulfilas die Worte *γυνή αἰμοροοῦσα δώδεκα ἔτη* mit *qinô blôprinnandei tvalib vintruns*, wie auch agls. *án-wintre* „einjährig“ bedeutet. Im Slavischen ist *lěto* „Sommer“ und (mit *godŭ* wechselnd) „Jahr“. Das sert. *čarad* „Herbst“ wird im Awesta durchaus für „Jahr“ gebraucht (vgl. aber osset. *särd* „Sommer“ neben pers. *sal* „Jahr“), und zu dem indischen Worte selbst bemerkt A. Weber Ind. Stud. XVII, 232: „Die solenne Zählung in den Sprüchen der Ritualtexte, bis zu den *grhya-sûtra* hin, ist nach Herbsten. Es repräsentiert dies eine Mittelstufe zwischen der alten Zählung nach Wintern (*himás*)

1) Zu slavisch *godŭ* „Zeit, Fest, Jahr“ stelle ich griech. *ἐπί-βδ-ᾶ* „Tag nach dem Feste“ (W. *ged*). Die bisherige Deutung dieses Wortes als „der auf dem Fusse (*πεδ-*) folgende“ lässt eine Beziehung zum Feste, die es immer hat, vermissen.

und der späteren nach Regenzeiten (*varshāni*), entsprechend der mittlerweile vor sich gegangenen Verschiebung der Wohnsitze.“

Die hier im Indogermanischen nachgewiesenen Bedeutungsübergänge wiederholen sich in den finnischen Sprachen. So heisst im Mordv. *kiza* „Sommer, Jahr“, im Ostjakischen *tal* „Winter, Jahr“; daneben besteht im Ostjakischen ein *tallun* „Winter und Sommer“ = Jahr. Aber auch ein gemeinsames Wort für den Jahresbegriff haben diese Sprachen: finn. *vuosi*, weps. *wos*, ostj. *öt*. Tomaschek hält dasselbe für identisch mit idg. *vet*, *ut* (Pamird. p. 19), wenn richtig, gewiss ein bedeutender Kulturzusammenhang.

Näheres über den Charakter des idg. Jahres wird erst am Schluss des folgenden Abschnitts zu sagen sein.

2. Mond und Monat.

Unter den Gestirnen, die das Himmelsgewölbe schmücken, hat, wie anderen Völkern, so den Indogermanen der Mond in seinem ewigen Wechsel zuerst den Wandel der Zeit verkündet. *Omnium admirationem*, sagt Plinius *Hist. nat.* II, 9, 41, *vincit novissimum sidus terrisque familiarissimum*. Mond und Monat gehen, zuweilen unter kleinen Suffixverschiedenheiten, im Indogermanischen ineinander über: so im scrt. *mās*, aw., altpers. *māh*, im altsl. *měsěci*, im lit. *mėnũ* (*mėnesis* nur „Monat“), im got. *mēna* „Mond“: *mēnōþs* „Monat“. Öfters ist nur der zu diesem Stamme gehörende Name des Zeitmasses erhalten, und für den des Gestirns sind neue Wörter eingetreten: so griech. *μήν*: *σελήνη* „Mond“ (*σελάς* „Glanz“, aber auch *μήνη* „Mond“), lat. *mēnsis* (*Mene* „*dea menstruationis*“): *lūna* (*lucere* „leuchten“), armen. *amis* „Monat“: *lusin* „Mond“ (*lucere*), altir. *mí*: *ésca* „Mond“. Vgl. auch alb. *moi* „Monat“.

Die Wurzel dieser ganzen Sippe (über ihre Lautverhältnisse vgl. J. Schmidt K. Z. XXVI, 345) wird mit Recht in dem idg. *mē*, scrt. *mā'-mi* „ich messe“ gesucht, so dass der Mond sich selbst als „den Messer der Zeit“, wie es M. Müller ausdrückt, *the golden hand on the dark dial of heaven* darstellt.

In dem durch ihn bedingten Monat haben wir demnach den ersten und sichersten Ansatz einer geordneten Zeiteilung bei den idg. Völkern zu erblicken.

Der reine, ungebundene (synodische) Mondmonat beträgt bekanntlich 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Sekunden, und dass er in dieser von der Natur gegebenen Dauer sowohl in der Urzeit als auch bei den einzelnen Völkern noch eine geraume Zeit gegolten habe, dafür spricht unter anderen mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass einer der wichtigsten Vorgänge, deren Ende genau zu berechnen war, die Dauer der Schwangerschaft in früheren Perioden nicht auf 9, sondern auf 10 Monate festgesetzt wurde.

Wenn in der vedischen Zeit ein Kind als ein reifes, ausgetragenes bezeichnet werden soll, so wird es *daçamasya* „ein zehnmönatiges“ genannt. In einem Gebet um Fruchtbarkeit des Weibes wird gesagt:

tám té gárbhám havámahē —yaçamé mãsí sûtavē „Um die (im vorhergehenden näher bestimmte) Frucht bitten wir Dich zur Niederkunft im 10. Mond“. Ebenso ist im Avesta die normale Zeit der Entbindung der zehnte Monat (Geiger O. K. p. 236), wie sie nicht weniger Herodot. (VI, 69) als solche bezeichnet, und auch bei den Römern, z. B. in den zwölf Tafeln kehrt die gleiche Rechnung wieder. Am frühesten erwähnt sie in Europa der homerische Hymnus auf Hermes v. 11. Vgl. Leist über den Begriff eines zehnmönatlichen Schwangerschaftsjahres (Altarisches *jus gentium* p. 262 ff.) und W. H. Roscher Die enneadischen und heptomadischen Fristen und Wochen der ältesten Griechen (Abh. d. phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Ges. d. W. XXI, IV. p. 10 ff.).

Der Monat wird naturgemäss durch die beiden sich entgegengesetzten Phasen des Mondlichtes, Voll- und Neumond, in zwei Hälften geteilt, welche die Inder *púrva-pakshá* und *apara-pakshá* „vordere“ und „hintere“ Seite (Zimmer Altind. L. p. 364) oder *çuklapaksha* und *krshnapaksha* „helle“ und „dunkle“ Hälfte nennen. Auch die Ausdrücke *yáva* und *áyava* kommen schon in vedischen Texten für dieselben Begriffe vor. Ich möchte dieses *yáva* zu *yívan* „jung“ (*yáv-íyans*, *yáv-ishṭa*) stellen und mit lit. *jáunas mėnù* „Neumond“ vergleichen. Am Anfang der einen Hälfte steht die Neumondsnacht (*amāvásyá*), am Anfang der anderen die Vollmondsnacht (*paurṇamásī*).

Die Zweiteilung des Monats, die wir bei den Indern gefunden haben, setzt auch das Avesta voraus (Geiger a. a. O.

p. 316). Im Griechischen weisen auf dieselbe die Ausdrücke *μηρὸς ἰσταμένου* und *μηρὸς φθίνοντος* (vgl. auch *διχομηρία* „Vollmond“) hin, obgleich in historischer Zeit an dieselben eine Einteilung des Monats in 3 Dekaden anknüpft (zunehmende Sichel, mehr oder weniger volle Scheibe, abnehmende Sichel). Auch bei den Germanen treten in dem Bericht des Tacitus *Germ.* Kap. 11 Neu- und Vollmond (*cum aut inchoatur luna aut impletur*) als die hervorstechendsten Phasen des Mondlichtes auf, und ebenso wird in dem altgallischen Kalender von Coligny (s. o.) jeder Monat in zwei scharf getrennte Hälften geteilt, wobei über der zweiten das Wort *atenoux*, das man als „grosse“ oder „Vollmondsnacht“ gedeutet hat, geschrieben steht. Endlich ist auch für die römische Monatsteilung von den *idūs* auszugehen, ohne Zweifel den Vollmondsnächten (*idūs* vielleicht nach Meyer-Lübke: dem oben genannten ir. *ésce* „Mond“ aus **eid-skiom*), denen gegenüber die *calendae* den „Rufetag“ (*calaire*, *καλεῖν*) bezeichneten, d. h. den Tag, an dem der Neumond ausgerufen wurde. Für eine weitere Einteilung des Monats als in zwei Hälften fehlt es für die Urzeit an sicheren Spuren; doch sucht Roscher a. o. a. O. aus der langen Geltung des synodischen Monats (circa $29\frac{1}{2}$ Tage) bei den Einzelvölkern, bezüglich aus der Auffassung desselben als reinen „Lichtmonats“ (circa $27\frac{1}{3}$ Tage, d. h. des Zeitraums, während dessen der Mond wirklich am Himmel sichtbar ist) die zahlreichen 7-tägigen ($4 \times 7 = 28$) und 9-tägigen ($3 \times 9 = 27$) Fristen und Wochen zu erklären, die uns auch bei den idg. Völkern begegnen. Ansätze zu derartigen Bildungen könnten also schon in der Urzeit vorhanden gewesen sein.

Der Mond ist der Messer der Zeit, daher ist er der Herr über Wachsen und Vergehen, als von dem Vorrücken der Zeit bedingt. Dazu kommt, dass man dem Mondlicht schon frühzeitig einen direkten Einfluss auf die Vegetation der Erde, den Menschen und seine Schicksale zuschreibt. Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, den roten Faden zu verfolgen, an welchem dieser Glaube oft dunkel und unheimlich, oft kindlich und heiter sich durch Altertum und Neuzeit hindurchzieht. Nur einige der ältesten Zeugnisse, aus denen hervorgeht, wie mächtig der Glaube an die Bedeutung der Mondphasen öfters in die Geschichte der idg. Völker eingegriffen hat, seien hier erwähnt.

Cum ex captivis quaereret, berichtet Caesar de bell. Gall. I, 50, quamobrem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres-familiae eorum sortibus ac vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset necne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent. Die Erklärung fügt Tacitus *Germ. Kap. 11* hinzu: *Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum incidit, certis diebus cum aut inchoatur luna aut impletur; nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt.* Ganz ähnlich leisten die in den Anschauungen des Altertums länger als andere Hellenen befangenen Spartaner den Atheniensen vor Marathon keine Hülfe, weil sie nicht ausziehen dürfen *μη οὐ πλήρους ἐόντος τοῦ κύκλου* (Herod. VI, 106). Vgl. auch die athenische Bestimmung, von der Zenobius und andere (Roscher p. 56) berichten: *ἀπειρήτο Ἀθηναίους στρατιᾶν ἐξάγειν πρὸ τῆς τοῦ μηνὸς ἐβδόμης.*

~~Mag man nun den ungebundenen Mondmonat von $29\frac{1}{2}$, bezügl. $27\frac{1}{3}$ Tagen, mit 10, dem oben erwähnten Schwangerschaftsjahr, mit 12, unserer gewöhnlichen Monatszahl, oder mit 13 multiplizieren, welche Anzahl der Monate bei zahlreichen ostasiatischen Völkern üblich ist (vgl. Schiefner Das dreizehnmönatige Jahr und die Monatsnamen der sibirischen Völker *Mélanges Russes tome III, 307 ff.*), in keinem Falle geht die Zahl der Monate in dem Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen auf, und es erhebt sich darum die wichtige Frage, ob schon in der Urzeit der Versuch gemacht worden sei, einen Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr herzustellen.~~

In der Tat hat Albrecht Weber in seiner Abhandlung Zwei vedische Texte über Omina und Portenta p. 388 die Vermutung geäußert, dass die zwölf geweihten Nächte, welche im vedischen Altertum vorkommen, und die auch im Okzident, namentlich bei den Germanen, begegnen¹⁾, als solch ein Versuch anzusehen seien. Hiergegen hat aber der genannte Gelehrte in neuerer Zeit selbst Bedenken erhoben, indem er „Indische Studien“

1) Eine Spezialuntersuchung über die „Zwölfen“ wäre erwünscht. Vgl. E. H. Meyer *Indog. Mythen II, 526*, Ludwig *Der Rigveda VI, 232*, A. Hildebrandt *Ritualliteratur etc., Grundriss III, 2 p. 5 f.*

XVII, 224 sagt: „Und wenn sich nun die Frage erhebt, was denn wohl etwa diesen zwölf Tagen eigentlich zugrunde liegen mag, so liegt jedenfalls der Gedanke nahe, sie als den Versuch anzusehen, zwischen dem 354tägigen Mondjahr (unstreitig wohl der ältesten Form der Jahresrechnung) und dem 366tägigen Sonnenjahr eine Ausgleichung herzustellen, durch welche trotz der im Volke üblichen Rechnung nach Mondzeit doch eben auch dem faktischen Sachverhalte, wonach der „Lauf der Sonne“ den Umfang des Jahres bestimmt, Rechnung getragen werden sollte. Man verlegte die zwölf überschüssigen Tage an den Schluss des Mondjahrs und gewann so in ihnen teils ein Korrektiv für die Zeitrechnung, teils eine heilige Zeit, die für das je kommende Jahr als vorbedeutsam galt. Bedenken macht eine solche Auffassung darum, weil wir dann durch die Übereinstimmung, die in bezug auf die Zwölften zwischen Indern und Germanen vorliegt, genötigt werden, ein so richtiges Verständnis der Mond- und der Sonnenzeit bereits für die indogermanische Urzeit anzunehmen, was dann aber doch immerhin seine nicht geringe Schwierigkeit hat, da man den Trägern derselben eine solche Kenntnis doch wohl schwerlich auf Grund eigener Beobachtungen zutrauen darf.“ Einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten glaubt endlich Weber (Sitzungsb. d. kgl. preuss. Ak. d. W. zu Berlin phil.-hist. Kl. XXXVII, 2) in der Annahme zu finden, dass die 12 Nächte zwar schon idg. seien, aber in der Urzeit durch die Semiten von Babylon her entlehnt worden wären.

Auch ich halte es aus allgemeinen Gründen für unwahrscheinlich, dass das Rechenexempel, welches in der Ausgleichung des Mond- und Sonnenjahres liegt, schon von dem Urvolke gelöst war. Besondere Erwägungen führen zu der Annahme, dass sie ihm überhaupt unbekannt war.

So bedeutungsvoll in sprachlicher wie sachlicher Beziehung der Mond als „Messer der Zeit“ uns entgegen getreten ist, ebenso geringfügig sind die Beziehungen, welche die alten Namen der Sonne¹⁾ zu Zeit und Zeitteilung haben. Aus dem Griechischen könnte man vielleicht das zuerst in der Odyssee auftretende *λυκάβας* „Jahr“ (-*αντ.*) hierherstellen, wenn es „Wandel des Lichts“ oder „Lichtkreis“ (vgl. nach Fick *ἀβά· τοχός*,

1) Die Namen der Sonne vgl. Kap. XV.

Hes.) wirklich bedeuten sollte. Im Italischen möchte umbrisch *ose*, paelignisch *uus* „*anni, annum*“ (Bücheler *L. I. X.*) hierhergehören, das zu etrusch *Usil* „*Sol et Eos*“, lat. *aur-ōra* zu stimmen scheint. Scrt. *rtu-vrtti* ist eine ganz junge Bildung. Im übrigen ist mir aber keine Bezeichnung des Jahres bekannt, die von dem Umlauf der Sonne oder überhaupt von Namen der Sonne hergenommen wäre. Wenn daher Ideler in seinem Handbuch der Chronologie die linguistische Bemerkung macht: „Was endlich das Jahr betrifft, so mag hier zu dem, was über die Dauer und die verschiedenen Formen desselben gesagt worden ist, nur noch eine Bemerkung hinzukommen, dass das diesen Begriff bezeichnende Wort in fast allen Sprachen einen Kreislauf, eine Wiederkehr in sich selbst bezeichnet“, so ist dieselbe für das idg. Gebiet entschieden falsch.

Und noch folgender Gesichtspunkt befestigt mich in der Überzeugung, dass die Indogermanen vor ihrer Trennung nicht über die Zeitrechnung nach reinen, ungebundenen Mondmonaten hinausgekommen sind. — Sobald nämlich eine Einrechnung des Mondjahrs in das Sonnenjahr stattgefunden hat und der Monat damit von dem Wechsel des Mondlichts, der seine Quelle war, losgelöst worden ist, ergibt es sich von selbst, dass die in den Kreis des Jahres eingefügten Monate zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Individuen werden, für welche eine Namensgebung durchaus notwendig ist. Hätte nun dieser Vorgang bereits in der Urzeit sich vollzogen, so wäre durchaus zu erwarten, dass in der grossen Masse idg. Monatsnamen¹⁾, die uns aus

1) Vgl. J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache, Kap. VI: Feste und Monate, K. Weinhold Die deutschen Monatnamen, Halle 1869, F. Miklosich Die slavischen Monatsnamen (Denkschriften d. philos.-hist. Kl. d. Kais. Ak. d. W. XVII, 1—30) Wien 1868, Krek Einleitung in die slav. Literaturgeschichte² p. 510 ff. Wichtig für die Vergleichung ist auch die schon genannte Arbeit Schiefners Das dreizehnmonatige Jahr etc. sowie Grotefend Zeitrechnung I, s. v. Monatsnamen. Für die Griechen kommen in Betracht: K. F. Hermann Über griechische Monatskunde, Göttingen 1844, Th. Bergk Beiträge zur griechischen Monatskunde, Giessen 1845, für die Iranier: A. Bezzenberger „Einige avestische Wörter und Formen“, Nachrichten von d. K. Gesellschaft der W., Göttingen 1878 p. 251 ff., R. Roth Der Kalender des Avesta und die sogenannten Gāhanbār Z. d. D. M. G. 1880 p. 698 ff., W. Geiger Ostiranische Kultur, De Harlez Der Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte II. 3. Aufl. 16

alter wie neuer Zeit überliefert sind, wenigstens hier und da sich Spuren einer ursprünglichen Übereinstimmung zeigten. Allein das Gegenteil davon ist der Fall. Nicht nur, dass die idg. Sprachfamilien in der Benennung ihrer Monate gänzlich von einander abweichen, so zeigen auch die Sprachen dieser einzelnen Sprachfamilien, wie z. B. der germanischen und slavischen, der litauischen, auf diesem Gebiete eine so bunte dialektische Mannigfaltigkeit, dass jeder Gedanke an eine ursprüngliche Gemeinschaft ausgeschlossen werden muss. Jede Möglichkeit aber, ein idg. Altertum der 12 Nächte zu erweisen, fällt weg, wenn es neuerdings Tille (*Jule and Christmas, their place in the Germanic year*, London 1899) gelungen ist, den Nachweis zu führen, dass die sagenumwobenen Zwölften nur der germanische Abglanz des christlichen Dodekahemeron seien, der heiligen Zeit zwischen Weihnachten und Epiphania, zwischen dem alten und neuen Erinnerungstag der Menschwerdung Christi. Derselbe Gelehrte sieht auch die vier Jahrpunkte des Sonnenjahrs; die Sonnenwenden und Nachtgleichen, als nicht im nordischen Heidentum wurzelnd an, ein Punkt, auf den wir in Kap. XV (Religion) zurückkommen werden.

So gelangen wir zu dem Ergebnis, dass das, was in der idg. Grundsprache als **vetos* bezeichnet wurde, lediglich ein „Natur- oder Witterungsjahr“ (vgl. auch G. Bilfinger Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen I, Stuttgart 1899) war, d. h. nichts als eine Zusammenfassung der Jahreszeiten, also des Winters und Sommers oder Winters, Frühlings und Sommers. Daneben lief die Zählung nach Monden, d. h. reinen Mond-Monaten unausgeglichen her, und feste Monatsbezeichnungen waren nicht vorhanden.

Hingegen mögen allgemeinere, von den Witterungszuständen oder den Beschäftigungen der Menschen etc. hergenommene Zeitbestimmungen, die gleichsam auf der Grenze zwischen Jahreszeiten und Monaten stehen, in ziemlich frühe Epochen zurückgehen. So im Germanischen die schon von Beda *De mensibus Anglorum* genannten *Giuli* (got. *jiuleis*, altn. *jól* „Weihnachten“,

Avestische Kalender und die Heimat der Avesta-Religion, Verh. d. internat. Orientalisten-Kongresses II, 237 ff. — Alte Monatsnamen der Inder siehe bei Zimmer Altind. Leben p. 370. Vgl. auch mein Reallexikon s. v. Mond und Monat.

agls. *geohhol* „Jul“, **jegh-ala*, vielleicht = griech. **ζεφος* in *ζεφυρος* „Westwind“, *ζοφος* „Finsternis“, also „die dunkle Zeit“ für Januar und Dezember, *Lida* (vielleicht = slav. *lěto* „Sommer“)¹⁾ für Juni und Juli. So im Griechischen: *ἀροτός* „Pflügezeit“ (auch „Jahr“), *σπορητός* „Saatzeit“, *φνταλιά* „Baumpflanzungszeit“ (vgl. Unger Zeitrechnung in I. v. Müllers Handbuch I², 724). So im Iranischen das schon oben genannte *ayâdrima* „Zeit des Eintriebs von der Alm“, *paitiš. hahya*, eigentl. „Getreide mit sich bringend“ usw.

Eine schon idg., d. h. — charakteristischer Weise — europäisch-idg. Bezeichnung dieser Art liegt in der Reihe got. *asans* „*θέρος*“, ahd. *aran* „Ernte“, altsl. *jesenĭ*, russ. *ósenĭ*, altpr. *assanis* „Herbst“, lat. *annōna* „Ertrag an Getreide“ vor. Vgl. auch oben p. 225 über got. *jér* etc.

3. Nacht und Tag.

Wenn der Zeitmesser der Urzeit der Mond und nicht die Sonne ist, so versteht sich die Zählung nach Nächten, nicht nach Tagen fast von selbst. Auch dürfte es kaum nötig sein, Zeugnisse für diese bekannte Sitte des hohen Altertums beizubringen. Im Sanskrit heisst *daça-râtrá* (: *râtrĭ* „Nacht“) ein Zeitraum von 10 Tagen, *niçaniçam* „Nacht für Nacht“ ist = „täglich“. „Lasst uns die alten Nächte (Tage) und die Herbste (Jahre) feiern“, sagt ein Hymnus. Im Awesta ist die Zählung nach Nächten (*xšap*, *xšapan*, *xšapar*) in noch höherem Grade durchgeführt. Unter den Germanen, bei denen dieser Gebrauch schon dem Tacitus aufgestossen ist (*nec dierum numerum sed noctium computant Germ.* 11), begegnen in den deutschen Rechtsaltertümern unzählig oft Formeln wie: *sieben nehte*, *vierzehn nacht*, *zu vierzehn nechten*. Im Englischen sagt man noch heute *fortnight*, *sennight*. Vgl. auch mhd. *ze wihen nahten* „Weihnachten“ usw.

Denselben Gebrauch bezeugt für die Kelten Caesar *de bello Gall.* VI, 18. (*Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedi-*

1) Vgl. auch lit. *lietus*, *lietus* „Regen“? In Russland betrachtet man den Regen als Vorboten der schönen Jahreszeit, und die Kinder begrüßen ihn, wie den Frühling selbst, mit altüblichen Liedern (vgl. A. Leroy-Beaulieu Das Reich der Zaren I², 135).

cant idque ab druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt.) Im engsten Zusammenhang hiermit steht aber, dass die Nacht, aus welcher nach alter Volksanschauung der Tag geboren ward, diesem vorangeht. In den streng formelhaften altpersischen Keilinschriften heisst es *xšapavā raučapativā* „bei Nacht und Tag“. Im Sanskrit kommt neben *ahōrātrā*, *aharnīca* auch *rātryahan* „Nacht“ und „Tag“ und *naktamdinam* „bei Tag und Nacht“ vor. Die Athener begannen den Volltag (*νοχθήμερον*) mit Sonnenuntergang. Dasselbe taten, wie z. B. agls. *frigecefen* „Donnerstag Abend“, eigentl. „Abend zum Freitag“ zeigt, die Germanen. *Nox ducere diem videtur*, sagt daher Tacitus von ihnen, *dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur* Caesar von den Kelten. Auch auf slavischem Boden galt, wie die Komposita: altsl. *noštedinije*, altruss. *noščedini*, *noščedīnīnica*, *noštedīnica* für russ. *sutki* „der Zeitraum von 24 Stunden“ zeigen, der gleiche Brauch.

Mit dieser Bedeutung der Nacht als eines Zeitmasses der Urzeit stimmt es überein, dass an ihrem idg. Namen — ähnlich wie an denen des Winters und Monats — die Einzelsprachen mit grösster Zähigkeit festgehalten haben: vgl. sert. *nākti*, *nākta*, aw. *naxturu* „nächtlich“, griech. *νόξ*, lat. *nox*, altsl. *nošti*, lit. *naktis*, alb. *nate*, got. *nahts*, altir. *innocht* „diese Nacht“. Idg. Grdf. **noqt-*. Die Wurzel ist dunkel. Auf die arischen Sprachen beschränkt sich die Gleichung von sert. *kshap*, *kshapá* = aw. *xšap* usw. (s. o.).

Den Übereinstimmungen in der Benennung der Nacht gegenüber gehen die idg. Sprachen in derjenigen des Tages, weniger in der Wurzel als in der Suffixbildung, weiter auseinander: die enge Geschlossenheit unserer Sprachsippe in der Terminologie des Winters, Mond-Monats und der Nacht, der drei Hauptpfeiler der ältesten Zeiteilung, wird nicht erreicht durch die Übereinstimmungen, welche die Namen des Sommers, der Sonne und des Tages zeigen.

Der alte Name des Tages ist wahrscheinlich eine Bildung von der W. *div* „strahlen“ gewesen; vgl. sert. *div*, *dyávi-dyavi*, *divē-divē* „Tag für Tag“, lat. *diēs*, altir. *dia*, armen. *tiv*; daneben (nach Kluge Z. f. d. Wortf. VIII, 145) vielleicht von einer anderen Wurzel (vgl. ahd. *zī-t*, agls. *tī-ma*): sert. *dīna*, altsl. *dīni*,

lit. *diènà* (vgl. lat. *nūn-dinum*, *peren-dinus*, got. *sin-teins*). Auf das Arische beschränkt ist sert. *āhan* = iran. **azan* (Spiegel A. P. p. 98).

Wie der Übergang vom Winter zum Sommer durch Bildungen von der Wurzel sert. *vas* „aufleuchten“ bezeichnet wurde (vgl. oben p. 224), so dient dieselbe ebenso dazu, den Wechsel von Nacht und Tag auszudrücken. Von *ves*, *us* ist einmal sert. *vāsará* „der ganze Tag“, das anderemal der idg. Name der vielbesungenen, rosenfingrigen Morgenröte (sert. *ushás*, aw. *ušah*, griech. ἠώς, lat. *auróra*, lit. *auszrà*) gebildet.

In der Benennung des Abends gehen die idg. Sprachen in Gruppen auseinander. Es decken sich sert. *dōshá* „Abend, Dunkel“ und aw. *daoša*; griech. ἑσπέρα und lat. *vesper*, altir. *fescor*, cymr. *ucher* (**vespero*); altsl. *večerŭ* und lit. *wākaras*. Die beiden letztgenannten Gleichungen scheinen untereinander und mit dem armen. *gišer* zusammenzuhängen, ohne dass dieses Verhältnis bis jetzt lautlich aufgeklärt wäre.

Für eine weitere Teilung des Tages in der Urzeit fehlt jeder sprachliche und sachliche Anhalt. Und das kann nicht unverständlich erscheinen. In einer Zeit, in der die Glieder eines Volkes vorwiegend einer, und zwar der sehr eintönigen Beschäftigung der Viehzucht hingegeben leben, liegt das Bedürfnis nach einer exakten Tagesteilung selbstverständlich noch in weitem Felde. Die Bezeichnungen, welche sich in spärlichem Masse bilden, werden, der täglichen Lebensweise entnommen, notgedrungen sich in Begriffen bewegen, die auf einer höheren Lebensstufe schnell in Vergessenheit geraten.

Solche der Begriffssphäre der Urzeit entsprechende Benennungen der Tageszeiten mögen etwa gewesen sein: sert. *samgavá* „Vormittag“ = „die Zeit, wenn die Kühe zusammengetrieben werden“, griech. βου-λυτόν-δε = „die Zeit, wenn die Kühe losgeschirrt werden“, ir. *imbúarach* „beim Anbinden der Kühe“, „morgens“, sert. *abhipitvá* „Einkehr und Abend“, lit. *piētús* (: sert. *pitú* „Nahrung“) „Mittag“ und andere. Auf die Bedeutung, die das Krähen der Haushähne allmählich für die Einteilung der Nacht gewann, ist schon oben (p. 167) hingewiesen worden¹⁾.

1) Nach dem russischen Volksglauben „schmähen die ersten

Da wir in diesem Kapitel zuweilen unseren Blick vergleichend auf die Kulturverhältnisse der Finnen gerichtet haben, so sei schliesslich noch erwähnt, dass auch auf diesem Sprachgebiet die Namen des nach der Sonne und dem Tageslichte benannten Tages auseinandergehen, während die Benennung der Nacht im Ostfinnischen wie im Baltisch-Finnischen dieselbe ist (Ahlqvist a. a. O.).

Blicken wir auf die eingangs dieses Kapitels aufgeworfenen Fragen zurück, so folgt, was zunächst das Problem der idg. Urheimat anbelangt, aus den mitgeteilten Tatsachen, dass die Indogermanen, was wir schon aus dem Vorhandensein der Birke (oben p. 172) im urzeitlichen Sprachschatz folgerten, in einem Lande gelebt haben müssen, dem ein nördlicher Winter mit Schnee und Eis wohlbekannt war. Ferner geht aus der Einteilung des idg. Jahres in zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, in die sich eine kurze Übergangszeit des Frühlings hineinschob, hervor, dass dieses Umland, wenn in Europa, in der östlichen Hälfte desselben gesucht werden muss. Nichts ist für das europäische Russland, sowohl für die Steppengebiete, wie auch für die Waldgebiete so charakteristisch, als der fast unvermittelte Übergang von einem sehr kalten Winter zu einem verhältnismässig warmen Sommer. Selbstverständlich gibt es

Hähne die Mitternacht“, „die zweiten (vor der Morgenröte) vertreiben die Teufel“, „die dritten (bei der Morgenröte) rufen die Sonne zum Himmel“ (Melnikow In den Wäldern III, 248 der russ. Ausg.). — Den Tag teilten die russischen Bauern, solange sie noch keine Uhren hatten, nach *úpovodi* ein. Eine *úpovodi* ist der Zwischenraum zwischen Mahlzeit und Mahlzeit, zwischen Ausruhen und Ausruhen. Im Winter gibt es drei *úpovodi*, im Sommer vier. Man kann also z. B. sagen: „Ich habe bis zur zweiten *úpovodi* geschlafen“, d. i. im Sommer die Zeit zwischen Frühstück und Mittagessen, von 8 Uhr früh bis Mittag (Melnikow a. a. O. III, 154). Auf eine gleiche Tageseinteilung scheint das gemeingerm. got. *undawrni* —: scrt. *antár*, lat. *inter* „zwischen“ hinzuweisen, woraus sich die verschiedene Bedeutung des Wortes (agls. *undern* „Vormittag“, ahd. *untorn* „Mittag“, altn. *undorn* „Mitté zwischen Mittag und Abend“ gut erklärt. Ursprünglich war offenbar die Hinzusetzung einer Zahl nötig: 1., 2., 3. *undorn*.

eine sogar sehr charakteristische Übergangszeit¹⁾ zwischen Winter und Sommer, eben die *vesná*, allein dieselbe ist zu kurz, um mit der *zimá* oder dem *léto* auf gleiche Stufe gestellt und als eigentliche Jahreszeit betrachtet zu werden. Vgl. hierüber A. Leroy-Beaulieu Das Reich der Zaren I², 136.

Was die allmähliche Vermehrung der Jahreszeiten anbetrifft, so ist es begreiflich, dass bei der Ausbreitung der Indogermanen nach den südlichen Ländern in diesen vor allem neue Ausdrücke für den Sommer hervortreten, die denselben als „Gluthitze“ oder ähnlich bezeichneten, wie dies in lat. *aestas* (: *aĩðo* „brenne“) und in griech. *ἑρος* (= scrt. *háras* „Flammenglut“) der Fall ist. Besonders deutlich spiegelt sich eine allmähliche Verschiebung des heimatlichen Klimas in den indischen Jahreszeiten ab. Von einer Dreiteilung des Jahres schritt man noch in vedischer Zeit, je mehr man die alten Sitze im Penjab verliess, zu einer Fünfteilung: *vasantá*, *grīshamá* (*aestas*, *ἑρος*), *varshá* („Regenzeit“), *çarád*, *hémantá-çìçira* (*çìçira* „kühl“) oder unter Scheidung der beiden letztgenannten Abschnitte zu einer Sechsteilung (vgl. B. R. unter *rtú* „Jahreszeit“). Die heutigen Hindus endlich unterscheiden: *Baras*, die Regenzeit, Juli und August, *Scharad*, die drückende, feuchte Saison nach dem Regen, September, Oktober, *Hemanta*, die kühle Jahreszeit, November, Dezember, *Sisira*, die tauige Jahreszeit, die Periode der kühlen Morgen und der Nebel, Januar, Februar, *Wasant*, Frühling, März, April, *Grischma*, die glänzende, strahlende, heisse Jahreszeit, Mai, Juni (Schlagintweit Indien II, 173 Anm.).

In kulturhistorischer Hinsicht weisen die überaus primitiven Verhältnisse, die wir als idg. aufgedeckt haben, und die ihre Entsprechungen besonders in der ältesten finnischen und turko-tatarischen Zeiteilung finden, auf noch sehr primitive Zustände hin. Besonders ist hervorzuheben, dass der älteste idg. Kalender noch keine Beeinflussung durch das sumerisch-babylonische Sonnenjahr zeigt, das seine auch die Zeiteilungen der idg. Völker mächtig bestimmende Einwirkung offenbar erst ausgeübt hat, nachdem die einzelnen idg. Völker in ihren historischen Wohnsitzen angekommen waren. Es ist dies um so

1) Hierdurch erledigen sich auch die Ausführungen Kretschmers Einleitung p. 66.

bemerkenswerter, als wir auf anderen Gebieten einzelnen Ausstrahlungen¹⁾ sumerischer (sumerisch-babylonischer) Kultur auf das idg. Urvolk früher begegnet sind (vgl. oben p. 118 und p. 199; über das idg. und sumerisch-babyl. Zahlenwesen vgl. Kap. XI: Handel und Wandel).

1) Sehr unsicher ist der von Zimmern bei E. Schrader Keilinschriften und das alte Testament³ p. 425 vermutete Zusammenhang des idg. Wortes für Stern: scrt. *star*, aw. *star*, armen. *astl*, griech. *ἀστήρ*, lat. *stella*, corn. *steren*, got. *stairnô*, ahd. *sterno* mit dem babylonischen *Istar* = Venus.

VIII. Kapitel.

Speise und Trank.

Mensch und Tier. Fleisch- und Pflanzenkost. Das Salz. Die Funde. Fischkost. Die Verwendung der Milch in der Urzeit. Butter und Käse. Met und Stutenmilch. Das Bier bei den nördlichen, der Wein bei den südlichen Indogermanen Europas. Sura und Soma bei den Ariern.

Ein feinsinniger Beobachter des Menschenlebens (R. v. Ihering Gegenwart 1882 Nr. 37) hat in geistvoller Weise den Gedanken ausgeführt, dass aller Brauch, mit dem die Sitte die menschliche Befriedigung der tierischen Bedürfnisse des Essens und Trinkens umgeben hat, dem Bestreben entspringe, die Gemeinsamkeit, die in diesem Punkte Mensch und Tier haben, zu verdecken oder wenigstens zu verschleiern. Ohne Zweifel aber ist die Empfindung, die diesem Bestreben zugrunde liegt, eine moderne. Der primitive Mensch fühlt sich als Tier mit dem Tiere, und noch die Sprache der Veden schliesst in dem Worte *paçávas* (: *paçú* „Vieh“) Menschen und Tiere zusammen. Der Mensch ist ihr *dvipá'd paçá'nám* „das zweifüssige Tier“ neben dem *cátushpád* „dem vierfüssigen“, eine Ausdrucksweise, die (vgl. umbr. *dupursus* „*bipedibus*“ neben *peturpursus*) vielleicht in die idg. Vorzeit zurückgeht. So bietet denn auch die idg. Grundsprache keine besonderen Bezeichnungen für die Befriedigung des Hungers (scrt. *ad* „essen“, lat. *edo*) und Durstes (scrt. *pá*, lat. *bibo*) bei Mensch und Tier, und erst allmählich gelingt es den einzelnen Sprachen, besondere *termini* für beide zu schaffen, ohne es indessen überall zu einer so scharfen Scheidung wie in unserem neuhochd. „essen“ und „fressen“, „trinken“ und „saufen“ zu bringen.

Aber auch die Sorgfalt, die der Mensch auf die Auswahl und Zubereitung seiner Speisen und Getränke verwendet, hat

von jeher einen richtigen Schluss auf die Kulturstufe überhaupt gestattet, auf der er sich befindet. Der μέλας ζωμός des mit einem Fusse noch im Barbarentume stehenden Lakoniers behagt keinem Athener der perikleischen Zeit, und der gräzisierte Römer der Kaiserzeit rümpft die Nase über die bäurischen Gross- und Urgrossväter, „deren Worte nach Lauch und Zwiebeln dufteten“ (Varro bei Nonius p. 201, 5). Wenn aber somit das Wie der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse in einem gewissen Zusammenhang mit der geistigen und kulturlichen Höhe eines Volkes steht, so wird es von besonderem Interesse sein, was sich an der Hand der Sprache und Kulturgeschichte über die Nahrung der vorhistorischen Indogermanen ermitteln lässt, hier zusammenzufassen.

Ob animalische oder vegetabilische Kost die erste Nahrung des Menschen gewesen sei, diese oft aufgeworfene Frage lässt sich ebensowenig mit Sicherheit beantworten wie die, ob das Vorwiegen animalischer oder vegetabilischer Ernährung einen besonderen günstigen Einfluss auf die geistige und körperliche Entwicklung der Völker habe. Die ethnologischen Tatsachen (vgl. Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker I, 62 f.) lehren vielmehr, dass überall diejenige Nahrung für ein Volk (wie auch für den einzelnen) die beste ist, die seinem durch Klima und Lebensweise bedingten Organismus am meisten entspricht, und dass geistiger Fortschritt sowohl bei pflanzen- als auch bei fleisshessenden Völkern gefunden werden kann. Da nun einerseits so viel sicher ist (vgl. oben p. 238), dass die idg. Urheimat in einem gemässigten, auf animalische Kost hinweisenden Klima zu suchen ist, andererseits schon in vorhistorischen Zeiten der Übergang von der Viehzucht zu einem wenn auch primitiven Ackerbau gemacht worden war, so dürfte für die Urzeit von vornherein die Wahrscheinlichkeit einer kombinierten Tier- und Pflanzenkost einleuchten.

Die Indogermanen treten sämtlich als fleisshessende Völker in der Geschichte auf, und nur bei den Indern war schon in vedischer Zeit, offenbar aus klimatischen Gründen, die Fleischnahrung mehr und mehr der Milch- und Pflanzenkost gewichen (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 268). Zwei Bezeichnungen des Fleisches gehen aber augenscheinlich bis auf die idg. Grundsprache zurück. Es ist dies einmal serb. *kravya*, *kravis* = griech.

χοέας, Wörter, die ursprünglich, wie die nahestehenden lat. *cruor*, altsl. *krŭwŭ*, altir. *crú* „Blut“ zeigen; das rohe (ahd. *ró* aus **hró*), blutige Fleisch bezeichneten, andererseits sert. *mâmsá*, armen. *mis*, altr. *mensa*, lit. *mièsà*, altsl. *měso*, alb. *miš*, got. *mimz*, vielleicht eine urzeitliche Benennung des zubereiteten Fleisches. Denn dass die Anfänge der Küchenkunst den Indogermanen bekannt waren, geht aus einer ziemlich erheblichen Zahl von unverwandten Gleichungen für dieselbe hervor. Die wichtigsten sind: sert. *pac* „kochen, backen, braten“, aw. *pač* (npers. *puwten* „kochen“), griech. *πέσσω*, „koche, backe“, lat. *coquere* „kochen“ (vgl. aber auch *panem coquere* und *coctile* „Ziegelstein“, *popîna* „Garküche“, ein oskisch-umbrisches Wort), altsl. *peka* „backe, brate“, corn. *peber* „pistor“; sert. *bhrajj* „rösten“, griech. *φρύγω*, lat. *frîgo*; griech. *φάγω*, ahd. *bahhan*; lit. *kepù* „brate, backe“, griech. *ἀροτόκοπος* „Bäcker“; armen. *ep'em* „koche“; griech. *ἔρω* id. Besonders beliebt mag, wie im Rigveda (vgl. Zimmer Altindisches Leben p. 271) und bei Homer, das Braten am Spieß über dem offenen Feuer gewesen sein; doch ist auch das Kochen in irdenen Gefässen (vgl. Kap. X) uralt, wie z. B. der germanische Opferbrauch (got. *sauþs* „Opfertier“: ahd. *siodan*) zeigt. Ob daher die Gleichung sert. *yás*, *yáshán*, lat. *jús*, altsl. *jucha* „Brühe“ mehr den aus dem Fleisch beim Braten desselben über dem Feuer ausbrodelnden Saft oder eigentliche Bouillon bezeichnet habe, wird sich schwer sagen lassen: Als eine besondere Feinheit mochte, wie noch bei Homer (II. XXII, 501), das Mark¹⁾ der Knochen angesehen werden, eine Lieblingsspeise aller karnivoren Naturvölker (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II, 37). Verstanden sich aber die Indogermanen bereits auf die Zubereitung des Fleisches mit Hilfe des Feuers, so schliesst dies doch den nebenhergehenden Genuss des rohen (sert. *ámá*, griech. *ὠμός*, ir. *óm*) Fleisches; den bekanntlich nicht einmal unsere Kultur ganz überwunden hat, nicht aus. Von den Germanen wenigstens berichtet dies Pomponius Mela III, 28 ausdrücklich. Nach diesem Schriftsteller genossen unsere Vorfahren das rohe Fleisch entweder frisch (*recens*) oder, nachdem sie es mit Händen und Füßen mürbe gewalkt hatten. Ja, noch das erste Wikingergesetz musste ausdrücklich verbieten,

1) sert. *majján*, aw. *mazga*, altsl. *mozgŭ*, ahd. *márg*.

dass rohes Fleisch gegessen werde. „Viele Menschen“, heisst es in demselben, „hegen die Sitte, rohes Fleisch in ihre Kleider zu wickeln und so zu sieden, wie sie es heissen; aber das ist mehr eine Wolfs- als eine Menschensitte“ (Weinhold Altn. Leben p. 148). Bei den Indern gelten allerdings nur Dämonen und Zauberer als *kravyá'd* „rohes Fleisch fressend“; doch haben auch die Inder des Rigveda bereits eine höhere Kulturstufe erreicht als die Germanen an der Schwelle der Geschichte.

Was die Tiere anbetrifft, die dem Urvolk zur Nahrung dienten, so lieferten bei einem viehzüchtenden Volk in erster Linie natürlich die Herden das Schlachtvieh (*neque multum frumento sed maximam partem lacte atque pecore* — „Herdenvieh“ — *vivunt*, Caesar von den Sueben IV, Kap. 1). Hierzu mochte, wenn auch seltener, der Genuss der Jagdbeute, den Tacitus bei den Germanen kennt (*recens fera*, Kap. 23), treten. Auffallend ist es jedenfalls, dass bei Homer nur zweimal und zwar nur in der Odyssee vom Verspeisen des Wildprets, wilder Ziegen (IX, 154) und eines Hirsches (X, 157), die Rede ist, und noch dazu beide-mal in Fällen, wo es nichts anderes zu geniessen gab. Im Rigveda, wo Jagden auf wilde Tiere doch mehrfach erwähnt werden, scheint der Genuss des Wildprets ganz unbekannt gewesen zu sein. Man jagte daher in der Urzeit augenscheinlich mehr, um die gefährlichen Feinde der Herden und Ansiedelungen zu vernichten, als um des Nutzens willen, den man von der Jagdbeute erhoffte (vgl. oben p. 138).

Einen trefflichen Rückschluss auf die bei den Indogermanen verspeisten Tiere gestatten die ältesten Bestimmungen über die als Opfer (vgl. Kap. XV) gestatteten (griech. *ἱερεῖα* „Schlachtvieh“). So werden bei den Indern als Opfertiere Ross, Rind, Schaf, Ziege, bei den Iraniern Hengste, Rinder und Kleinvieh, bei Griechen und Römern Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine bezeichnet. Bei den Germanen werden Pferde-, Rinder-, Schweine- und Ziegenopfer genannt. Wildpret, Geflügel und Fische sind dem ältesten Opferritual fremd, weil sie entweder, wie das Geflügel (oben p. 165 ff.), in der Urzeit noch unbekannt waren oder, wie Wildpret und Fische (I³, 162 f., vgl. auch Kap. XI), nicht zu den Lieblingsspeisen der Menschen gehörten.

Zu der animalischen Nahrung trat als vegetabilische in der ältesten Zeit die Frucht der wildwachsenden Obstbäume

(*agrestia poma* Tac. *Germ.* Kap. 23), deren etymologisch übereinstimmende Namen oben (p. 175) mitgeteilt sind, und, woran man kaum wird zweifeln können, die Eichel (lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želqdī*, armen. *kalin*). Werden doch die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Arkader ausdrücklich als *βαλανηγάροι* „Eichelesser“ bezeichnet, und weiss doch Plinius (XVI, 5, 6) zu berichten, dass man bisweilen bei Hungersnot Brot aus Eichelmehl buk (vgl. Helbig *Die Italiker in der Poebne* p. 72 f.). Ja, in einem altenglischen Runenlied (Wülker I, 331—337) wird die Eichel geradezu als „Nahrung des Fleisches für die Menschenkinder“ bezeichnet.

Besonders im Westen des vorhistorischen Sprachgebiets tritt dann immer mehr die Halmfrucht in die Reihe der unentbehrlichen Lebensmittel. Vor allem wird man das auf der primitiven Handmühle (got. *qairnus* usw. vgl. Kap. VI, p. 204) gewonnene Mehl in der Form des Breies genossen haben, für den eine idg. Gleichung in griech. *πόλτος* = lat. *puls* vorliegt. Nach Plinius *Hist. nat.* XVIII, 149 hätte Hafergrütze eine Hauptspeise der alten Germanen gebildet, und nach demselben Autor XVIII, 83 hätten die Römer lange Zeit nicht von Brot, sondern von Brei (*puls*) gelebt.

Doch ist auch die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Brot uralte, wie schon die Gleichungen griech. *πλάτανον* = ahd. *flado* „Fladen“ und (vielleicht) lat. *libum* = got. *hlaifs*, mhd. *lêbe-kuoche* (altsl. *chlëbŭ* wahrscheinlich aus dem Germanischen entlehnt) zeigen¹⁾. Dieses urzeitliche Brot müssen wir uns als ungesäuert und darum schwer, flach und unverdaulich vorstellen. In Rom musste derselbe Flamen Dialis, der sich den Bart mit ehernem Messer rasieren musste (oben p. 70), sich auch der *farina fermento imbuta* enthalten. Aus Plinius XVIII, 68 lässt sich ersehen, dass der Gebrauch der Bierhefe zum Brotbacken in den barbarischen Ländern damals noch auf Gallien und Spanien beschränkt war, und in unserem *brôt* (agls. *bréad*, altn. *braud*), das selbst von Haus aus „Bierhefe“ (= *βροῦτος ἐκ κριθῶν πόμα* Hes.) bedeutet, dürfte gegenüber dem urzeitlichen *hlaifs* ein verhältnismässig junger Ausdruck für das gesäuerte Brot vorliegen.

1) Vgl. über die verschiedenen Deutungen der zuletzt genannten Wortsippe Walde *Lat. et. Wb.* s. v. *libum*.

In naturnotwendigem Zusammenhang mit dem Genuss der Halmfrucht steht, wie schon in Kap. VI gezeigt worden ist, der des Salzes, dessen idg., aber, wie die meisten Ackerbaugleichungen, auf Europa (und Armenien) beschränkte Bezeichnung, lat. *sal* etc., wir ebenfalls bereits kennen gelernt haben. Zeugnisse dafür, dass der Mensch bei reiner Fleischnahrung des Salzes nicht bedarf, liegen aus Europa einerseits in der Nachricht des Pausanias (I, 12), derzufolge die auf der Stufe der Viehzucht stehen gebliebenen Epiroten die schon von Homer genannten Menschen waren, die

οὐδὲ θ' ἄλεσσι μεμυγμένον εἶδαρ ἔδουσι,

andererseits in dem von Athenion (Athenaeus XIV, p. 661) berichteten altgriechischen Opferbrauch vor, den den Göttern dargebrachten Eingeweiden der Opfertiere Salz nicht hinzuzufügen (*οὐ γὰρ ἦσαν οὐδέπω εἰς τὴν τοιαύτην χορῆσιν ἐξευρημένοι*). Von dem altindischen Opfer (vgl. Oldenberg Religion des Veda p. 413²) waren überhaupt gesalzene Speisen ausgeschlossen. Nimmt man hinzu, dass im Awesta und Rigveda überhaupt noch kein Wort für Salz genannt wird, so findet auch von dieser Seite unsere oben p. 221 entwickelte Ansicht, dass bei den östlichen Gliedern des Urvolks, und wo sonst etwa noch fast ausschliesslich Viehzucht getrieben wurde, das Salz noch unbekannt, d. h. nicht verwertet und darum nicht benannt war, ihre Bestätigung. Die Frage aber, woher den übrigen Indogermanen das für ihre Ernährung notwendige Salz kam, ist nicht schwer zu beantworten, wenn in den Kap. II—VI der Schauplatz der ältesten idg. Entwicklung mit Recht im südlichen Russland gesucht worden ist. Das Meer, an dem alsdann jedenfalls die westlichen Glieder des idg. Sprachstamms sassen (lat. *mare*, ir. *muir*, got. *marei*, altsl. *morje*, lit. *mārės*) ist alsdann das Schwarze¹) Meer gewesen, in

1) Der Einwand von Hoops Waldbäume p. 382 ff., dass, wenn das Meer, an dem auch nach ihm die Indogermanen sassen, das Schwarze Meer gewesen wäre, man erwarten solle, „dass gerade die Sprachen der südlichsten, dem Schwarzen Meere ursprünglich am nächsten wohnenden Stämme, also das Griechische und Indo-iranische, einen gemeinsamen Namen für „Meer“ entwickelt hätten“, scheint mir nicht stichhaltig. Denn erstens steht der Annahme nichts im Wege, dass die Indoiranier an den Sippen von lat. *sal* und *mare* deswegen nicht teilnehmen, weil ihre Sitze in der Urzeit nicht bis zum Schwarzen

dessen an seinen nördlichen Ufern gelegenen Limans bekanntlich noch jetzt ein ungeheurer, zum Gebrauch fertiger Salzreichtum zutage tritt und seit Urzeiten zutage getreten ist. Wie für diese von der Natur hier mühelos dargebotenen Schätze die Indogermanen später, da, wo sie sich vom Meere entfernten, mühevollen Ersatz in dem kunstlosen Absieden des Wassers eifrig gehüteter und gierig umstrittener Salzquellen suchen mussten, ist von V. Hehn in seiner Schrift *Das Salz* (2. Aufl. 1901) ausführlich dargestellt worden.

Dem Bild, das wir im bisherigen von der ältesten Nahrung der Indogermanen gewonnen haben, entspricht im wesentlichen das in den Ausgrabungen der neolithischen Epoche und ältesten Metallzeit Europas zutage tretende. In erster Linie ist auch hier das Fleisch der Jagd- und Herdentiere (hier zuweilen in dieser Reihenfolge) zu nennen. „Ein durchgehendes Merkmal seines (des Pfahlbauern) Küchenmoders ist, dass alle Knochen, die Mark oder anderen essbaren Inhalt haben, geizig bis auf diesen ärmlichen Inhalt ausgebeutet sind“ (Rütimeyer Pfahlbautenb. v. F. Keller III, VII Anm. 1). An Vegetabilien haben sich verkohlte wilde Äpfel (auch Birnen) massenhaft in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. Sie waren in mehrere Teile zerschnitten und scheinbar für den Winterbedarf zurückgelegt (Lubbock *Die vorgeschichtliche Zeit* I, 207). Auch verkohlte, geschälte Hälften von Eicheln fanden sich in Möringen (Pfahlbautenb. III, 63). In den Pfahlbauten der Poebne fanden sich ebenfalls Eicheln in grosser Menge, und zwar in Tongefässen aufbewahrt, so dass es wahrscheinlich ist, „dass sie nicht nur zur Mast für die Schweine, sondern auch den Menschen zur Speise dienten“ (Helbig a. a. O. p. 17).

Die Nachrichten endlich über die Verwendung der Halm-

Meere reichten, und zweitens wäre es, was die Griechen anbetrifft, doch nur etwas im Leben der Sprache ganz gewöhnliches, wenn sie ein der Sippe *mare* angehörendes Wort verloren hätten und dafür *ἄλς* „Salz“ und „Meer“ gebrauchten. Überdies scheint in griech. *πλη(μ)υρίς* „Flut“, eigentl. „Vollmeer“ (vgl. auch lat. *muria* „Salzlache“) ein ziemlich sicherer griech. Anverwandter der idg. Sippe *mare* vorhanden zu sein (vgl. Prellwitz *Et. W. d. griech. Spr.*² p. 375 und Walde *Lat. et. Wb.* p. 400).

frucht, die man auf steinernen Kornquetschern zu mahlen verstand, fasst Lubbock in folgender Weise (a. a. O. p. 207) zusammen: „Noch unerwarteter war die Auffindung von Brot oder richtiger Zwieback; denn seine Beschaffenheit ist so dicht, dass es scheint, als ob keine Hefe dazu benutzt worden ist. Die Brote waren rund und flach, hatten eine Dicke von 1 Zoll bis zu 15 Linien und besaßen einen Durchmesser von 4—5 Zoll (nach Heer war die zerquetschte Masse zu einem Teige angemacht und zwischen heißen Steinen gebacken). In anderen Fällen scheint man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und dann entweder in grossen irdenen Töpfen aufbewahrt oder leicht angefeuchtet genossen zu haben.“ Auch in den Pfahlbauten des Mondsees sind von M. Much hefenlose Brote aufgefunden wurden. Vgl. noch Heer Bemerkungen über die Landwirtschaft der Ureinwohner unseres Landes, Pfahlbautenberichte III, 111 ff.

Ein Unterschied der archäologischen und linguistisch-historischen Tatsachen ergibt sich hingegen insofern, als in weiten Teilen des ältesten Europa die Fischnahrung ohne Zweifel eine wichtigere Rolle gespielt hat, als oben und I³, 163 für die Indogermanen angenommen worden ist. Von paläolithischer Zeit an ist in Europa, wie zahlreiche Funde von Harpunen und anderen Fischereigeräten zeigen, an vielen Orten ein emsiger Fischfang betrieben worden, der auch in neolithischer Zeit, wie die Schweizer und Oberösterreichischen Pfahlbauten, aber auch die dänischen und schwedischen Funde zeigen, noch andauerte. Vielleicht haben wir es hier zunächst mit vor- und nicht-indogermanischen Völkerschichten zu tun, mit denen die von Osten her sich ausbreitenden, die Fische ursprünglich geringschätzenden indogermanischen Viehzüchter allmählich verschmolzen, und deren Gewerbe und Nahrungsweise sie im Laufe der Zeit annahmen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang jedenfalls, dass Chwoiko in seinem öfters (p. 153 usw.) genannten Aufsatz über neolithische Siedlungen am mittleren Dnieper p. 800 ausdrücklich hervorhebt, dass die Überreste von Fischen hier im Vergleich mit denen von Haustieren und wilden Vierfüßlern ausserordentlich selten seien. Keinerlei Überreste und Zeugen eines daselbst betriebenen Fischereigewerbes sind in den Pfahlbauten der Poebne (Helbig

Die Italiker in der Poebne p. 15), sowie in Tiryns und Mykenae (I³, 163 Anm.) zutage getreten.

Wie lückenhaft aber unsere Kenntnis der ältesten Ernährungsweise wäre, wenn wir sie nur aus den prähistorischen Funden schöpften, zeigt am besten der Umstand, dass wir durch die letzteren überhaupt nichts über eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Urzeit erfahren würden, über die Milch und ihre Benutzung zu Butter und Käse. Dass die Indogermanen als *γαλακτοτροφοῦντες*, wie es Caesar V, 14 von den Britanniern (die *lacte et carne vivunt*) und VI, 22 von den Germanen (*maior pars victus eorum in lacte, caseo, carne consistit*), Plinius *Hist. nat.* XI, 41, 96 überhaupt von den *barbarae gentes* (*quae lacte vivunt*) berichtet, in die Geschichte eintreten (vgl. auch noch Jordanes Kap. 51 von den *Gothi minores* : *nihilque abundans nisi armenta diversi generis pecorum et pascua — nam lacte aluntur plerique*), und dass also schon dem Urvolk die Milch seiner Herden, seiner Kühe, Schafe und Ziegen, vielleicht auch seiner Stuten (s. u.) in allererster Linie zur Nahrung diente, kann in keiner Weise bestritten werden. Urverwandte Bezeichnungen für den Begriff „Milch“ sind schon oben (I³, 172) angeführt worden. Merkwürdig ist, dass der Ausdruck für das Melken: griech. ἀμέλω, lat. *mulgeo*, ir. *blichim* (ir. *melg* „Milch“), ahd. *melchan* (got. *mīlaks* „Milch“, μέλχα, ein altgerm. Milchgericht, hieraus entlehnt altsl. *mlěko*), altsl. *mlūza* (russ. *molózevo* etc. „Biestmilch“) bei Europäern und Ariern (sert. *duh*) verschieden ist. Vielleicht weist auch dies auf einen alten Kulturgegensatz zwischen dem Westen und Osten des Urlands hin, den wir freilich im einzelnen nicht bestimmen können.

Für die weitere Verwertung der Milch in der Urzeit sind die folgenden Gleichungen von Wichtigkeit: sert. *á'jya* „Opferbutter“, lat. *unguentum* „Salbe“, altpr. *anctan*, ahd. *ancho*, ir. *imb* „Butter“; sert. *sarpis* „ausgelassene Butter“, kypr. *ἐλφος* „Butter“, agls. *sealf* „Salbe“, alb. *g'alp* „Butter“; sert. *sá'ra* „geronnene Milch“, lat. *serum*, griech. ὀρός „Molken“; aw. *tári* N. „käsigt gewordene Milch“, „Molke“, *tá'rya* „käsigt“ = griech. τυρός „Käse“ u. a.

Wir lernen aus ihnen, dass man schon in der Urzeit die fetten Bestandteile der Milch auszuschcheiden verstand, weniger wohl zum Genuss, der in dem Trinken der Buttermilch besteht,

als vielmehr zum Schmieren (scrt. *lip*, griech. ἀλοιφή = altsl. *prilěpū* „Salbe“) des Haares und Salben des Körpers. Für diesen Gebrauch der Butter wie auch des Tierfettes kann ich mich in sachlicher Hinsicht auf V. Hehns Ausführungen Kulturpfl. 7 p. 154 ff. beziehen, in sprachlicher auf die schon angeführten Bedeutungsübergänge zwischen Butter und Salbe. Hierher gehört auch altsl. *maslo* „Butter“ und „Salbe“¹⁾ (*mazī* „Salbe“, *mazati* „schmieren“: griech. με-μαγ-μένη, μαγεός etc.), und ahd. *seifa*, agls. *sāpe* „die bei den nördlichen Völkern zum Färben der Haare ursprünglich verwendete Seife“ = lat. *sēbum*²⁾ (**saeb-um*) „Fett, Talg“. Die südlichen Völker, Griechen und Römer, haben also ihre Vorliebe für das Salben des Körpers aus der Urzeit mitgebracht, nur dass bei ihnen das edlere Öl und kostbare ausländische Spezereien den urzeitlichen Schmalz- und Fettgebrauch frühzeitig verdrängten. Doch hat auch hier die Urzeit ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Ein altes Wort für die Salbe ist im Griechischen *μόρον*. Es kann kein Zweifel sein, dass dies zunächst dem hebr. *môr*, aram. *murrâh* „Saft der arabischen Myrrhe“ entspricht, aus welchem es entlehnt ist. Aber der griechische Ausdruck kommt auch mit anlautendem σ (*σμόςρον*) vor, das keinen Anhalt in den semitischen Sprachen findet. Ich nehme daher an, dass im Griechischen zwei verschiedenartige Bestandteile miteinander verschmolzen sind, ein phönizisch-semitischer und ein einheimischer, und dass in dieser Sprache von alters her ein *σμόςρον* oder **σμέρον* „Salbe“, „Schmiere“, vorhanden war, das dem ahd. *smero* „Fett, Schmiere“, got. *smairþra* „Fett“, altn. *smjör*, ir. *smír* „Mark“ entsprach. Während dann die nordischen³⁾ und auch die arischen Völker (scrt. *ghrtá*, aw. *raoyna* „Butter“, persi *raogan*, pers. *rôghan*, Pamird. *rúghn*,

1) Der spezielle Ausdruck für Butter ist im Russischen *koróvje máslo* (*koróva* „Kuh“), ganz wie ahd. *chuo-smëro*, und ähnlich wie griech. βού-τυρον, eigentl. „Kuhquark“.

2) Lat. *sāpo*, nach Plinius „Haarsalbe“, ist ein keltisch-germanisches Wort und wahrscheinlich aus einem westgerm. **sāpōn-*, das neben **sāipōn* (ahd. *seifa*) bestanden haben muss, entlehnt.

3) Ein gemein germ. Ausdruck der Butterbereitung ist altn. *kirna*, engl. *churn* „Butterfass“, agls. *cyrnan*, nhd. *kernen* „buttern“; er wird mit dem oben genannten got. *qairnus* „Handmühle“ zusammenhängen, da das Butterfass Ähnlichkeit mit dieser letzteren hatte. Erst im X. Jahrh. kommt ahd. *butera* auf.

róghán etc.) die primitive Kunst der Urzeit bis zur eigentlichen Butterbereitung vervollkommneten, gaben sie Griechen und Römer, in ihren neuen Wohnsitzen mit dem semitischen Ölbaum und seiner Frucht bekannt geworden, ganz auf.

Den Käse der Urzeit werden wir uns am besten als das vorstellen, was Tacitus *Germ.* Kap. 23 als *lac concretum* „kondensierte Milch“ bezeichnet, und in Beziehung worauf Plinius a. o. a. O. sagt: *mirum barbaras gentes, quae lacte vivunt, ignorare aut spernere tot saeculis casei* (d. h. des geformten und getrockneten Käses) *dotem, densantes id alioqui in acorem iucundum et pingue butyrum*. Gerade dieser *acor iucundus* liegt in der ursprünglichen Bedeutung des lat. *caseus* ausgesprochen, das etymologisch zu dem slavischen, russ. *kvasü* „säuerlicher Geschmack“, „säuerliches Getränk“ gehört. Auch die einzige echt germanische Bezeichnung des Käses, altn. *ostr* (finn. *juusto* „Käse“) weist, als zu lat. *jūs* „Brühe“ (vgl. oben p. 243) gehörend, auf ein flüssiges Gericht. Selbst im Rigveda wird nur ein Schlauch-mit-saurer-Milch, kein eigentlicher Käse genannt (Zimmer *Altind. Leben* p. 227), und auch im Awesta kann *payôššâta* : *payah* „Milch“ = Pamird. *pâi, pâi, pôi* „geronnene Milch“, „Quark“ sehr wohl von *lac concretum* verstanden werden.

Eigentlichen, geformten Käse (**formaticus* = frz. *fromage*, it. *formaggio*, vgl. auch ahd. *formizzi*) haben die Nordvölker erst durch die Römer kennen gelernt und damit das lat. *caseus* (ir. *caise*, ahd. *châsi*, agls. *čýse*) übernommen. Im Osten haben die Slaven sehr frühzeitig ihr *tvarog* (unser mhd. *quark*) aus turko-tatarischen Sprachen (džagat. *turak*, türk. *torak* „Käse“) entlehnt. Es bedeutete bei diesen Reiternomaden speziell die in Lederschläuche gezogene und dadurch zum Gerinnen gebrachte Milch (vgl. J. Peisker *Ältere Beziehungen der Slaven* p. 122 f.).

Ebensowenig wie über den Milchgenuss, würden wir über die geistigen Getränke der Indogermanen allein durch die prähistorischen Funde etwas erfahren. Auch hier sind wir ausschliesslich auf die Sprache und Überlieferung angewiesen. Sie lehren uns, dass die sanfte Labung der Milch dem Durst unserer vorzeitlichen Ahnen keineswegs genügte, und wie wir bei den meisten, selbst bei den rohsten Naturvölkern dem Bestreben

begegnen, durch die Herstellung eines berauschenden Getränkes aus Wurzeln, Kräutern u. dergl. sich die Möglichkeit eines kurzen Entrücktseins aus dem irdischen Jammertale zu verschaffen, so kann auch unseren idg. Vorfahren die Poesie des Rausches nicht verborgen gewesen sein. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Nationalfehler des Trunkes, den Tacitus bei den Germanen fand, ein Erbe idg. Vorzeit ist. Wohin wir uns jedenfalls, auch abgesehen von den Germanen, in der idg. Völkerwelt wenden, ob zu den Kelten oder Thrakern, den Preussen oder Skythen, den Indern oder Iraniern, überall treten uns dieselben trunkfesten und trunkfröhlichen Männer entgegen, und zahlreiche Göttergestalten wie der indische Indra oder der griechische Herakles oder der germanische Thor sind ebenso gross in der Verübung kühner Abenteuer wie in der Vertilgung ungeheurer Massen von Speise und Trank (vgl. mein Reallexikon u. Mahlzeiten und Trinkgelage). Auch in dieser Beziehung haben, wie beiläufig bemerkt sei, die heutigen Russen die Stufe der Urzeit noch treu bewahrt, die sie, wie andere Völker, überwinden werden. Ihr besonderes Unglück liegt nur darin, dass der Schnaps, das „Wässerlein“ (*vodka*), der seinen unheimlichen Siegeszug über Europa seit dem XV. Jahrh. antrat, die Russen noch auf der Stufe der Urzeit vorfand und so, statt oder neben harmloserem Getränk, zum eigentlichen Volksgetränk wurde.

Das Getränk, in dem sich die Urzeit berauschte, war der Met: scrt. *mádhu* „Süssigkeit, süsser Trank und Speise, Met“, später auch „Honig“, aw. *madu* „süsser Trank“ (vielleicht der *haoma*, W. Geiger p. 231 f., nach Bartholomae p. 1114 „Beerenwein“), griech. *μέθυ* „Wein“ (vgl. *μέθη* „Trunkenheit“), abd. *metu*, altsl. *medŭ* „Honig, Wein“, lit. *midus* „Met“, *medus* „Honig“ (Kurschat), altir. *mid* „Met“ (*mesce* = **medce* „ebrietas“). Die Bedeutung „Honig“, welche diese Wortreihe in zahlreichen Sprachen hat, sowie der Begriff der Trunkenheit¹⁾, den sie entwickelt, zeigen, dass wir es hier mit einem berauschenden Getränk zu tun haben, dessen wesentlichster Bestandteil Honig

1) Vgl. auch die Reihe scrt. *mádati* „ist trunken“, *máda* „Trunkenheit“, aw. *maða* „Rauschtrank“, lat. *mattus* „trunken“ = scrt. *matta* id., die von der im Text angeführten nicht immer scharf gesondert werden kann, und deren Grundbedeutung „feucht sein“ („feuchtfröhlich“), lat. *madeo* zu sein scheint.

gewesen sein muss, für den in den europäischen Sprachen noch eine zweite Benennung: griech. μέλι, lat. *mel*, got. *mīlīþ*, ir. *mīl*, alb. *mjal'* (auch armen. *metr*) besteht.

Neben dem Met wird man nach dem oben (p. 156 ff.) über die Stellung des Pferdes im ältesten Haushalt der Indogermanen bemerkten auch die Stutenmilch als berauschendes Getränk anzuerkennen haben, obgleich ihr Gebrauch allerdings nur auf einem verhältnismässig beschränkten geographischen Gebiet, nämlich bei den Iranern (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 228 und Bartholomae Altiran. W. s. v. *xšāudray-*), den Skythen (Herodot IV, 2) und den alten Preussen (*Script. rer. pruss.* I, 54: *pro potu habent . . . mellicratum seu medonem et lac equarum*; vgl. altpr. *aswinan* „Pferdemilch“) bezeugt finden.

Mit der grösseren Betonung des Ackerbaus und dem allmählichen Übergang der Indogermanen zu festeren Wohnsitzen wird der Met, der sich am längsten in den zur Bienenzucht vortrefflich geeigneten Wohnsitzen der slavischen Völker erhielt, ebenso wie die Stutenmilch, immer mehr durch vollkommene Getränke, bei den Ariern durch Soma (aw. *haoma*) und Sura (aw. *hura*), bei den Europäern durch Bier und Wein in den Hintergrund gedrängt.

Das älteste Bier, das die Alten, ausser in Germanien (Tac. Kap. 23), auch in Spanien (*cerea*) und Gallien (*cervesia* und κόρυα), in Illyrien und Pannonien (*sabaja*), bei den Thra- kern (*παραβίη*), Phrygern (*βρωτον*) und Armeniern vorfanden, wird man am besten als ein Übergangsgetränk vom Met zu unserem Bier mit Hopfen und Malz auffassen. So fand es Posidonius (Athenäus IV p. 152) und Pytheas (Strabo IV p. 201) bei den Kelten, beziehungsweise im fernen Thule: *παρὰ δὲ τοῖς ὑποδε- εστέροις ζῦθος πόρνον μετὰ μέλιτος ἐσκενασμένον* und *παρ' οἷς δὲ οἶτος καὶ μέλι γίνεται καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχεν*. Dieses prähistorische Bier entbehrte noch des Hopfens, der erst im Mittelalter durch Anregungen, die von Ostasien und der slavi- schen¹⁾ Welt ausgingen (vgl. die Reihe: čuv. *xumlâ*, tat. *χomlak*,

1) Auf diese Tatsache gestützt, hat E. Kuhn K. Z. XXXV, 313 auch die germanischen ahd. *bior*, agls. *beor*, altn. *bjórr* als Entlehnungen aus dem slavischen *pivo*, altpr. *piwis* „Bier“ aufgefasst, und zwar habe die germanische Sippe gegenüber dem germ.-slav.: agls. *ealu*, *ealod*, altn. *öl*, lit. *alus*, altsl. *olŭ*, dem ungehopften Bier, das

slav. *chmelī*, *chmēlī*, altn. *humall*, mlat. *humulus*), zur Kulturpflanze und zum regelmässigen Ingrediens des braunen Trankes geworden ist; doch mag man vorher andere Mittel zu dem gleichen Zweck wie Eichenrinde, Fichtensprossen oder die stark duftende *κόνυζα*, welche die Paeonier zu ihrer *παράβη* verwendeten, gebraucht haben. Auch die Kunst des Malzens wird noch unbekannt gewesen sein. Man wird vielmehr in der ältesten Zeit das gequollene Getreide unmittelbar zur Bierbereitung benutzt haben, so dass bei den Armeniern nach Xenophons *Anabasis* (IV, 5, 26) noch die Gerstenkörner in den Mischkrügen umherschwammen. Auch die Fertigkeit, das Bier haltbar zu machen, hat sich erst ganz allmählich, nach Plinius XIV, 149 zuerst in Spanien entwickelt. Bei den Litauern wurde es noch zur Zeit des Lasicius (*De diis Samagitarum* p. 44) heute gebraut, um schon am folgenden Tage getrunken zu werden. Wo das Getreide knapp war, wird man, wie beim Brote (oben p. 245), auch hier zur Eichel gegriffen haben, wie denn der ärmsten russischen Landbevölkerung ein *želuděvy kwasū* „Eichelkwas“ nur zu gut bekannt ist.

Es muss also ein nichtswürdiges Getränk gewesen sein, an dem man sich in der Urzeit berauschte, und an dem, wie die Gleichungen ahd. *briuwān*, agls. *breówan*, altn. *brugga* „brauen“: phryg. *βρῦτον* „Bier“ (s. o.), *βροῦτος ἐκ κριθῶν πόμα* Hes. und agls. *beorma* „Bärme“ = alb. *brum* „Sauerteig“, lat. *fermentum* „Hefe, Gärungsmittel“ zeigen, gewiss auch die Griechen und Römer teilnahmen, bevor sie in ihren historischen Wohnsitzen in den Besitz einer Kulturpflanze kamen, die zunächst für ihr eigenes Volksleben, dann auch für das des übrigen Europa von unermesslicher Bedeutung werden sollte, der *vitis vinifera*, des Weinstockes.

Während das Altägyptische (*arp*, woraus griech. *ἔρπος*), die iranischen (pers. *mai*, kurd. *mei* = aw. *mada*, scrt. *máda* „Rauschtrank“) und die nichtidg.-kleinasiatischen Sprachen (lyd. *μώλαξ*) mit ihren Benennungen des Weins abgesondert und allein stehen, werden die Westsemiten (arab.-äthiop. *wain*, hebr. *jajin* aus **wain*) mit den Armeniern (*gini* aus **voino-*, **voinio-*) und gehopfte bezeichnet. Indessen sind die Lautverhältnisse noch nicht aufgeklärt, und jedenfalls muss ahd. *bior* usw. auf germanischem Boden sehr alt sein (vgl. I. F. XVII, 32).

den europäischen Indogermanen (griech. *φοῖνος*, alb. *vëne* aus **vainā*, lat. *vinum*, got. *vein*, slav. *víno*, altir. *fin*) durch eine gemeinsame Benennung desselben verbunden. Da nun einerseits diese Wortgruppe eine etymologische Anknüpfung nur in den indogermanischen Sprachen (vgl. lat. *vī-tis* „Weinstock“, *vīmen*, *vīeo*, griech. *ὄϊνον*, *ὄϊόν* „wilder Wein“) findet, andererseits der Weinstock gerade in Pontus, Armenien und im Süden des Kaukasus die edelsten Früchte ohne Kultur des Menschen hervorbringt (vgl. A. de Candolle Ursprung der Kulturpflanzen p. 236), so scheint mir die nächste Erklärung für den angeführten semitisch-indogermanischen Zusammenhang die zu sein, dass ein pontisches **voino* (vgl. armen. *gini*) zusammen mit der Weinkultur sich in vorhistorischer Zeit sowohl zu den Westsemiten wie auch nach der Balkanhalbinsel und Italien (vgl. oben p. 50 Anm. 1) auf dem Wege früher Entlehnung verbreitete, von welchem letzteren Lande aus es dann in frühhistorischer Zeit durch die Römer (lat. *vinum*) nach dem Norden Europas getragen wurde.

Diese Auffassung ist mir bei der in meinem Reallëxikon (s. v. Wein) und bei V. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere⁷ p. 90 ff. geschilderten kulturhistorischen Gesamtlage immer noch die wahrscheinlichere. Doch muss bemerkt werden, dass wir uns bei einer Reihe wie armen. *gini*, alb. *vëne*, griech. *οἶνος*, lat. *vinum* in der I³, 195 hervorgehobenen Lage befinden, linguistisch nicht entscheiden zu können, ob wir es mit Urverwandtschaft oder alter Entlehnung der betreffenden Wörter zu tun haben. Die Möglichkeit ist daher nicht ausgeschlossen, dass die angeführte Wortsippe einen urindogermanischen Namen des Weins, natürlich noch des wilden, enthält. Zugunsten dieser Annahme könnte man anführen, dass nach den neueren Forschungen *Vitis vinifera* ausser in den oben angeführten Ländern auch in Südrussland, in ganz Südeuropa und in Teilen Mitteleuropas spontan ist, wie denn auch Überreste des wilden Weinstocks in stein- und bronzezeitlichen Niederlassungen Italiens und vielleicht des Bodenseegebiets zutage getreten sind (vgl. Hoops Waldbäume p. 291, 300). Die Nordeuropäer hätten dann in ihren späteren Wohnsitzen den Stamm **voino-* eingeblüht, um ihn später durch die römische Weinkultur aufs neue zu erhalten (vgl. oben p. 148 ff. über die Schildkröte). Bedenken sollte man aber, dass, wer in den eingeführten Weinnamen eine urverwandte Sippe

erblickt, aus den angegebenen pflanzengeographischen Gründen jeden Gedanken an eine nordeuropäische Herkunft der Indogermanen aufgeben muss.

Wir haben nun noch mit wenigen Worten bei den beiden schon genannten Getränken zu verweilen, welche die arischen Völker miteinander gemein haben, dem *sūrā* (*hurā*) und dem *sōma* (*haoma*). Über die Zusammensetzung des ersteren wissen wir nichts bestimmtes. Das Petersburger Wörterbuch gibt als Bedeutung „geistiges Getränk“, „Branntwein“ an. Bemerkenswert ist aber, dass sowohl die tatarischen wie die ostfinnischen Sprachen eine sehr ähnlich klingende Bezeichnung des Bieres: wog. *sara*, wotj. und syrj. *sur*, ung. *ser*, tscher. *sra*, tatar. *sra* (Ahlqvist p. 51) besitzen, die wahrscheinlich eine Entlehnung aus iranischem Sprachgebiet darstellen. Auch weist E. Kuhn (K. Z. XXXV, 313) darauf hin, dass altindische Rezepte die *sūrā* eher als bierähnliches Getränk kennzeichneten. Awestisch *hurā* hinwiederum ist (nach Bartholomae Altiran. Wb. p. 1837) sicher eine Art Milchwein, Kumys (s. o.) gewesen; doch kommt auch ein bierartiges Getränk (von *yava* bereitet) im Awesta vor (Bartholomae p. 533). Zu einer Sicherheit, was *sūrā-hurā* in der arischen Urzeit bedeutet hat, ist also nicht vorzudringen.

Was den Soma betrifft, der bei beiden Völkern als Gott wie als Trank gedacht wird, beiden Völkern Reichtum an Vieh und Nachkommenschaft verleiht, bei beiden Völkern auf das engste in den Kultus verwebt ist (vgl. Spiegel Die Arische Periode p. 168 ff.), so sind, namentlich auf R. Roths Betrieb (Z. d. D. M. G. XXXV, 680—692), sowohl russischer- wie englischerseits sorgfältige botanische Nachforschungen angestellt worden, um den irdischen Repräsentanten der göttlichen Somapflanze (*yam bramānah viduh* „die die Priester kennen“), für die die heutigen Inder und Parsen aber allerlei Surrogate verwenden, in den Gebirgen des Hindukusch oder den Tälern des Oxus wieder zu entdecken. So hoffte man einen festen Punkt in der Frage nach der arischen Urheimat zu gewinnen. Leider haben alle angestellten Untersuchungen bis jetzt kein greifbares Resultat ergeben. Vgl. über dieselben M. Müller *Biographies of words and the home of the Aryas* p. 222 ff., über den Haoma auch Bartholomae Altiran. Wb. p. 1734.

IX. Kapitel.

Kleidung.

Felltracht. Die *renônes*. Das Gerben. Das Filzen. Das Flechten. Terminologie des Webens und Spinnens. Das Material dieser beiden Künste. Vergleichung der altgermanischen, altgriechischen und alt-römischen Männertracht. Mantel. Schurz. Hose. Schuhwerk. Kopfbedeckungen. Schmuck. Tätowieren und Schminken. Der Waid.

Dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung, wo auch immer ihre Heimat gewesen ist, nicht mehr in paradiesischer Nacktheit wandelten, beweist die durch fast alle Sprachen unseres Stammes sich hindurchziehende Wurzel *ves* „ankleiden“, der überaus zahlreiche Benennungen des Kleides und des sich Kleidens in diesen Sprachen entstammen (sert. *vásman*, *vásana*, *vástra*, *vásâna*, aw. *vanh*, *vanhana*, *vastra*, griech. ἔννυμ, ἔμμα, ἔσθῆς, lat. *vestis*, *vestio*, got. *gavasjan* usw.). Den entgegengesetzten Begriff der Nacktheit bezeichnet die Gleichung: sert. *nagná*, altsl. *nagŭ*, lit. *ná'gas*, lat. *núdus* (**nogv-ido*), got. *naqaps*, altir. *nocht*.

Dass ein viehzüchtendes Volk, wie es die Indogermanen waren, zu seiner Bekleidung sich nicht die Felle der geschlachteten Herdentiere sowie auch die der erlegten Jagdbeute entgehen liess, ist an sich selbstverständlich und wird für die nördlichen Indogermanen, für Briten und Germanen, ausdrücklich von Caesar (*de bell. Gall.* V, 14, VI, 21) und von Tacitus (*Germ.* Kap. 17) bezeugt. Die Goten hatten sich an diese Felltracht so gewöhnt, dass sie vom römischen Hofe, wo sie nicht in ihrer Nationalkleidung erscheinen durften, zurückgekehrt, sich alsbald wieder in ihre Schaffelle hüllten (*ἀνδρῆς ἐν τοῖς κοδίοις εἰσί*, Beckmann Beitr. z. G. d. Erf. V, 1, 26). Diese für die Goten hier ausdrücklich bezeugte Tracht aus Schafpelzen, die noch im heutigen Russland die Nationalkleidung der Bauern ist (russ.

ovčina), lässt sich bis in die ersten Zeiten der germanischen Überlieferung zurückverfolgen. In Übereinstimmung mit Caesar (*Germani . . . pellibus aut parvis renonum tegimentis utuntur*) spricht auch Sallustius (*Germani intutum renonibus corpus tegunt* und *Vestes de pellibus renones vocantur*) die *renones* als ein nationales Kleidungsstück den Germanen zu. Dass dieses Wort nichts mit altn. *hveinn* „Renntier“ zu tun haben kann, ist bekannt. Ich nehme *renones* für **vren-ōn-es* — denn in lateinischem Mund musste sich der in dieser Sprache zugefügte Anlaut *vr* zu *r* vereinfachen — und stelle es dem griech. *vren-* in *πολύροφνες*, sert. *ύρανα* und *vḡn-* in *ἀρήν*, *ἀρός*, *ἀρνεός* gleich (so jetzt auch Walde Lat. et. Wb.). Auch in Griechenland werden *ἀρνακίδες* „Schafpelze“ genannt.

Denn ebenso verharteten hier die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Stämme oder die niedrigeren Bevölkerungsschichten noch lange bei der ursprünglichen Felltracht. So trug man in Phokis und Euböa Röcke aus Schweinsleder (Paus. VIII, 1, 5), die ozolischen Lokrer hüllten sich in ungegerbte Tierhäute (Paus. X, 38, 3), Hirten, Heloten und Sklaven trugen die sogenannte *διφθέρα* (I. Müller Privataltert.² p. 72). Selbst homerische Helden, wie Agamemnon und Diomedes, werden, gleich Herakles, dem Helden der griechischen Urzeit, uns noch im Schmuck ihrer Felle geschildert.

Auch die Sprache bietet zahlreiche Belege für das Vorhandensein einer ursprünglichen Felltracht: got. *snaga* „Gewand“ ist von A. Bezenberger ansprechend mit griech. *νάκος* „Vlies“ (*κατω-νάκη* „ein Sklavenkleid“) verglichen worden, die germanische Sippe got. *paida*¹) (*ga-paidōn* „ἐνδύειν“), ahd. *pheit*, alts. *pēda* stimmt genau zu griech. *βαίτη* „Kleid aus Ziegenfell“, das griech. *χλαμός* „Oberkleid“ entspricht dem thrak. *ζαμός* „Fell“, und auch für lat. *palla*, *pallium* (vgl. zuletzt Walde Lat. et. Wb. s. v.) dürften Beziehungen zu lat. *pellis* kaum von der Hand zu weisen sein.

1) Ausführlich handelt über sie A. Thumb Z. für deutsche Wortforschung VII, 261 ff. Er kommt zu dem Schluss, dass die germanischen Wörter aus dem griech. *βαίτη* entlehnt seien, namentlich, weil dieses die als ursprünglich vorauszusetzende Bedeutung „Ziegenfell“ noch aufweise, während die germanischen Ausdrücke nur „Rock“ (aus Ziegenfell) bedeuteten.

Dass man sich frühzeitig darauf verstanden haben wird, das spröde Leder durch allerhand Manipulationen für den Gebrauch geschmeidig zu machen, ist an sich wahrscheinlich. Auch scheint eine urverwandte Gleichung für eine solche in der Reihe: srt. *carma-mná* „Gerber“, altpr. *mynix* id.: lit. *minti* „treten, gerben“ vorzuliegen¹⁾; doch tritt in den einzelnen Sprachen erst spät eine deutliche zwischen den Begriffen „Fell“ und „Leder“ unterscheidende Terminologie (vgl. mein Reallexikon s. v. Leder) hervor. Die primitive Technik einer mit Hilfe des Fetts ausgeübten Gerberei (Sämisch- oder Ölgerberei) schildert Homer II. XVII, 389 ff.:

ὡς δ' ἄνθρωποι ταύροι βοὸς μέγαλοιο βοείην
λαοῖσιν δάη τανύειν, μεθύουσαν ἀλοιφήν·
δεξάμενοι δ' ἄρα τοίγε διαστάντες τανύουσι
κυκλός, ἄφαρ δέ τε ἰκμῶς ἔβη, δύνει δέ τ' ἀλοιφήν
πολλῶν ἐλκόντων, τάννται δέ τε πᾶσα διαπρό.

Ihr gegenüber zeigen die im bronzezeitlichen Europa bis jetzt nachgewiesenen Lederreste Beispiele der Alaun- oder Weissgerberei (vgl. lat. *alūta* „Leder“: *alūmen* „Alaun“).

Indessen brauchten sich die Indogermanen für die Herstellung ihrer Kleidungsstücke keineswegs mehr auf die Felle der Tiere zu beschränken.

Neben dem Gerben des Leders lassen sich noch zwei andere uralte Formen der Stoffgewinnung, das Filzen und Flechten, unterscheiden. Ersteres, die Kunst, die aufgeschichtete Wolle des Schafes oder anderer wolletragender Tiere mit Wasser zu besprengen, mit Hilfe des klebrigen Fettes in eine feste Masse zu verwandeln, dann zu pressen und zu walken, ist namentlich bei den nomadischen Völkern turko-tatarischen Stammes zu Hause. Dass sie jedoch auch den Indogermanen bekannt gewesen ist, darauf weist die allerdings auf Europa beschränkte Gleichung: griech. *πίλος* „Filz“, lat. *pilleus*, ahd. *filz*, altsl. *plüstī* deutlich hin²⁾.

1) Aus dem „Treten“ entwickelt sich der Begriff des Gerbens auch in griech. *δέψειν*: *δέψω* „kneten, walken“, mhd. *zipfen* „trippeln“. Von *dubū* „Eiche“ abgeleitet ist russ. *dubitī* „gerben“ wie frz. *tanner* „rot gerben“: *tan* aus ahd. *tanna* (vgl. dazu Hoops Waldbäume p. 115).

2) Die Lautverhältnisse dieser Reihe sind noch nicht völlig aufgeklärt; doch scheinen mir die Wörter nach Form und Bedeutung zu nahe zu liegen, um sie voneinander trennen zu dürfen.

Bedeutungsvoller und folgenreicher erweist sich auf idg. Sprach- und Völkergebiet die Kunst des Flechtens, in der die Natur selbst als Lehrerin des Menschen gelten kann; denn Schlingpflanzen und ineinander gewachsene Baumzweige mussten von selbst den primitiven Menschen auf diese wichtige Technik hinweisen. Die idg. Wurzel für dieselbe ist *prek̂*, wie folgende Zusammenstellung deutlich macht:

griech. *πλέκω*, lat. *plecto*, ahd. *flīhtu*, altsl. *pleta*, *plesti*, sct. *pračna* „Geflecht, Korb“.

Vgl. auch sct. *rájju* „Strick, Seil“ : lit. *vezgù* „flechte“, „stricke“ (altsl. *rozga* „Zweig, Rute“).

Embryonisch ist aber, wie ich dies in Handelsgeschichte und Warenkunde I, 161 ff. weiter ausgeführt habe, in der Kunst des Flechtens bereits die des Webens und ebenso die des Spinnens enthalten: „Entspringt die letztere aus der Fertigkeit, ohne Benutzung eines Querfadens Haargeflechte, Bänder und dergleichen Dinge durch einfaches Drehen herzustellen, so ähnelt erstere am meisten der Kunst des Korbflechters, welcher in seinem Handwerk den Querfaden anzuwenden gelernt hat. In der Tat lässt sich eine scharfe Grenzscheide zwischen Spinnen einer-, Weben andererseits und Flechten weder sachlich noch historisch ziehen.“ „Auch setzt die Weberei keineswegs, wie wir wohl meinen, durchaus und überall das Spinnen voraus. Die Bewohner der meisten Südseeinseln wissen den Webstuhl geschickt zu gebrauchen, spinnen aber nicht, sondern stellen ihre Webstücke aus Baststreifen her.“

Nach diesen sachlichen Vorbemerkungen wenden wir uns zu der Terminologie des Webens und Spinnens in den idg. Sprachen, in der Hoffnung, einige Anhaltspunkte zu finden, um die Frage zu beantworten, wie weit die Indogermanen vor ihrer Trennung es in beiden Techniken gebracht haben.

A. Das Weben.

Folgende Gruppen etymologischer Entsprechungen lassen sich, nach der Häufigkeit ihrer Vertretungen geordnet, unterscheiden:

1. Idg. *vē* (*vei*): sct. *vā* „weben“ (vgl. Whitney Ind. Gr. p. 266), *ō'tu* „Einschlag“, *ímā* „Flachs“, griech. *ἡ-τιον* „Aufzug“ („Mittel zum Weben“, vgl. *νῆ-τιο-ν* „Rocken“: *νέω*),

ἀ-ῥω-τός „Wolle“ (web-bar“, vgl. λυ-τός „lösbar“), lit. wó-ras „Spinne“, ahd. wā-t, alt. vā-d (gewebtes) „Gewand“, lat. vē-lum „Hülle, Tuch“ (?). Daneben idg. *véjeti, sert. vāy-ati „er webt“, altsl. sū-vi-to „Leinwand“, svila „Seide“, na-voj „liciatorium“, altir. fi-g-im „webe“ (?).

2. Idg. vebh : sert. ἄρνα-νᾶβη „Wollweberin“ = „Spinne“, aw. *ubda „gewoben“, Pamird. waf, npers. bāfad „er webt“, osset. wafun „weben“ (Tomaschek Pamird. II, 124 f.), griech. ὑφαίνω, ὑφή, ὑφαντική, ὑφασία, ὑφασίς, ἔφρυφή, ahd. weban, agls. wefan, altn. vefa „weben“, altn. vestr, vestr „Einschlag“, agls. weft desgl., mhd. wift „feiner Faden“, agls. wefl, ahd. wefel „Einschlag“, alb. veñ „webe“ aus *vebh-nio.

3. Griech. ἄττομαι „webe“ (*ἤτ-τομαι), ἀτίον „ein Teil des Webstuhls“ (διάζομαι, unorganisch wie σπάζω neben σπάτω, διάσμα, ἄσμα), alb. ent „weben“, sert. átka (ausdrücklich im Rgv. als „gewoben“, vyutá bezeichnet), aw. adka (*ἤτ-ká) „Gewand“.

4. Griech. ἠρέκω „webe“, Κίρκη „Weberin“, κρόκη „Einschlag“, κροκίς „Schiffchen“, altsl. krosno „Weberstuhl“ (Benfey G. W. II, 315). Grundbedeutung „festschlagen“ (vgl. auch Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr. 2 p. 243).

5. Lat. texo, textor, textura, textrinum, tela „Aufzug“, subtēmen „Einschlag“, altsl. tūkati „weben“, a-tūkū „Aufzug“, tūkalij „Weber“; doch ist es lautlich wahrscheinlicher, dass das lat. texo : sert. taksh „künstlich verfertigen“ (F. Miklosich Lex. palaeosl. 2 1016) zu stellen ist, während die Grundbedeutung von altsl. tūkati „weben“ in tūk-naṭi „einstecken“ (Miklosich Et. W. p. 368) bewahrt wurde.

6. Griech. τάπης, ητ- „Decke, gewebtes“, neuiran. tab „spinnen, weben“ (npers. tāftah, tāftik, tiftik); vgl. Tomaschek II, 142. Indessen wäre es möglich, dass in τάπης ein schon homerisches Lehnwort aus iranischem Kulturkreis vorliegt (vgl. ῥόδον : altp. *varda; λείριον : npers. lāleh; σάνδαλον : npers. sandal). Vgl. auch Lidén I. F. XIX, 331.

Blicken wir auf diese eben erörterten Gleichungen zurück, so scheint sich mir, namentlich aus den Nummern 1—3, mit grosser Wahrscheinlichkeit zu ergeben, dass bereits in der Ursprache ausgebildete termini für das Weben — in Unterschied zu dem Flechten — vorhanden waren, die auf gewisse Fort-

schritte in dieser Kunst schliessen lassen. Diese Fortschritte, welche zu einer Differenzierung der sprachlichen Ausdrücke für Flechten und Weben führten, können nur in der Erfindung eines primitiven Apparates bestanden haben, um die Herstellung kunstloser Stoffe für den Weber oder die Weberin zu erleichtern. Prüfen wir die Terminologie des Webstuhls in den idg. Sprachen, die ich in ihren Grundzügen Handelsgeschichte und Warenkunde I, 172 ff. mitgeteilt habe, so fällt die häufige Verwendung der W. *stā* zur Benennung sowohl des ganzen Webstuhls als auch des Aufzugs, als auch endlich des Webers selbst in die Augen (vgl. griech. *ιστός* „Webstuhl“, *στήμων* „Aufzug“, lat. *stamen*, lit. *stāklys* „Webstuhl“, altn. *vefstadr*, serb. *sthavi* „Weber“). Es lässt dies darauf schliessen, dass der älteste idg. Webeapparat aufrecht stand, und der Webende stehend vor demselben tätig war (*ιστόν ἐποίχεσθαι*), ein Ergebnis, zu dem Ahrens durch eine Vergleichung des gräco-italischen und altnordischen Webstuhls (Philologus XXXV, 385 ff.) auch auf rein sachlichem Wege gekommen ist.

Weiteres möchte ich für die Einrichtung des ältesten Webeapparates an der Hand der Sprache nicht zu erschliessen wagen. Dürfen wir den weiteren Resultaten des genannten Gelehrten trauen, so würde zu den Charakteristicis des ältesten Webstuhls noch die Spannung der Kette durch Webesteine, das Weben nach aufwärts und das Dichtschlagen des Gewebes mit der *σπάθη* gehören.

B. Das Spinnen.

1. alb. *tjer* „spinne“, serb. *tarkú*, Pamird. *s-tarkh*, griech. *ἄτρακτος* „Spindel“: lat. *torqueo* „drehe“.

2. griech. *νέω* (*νήθω*, *νηθίς*, *χερνήτις*, *νημα*, *νήσις*, *νητρον*), lat. *neo* (*nēmen*, *nētus*) „spinne“, altir. *snímaire* „Spindel“, *snim* „spinning“ (B. B. XI, 91) — ahd. *nāan* „nähen“, got. *nēpla* „Nadel“ etc. Der gleiche Bedeutungsübergang liegt in lit. *werpū* „spinne“, *warpstė* „Spindel“: griech. *ἐάπτω* (*Ἐπ-ἰω*) „nähe“ vor¹). Die idg. Wurzel des griech. *νέω*, *ἐννη* etc. lautete *snē* (*nē*) und bedeutete, wie got. *snōrjō* „Korb“, ahd. *snuor* „Schnur,

1) Im Sanskrit gehört *vārpas* „List, Kunstgriff“ hierher (vgl. *φόνον* etc. *ἐάπτω*). Ein Analogon ist griech. *κάπτωμα*, *κάσσωμα* „lederne Sohle“, „Anzettlung, Intrigue“: *suo* „nähe“ Osthoff M. U. IV, 139.

Band“, altir. *snáthe* „Faden“ und andere zeigen, eigentlich „flechten“. Daneben lag (wie oben *vei* neben *vē*) eine Wurzel *snei* (*nei*), die in altsl. *nī-tī*, *nīšta* „Faden“ und sert. *nī-vī* „Schurz“ („gesponnenes“) erhalten ist. Vgl. W. Schulze K. Z. XXVII, 426.

3. sert. *kart* „spinnen“, npers. *kartīnah* „Spinnengewebe“, Pamird. *črt* (Tomaschek II, 77), ir. *certle* „glomus“ (B. B. IX, 88). — Die ursprüngliche Bedeutung „flechten“ scheint in sert. *kāta* „Geflecht“ (vgl. auch *črtá'mi* „hefte zus.“), lat. *crátēs*, griech. *κράταλος*, *κρότος*, got. *hairds*, lit. *krātai* „Gitter“, preuss. *korto* „Gehege“ erhalten.

4. Auf die europäischen Nordsprachen beschränken sich: got. *spinnan*, cymr. *cy-ffiniden* „Spinne, Spinnewebe“ (*-ffin* aus **spīn-*), lit. *pinū* „flechte“ und altsl. *prēsti* „nere“ (**prend-*), let. *prēst* „mit der Spindel spinnen“. Vgl. auch griech. *κλώθω* „spinne“, lat. *colus* „Rocken“.

Überblicken wir diese Terminologie des Spinnens in den idg. Sprachen, namentlich in Vergleich mit der oben-erörterten des Webens, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass Reihen, die in Form und Bedeutung gleichmässig durch das ganze oder fast ganze Sprachgebiet übereinstimmen, wie die Bildungen von den Wurzeln *vē* und *vebh*, hier nicht gefunden werden. Neben der Bedeutung „spinnen“ ist hier überall noch die Bedeutung „flechten“ lebendiger, als dies bei den Ausdrücken für „Weben“ der Fall war. Man kann hieraus schliessen, dass das Bedürfnis, die Kunst des Spinnens von der des Flechtens zu unterscheiden, später erwachte als der Wunsch, weben und flechten sprachlich voneinander zu trennen.

Nichtsdestoweniger dürfte schon in der Urzeit dasjenige Instrument erfunden gewesen sein, welches die erste Stufe des Übergangs vom Flechten zum Spinnen begründet, die Spindel. Es scheint dies aus der schon genannten Gleichung:

sert. *tarkú* (vedisch), iran. *s-tarkh*, griech. *ἄτρακτος*, alb. *tiér* „spinne“

zu folgen. In jedem Falle sind die in derselben enthaltenen Namen der Spindel sehr hohen Alters. Die ihnen zugrunde liegende Wurzel *terq* (= lat. *torqueo* „drehe“) ist im Arischen ganz erloschen und im Griechischen nur mit labialem Auslaut (*τρέπω* „wende“) erhalten. Auch die Bedeutung des Suffixes *-to* in

griech. ἄ-τροακ-τος (aus **sm-tʰq-to*), das nicht „zusammengedreht“ — was keinen Sinn ergibt —, sondern nur „zusammendrehend“ (vgl. *κλη-τός* „duldend“, Brugmann Grundriss II, 205 ff.) bedeuten kann, ist altertümlich.

Bemerkenswert, wenn auch von geringerer Tragweite, ist ferner der Umstand, dass der Name des Wirtels in vielen Sprachen einhellig von der W. *vert* „drehen“ gebildet wird: serb. *vertana*, *vertulâ*, lat. *verticillus*, altsl. *vréteno*, mhd. *wirtil*, ir. *fertas*, von denen das indische, slavische und germanische (*wirtil* aus **wirtin*) Wort auch auf Suffixgleichheit beruhen dürften.

Über das Material der Technik des Spinnens und Webens, die wir also in ihren Grundzügen bis in die Urzeit der idg. Völkerwelt zurückverfolgen können, ist kein Zweifel möglich. Da das Schaf:

serb. *âvi*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, lit. *awis*, altsl. *ovica*, got. *avi-*, ahd. *ouwi*

den Indogermanen bekannt war, da seine Wolle gleichmässig in allen idg. Sprachen benannt ist:

serb. *û'rnâ*, lat. *lâna* und *vellus*, lit. *wilna*, altsl. *vlâna*, got. *vulla*, cymr. *gulan*, armen. *gel-man*,

da endlich alle idg. Völker mit der Verarbeitung der Wolle vertraut in die Geschichte eintreten, so ist kein Grund vorhanden, diesen Textilstoff trotz gewisser technischer Schwierigkeiten, die seine Verarbeitung verursacht, der idg. Urzeit abzusprechen. Über die Geschichte des Flachses und Hanfes ist bereits oben (Kap. XV) gehandelt worden. Das auf Urverwandtschaft beruhende Wort für Flachs zieht sich gleichmässig durch alle idg. Sprachen Europas hin. Linnene Gewandung kennt schon Tacitus *Germ.* Kap. XVII bei den germanischen Frauen, eine Nachricht, die durch Plinius *Hist. nat.* XVIII, 1, 2 bestätigt wird.

Ebenso hebt Caesar (*de bell. Gall.* III, 13), als er von den aus Tierfellen bestehenden Segeln der Veneter erzählt, ausdrücklich hervor, dass dies nicht geschehe *propter lini inopiam atque eius usus inscientiam*.

Auch bei Homer werden die Parzen, die den Faden des Schicksals spinnen, als Flachs-, nicht wie später als Wolle-spinnerinnen gedacht:

ἕσπερον αὖτε τὰ πείσεται, ἄσσα οἱ Αἴσα
γενομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέεε μήτηρ.

Es scheint mir daher eine willkürliche Annahme V. Hehns zu sein, dass dieses *λίον* erst von Asien her eingeführt werden musste, oder dass *λίον* eigentlich nicht Flachs, sondern nur Bast bedeutet habe (Kulturpflanzen⁷ p. 588). Doch kann zugegeben werden, dass die Griechen in ihrer neuen, zu Flachsbau wenig geeigneten Heimat die Benutzung des Flachses hinter der der Wolle zurücktreten liessen (Handelsgeschichte und Warenkunde I, 191).

Ich denke also, wir haben ein Recht, die Gewandstoffe der Indogermanen, für deren Bezeichnung wir schon mehrere Gleichungen¹⁾ kennen gelernt haben, wenigstens was die europäischen Indogermanen betrifft, uns ebensowohl aus Linnen wie aus Wolle verfertigt vorzustellen.

Blicken wir von den linguistisch-historischen auf die archäologischen Zeugnisse, so kann soviel gesagt werden, dass die Künste des Webens und Spinnens, auch den letzteren nach, in zahlreichen Gegenden unseres Erdteils bis in die älteste Metallzeit, ja bis in die neolithische-Epoche zurückgehen. Dies folgt, ausser aus einzelnen prähistorischen Geweberesten (vgl. im allgemeinen G. Buschan Über prähistorische Gewebe und Gespinste, Braunschweig 1889), aus zahlreichen Funden tönerner Webergewichte und Spinnwirtel, die wir aus den meisten Teilen Europas besitzen. Nur im Norden Europas fehlen bis jetzt in den älteren Perioden beide (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde I, 450, Urgeschichte Europas p. 148), während in den oft genannten südrussischen Ausgrabungen des Herrn Chwojko (oben p. 153) sowohl Webergewichte wie Spinnwirtel (russ. *grúzilo* und *prjaslica*) wiederholt aufgefunden worden sind (p. 758, 759, 762, 774, 775, 790). Welches Material daselbst verwoben und versponnen wurde, scheint aber noch nicht festgestellt. Gewebereste selbst kennen wir in etwas grösserem Umfang bis jetzt nur an zwei geographisch weit voneinander getrennten Stellen. Zunächst die keineswegs seltenen Linnen-

1) Ich füge noch hinzu scrt. *drāpi* „Mantel“: lit. *drapaná* „Kleid“ (bemerkenswert, aber unerklärt ist frz. *drap*); scrt. *māla* (Rgv.) „Gewand“ (n. B. R.: *mā* „gerben“?), lit. *mīlas* „feines Tuch“ (griech. *μᾶλλός* „Vliess“); griech. *λόπη* „Gewand“: lit. *lōpas* „Stück Tuch, Lappen“; lat. *pannus* „Stück Tuch“, ahd. *fano* „Zeug“, altsl. *opona* „Vorhang“; altsl. *platino* „Leinwand“: altn. *faldr* „Mantel“ (J. Schmidt).

zeuge, die in den Schweizer Pfahlbauten z. B. in Robenhausen zutage getreten sind. Einige derselben überschreiten die Kunst des Korbflechtens nicht. „Es besteht“, so lautet die Schilderung eines derselben (Berichte III, 116), „aus parallel nebeneinander liegenden dünnen Schnüren von Flachs (Zettel), die aus zwei Fäden zusammengedreht sind. Quer durch diese Schnüre schlingen sich ähnliche Schnüre von Flachs (Eintrag), je eine von der anderen in einem Abstände von $\frac{1}{2}$ Zoll. Das Ganze bildet zwar nicht ein dichtes, straffes, aber dessenungeachtet sehr zähes Geflecht“. Andere Zeugstücke wiederum verraten grössere Kunstfertigkeit und können, nach dem Urteil der Sachverständigen, nicht ohne einen einfachen Webeapparat verfertigt worden sein, wie einen solchen versuchsweise der Züricher Bandfabrikant Paur konstruiert hat. Vgl. über die ganze Frage den Aufsatz Flachsindustrie auf den Pfahlbauten (B. IV, 14 ff.). Umgekehrt wie hier, wo Wollenstoffe ganz zu fehlen scheinen, bestehen aus solchen ausschliesslich die Männer- und Frauentrachten, die in Eichensärgen jütischer und schleswig-holsteinscher Grabhügel aufgefunden worden sind (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde I, 268 ff.). Sie gehören nach dem genannten Forscher der älteren Bronzezeit an, während aus der Steinzeit überhaupt keine Gewebestoffe, ja überhaupt keine Überreste irgendwelcher Bekleidung bekannt geworden sind. Dass man aus solchen vereinzelt Tatsachen noch keine allgemeinen Schlüsse über die Verteilung von Wolle und Flachs im neolithischen Europa zu ziehen berechtigt ist, wird der besonnene Prähistoriker gewiss gern zugeben.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu erörtern, ob sich über die Form und Art der idg. Kleidungsstücke etwas ermitteln lasse. Da anzunehmen ist, dass dieselben sich, je nach den verschiedenen Wohnorten und ihren Klimaten, rasch verändert und neue Ausdrücke notwendig gemacht haben, da ferner unzweifelhaft auf diesem Gebiete in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht eine ungeheure Entlehnung von Volk zu Volk stattgefunden hat — denn die Mode war in alter wie neuer Zeit zu Wanderungen geneigt —, so könnte eine Erforschung des Ursprünglichen im einzelnen unmöglich erscheinen.

Nichtsdestoweniger glaube ich, dass die Grundzüge der idg. Tracht, wenigstens soweit die Männer dabei in Betracht kommen, noch erkennbar sind.

Der *locus classicus* über die germanische Tracht ist bekanntlich das vielumstrittene und leider auch viel umstreitbare XVII. Kapitel der *Germania*. Die wichtigsten Sätze lauten: *Tegumen omnibus sagum fibula aut, si desit, spina consertum: cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente.*

Aus dieser Stelle lernen wir folgendes: Zunächst war allen Germanen das *sagum*, ein mit Fibula oder Dorn genesteltes Stück Zeug, gemeinsam. Das gallo-germanische (vgl. Diefenbach *O. E.*) Wort hat noch keine sichere Erklärung gefunden (vgl. lit. *sagis* „Reisekleid der Frauen“?). Dass es meist aus Wolle bestand, geht aus seinen romanischen etc. Verzweigungen hervor: sp. prov. *saya*, it. *saja*, frz. *saie*, mhd. *sei*, altir. *sái* (Diez p. 280), die sämtlich Wollenstoff bezeichnen.

Zweitens: Während das *sagum* von allen getragen wurde, befanden sich nur die *locupletissimi* im Besitz eines Leibbrocks (*vestis*), der eng-am Körper anlag. Wenn Müllenhoff *vestis* durch „Stoff des Unterkleides“ übersetzt, damit also allen Germanen ein solches zuspricht, so ist dies eine durch anderweitige, nicht in der Sprache oder in unserem Kapitel begründete Rücksichten veranlasste Annahme des berühmten Germanisten, der ich mich nicht anschliessen kann.

Drittens: Abgesehen von dem Mantel (*sagum*) hatten die *non locupletissimi* keine Kleidung (*cetera intecti*).

Dieser Schilderung der altgermanischen Tracht entsprechen die Zustände, wie wir sie in der ältesten Zeit bei Griechen und Römern finden oder voraussetzen müssen, mit ziemlicher Genauigkeit. Auf gleicher Stufe mit dem *sagum* der Germanen steht die *toga* (: *togo*) der Römer und die *χλαῖνα* der Griechen. Unter der *toga* wurde bei den Römern die *tunica*, unter der *χλαῖνα* bei den Griechen der *χιτών* getragen. Da nun diese beiden Wörter (*tunica* und *χιτών*) ohne jeden Zweifel uralte Entlehnungen aus dem Semitischen (vgl. hebr. *ketonet* „Leibrock“) sind, und wir ausserdem wenigstens für die Römer die bestimmte Überlieferung besitzen, dass ihrer ältesten Tracht die *tunica* fremd war (vgl. Gellius *Noct. Att.* VII; 12, 3: *virī autem Romani primo quidem sine tunicis toga sola amicti fuerunt*), so ergibt sich durch diese Übereinstimmung der Germanen,

Griechen und Römer der Mantel als das Kleidungsstück *κατ' ἐξοχήν* der idg. Urzeit, neben oder unter dem ein Leibrock noch nicht vorhanden war. An Stelle der *tunica* trugen die ältesten Römer zur Bedeckung der Scham den Schurz: *subligaculum* oder *cinctus*. Vgl. Porphyr. *ad Horati Art. Poet.* 50: *omnes enim Cethegi unum morem servaverunt Romae . . . nunquam enim tunica usi sunt, ideoque cinctutos eos dixit, quoniam cinctum est genus tunicae infra pectus aptatae*. Ebenso war der Schurz (*the breech-cloth or loin-apron, drawn between the legs and girded at the waist*), wie die Denkmäler (vgl. Tsountas and Manatt *The Mycenaean age* p. 159 ff.) mit grosser Deutlichkeit zeigen, ein regelmässiges und das neben dem Mantel einzige Kleidungsstück des mycenischen Zeitalters. Da nun für den Begriff der Gürtung eine zweifelloste idg. Gleichung vorliegt: aw. *yāh* „gürten“, griech. ζώννυμι, ζῶμα, ζώνη, lit. *jūsta* „Gürtel“ (aw. *yāsta*, griech. ζωστός), *jūsmū* „Gurt“, altsl. *pojasū* „Gürtel“, so wird man nicht fehlgehen, ausser dem Mantel, auch den Lendenschurz als idg. Kleidungsstück anzuerkennen.

Merkwürdig ist, dass Tacitus an der oben genannten Stelle nichts über einen von den Germanen unter dem Mantel getragenen Schurz zu berichten weiss; doch sind wir durch anderweitige Quellen genugsam unterrichtet, dass er vorhanden war, allerdings in der schon etwas veränderten Gestalt der Hose, die wir als nationales Kleidungsstück ebenso bei den Germanen wie bei ihren westlichen, keltischen und östlichen, slavischen¹⁾ Nachbarn antreffen. Ihr ältester Name ist das gemeingermanische ahd. *bruoh*, altn. *brók*, agls. *bróc*, ein Wort, das im Germanischen wurzelt (agls. *bréc* „Steiss“ = lat. *suf-frāgines* „Hinterbug der Tiere“; vgl. frz. *culotte* „Hose“ : lat. *culus* „Hinterer“), und von hier aus (nach der ersten Lautverschiebung) zu den Kelten (altgall. *brāca*, *Gallia bracata*) und noch später zu den Slaven (russ. *brjūki*) gedungen ist. Die Germanen wird man daher als die Erfinder der Hose d. h. des vervollkommeneten Schurzes, wenigstens für Europa, ansehen dürfen. Wie sich hierzu die Hosentracht der Perser, Meder, Skythen usw. historisch verhält,

1) Prokop. B. G. III, 14. Nach seinen Worten war es mehr ein Schurz als eine Hose, den die *Σκλαβηνοὶ καὶ Ἄνται* trugen: *τινὲς δὲ οὐδὲ χιτῶνα οὐδὲ τριβώνιον ἔχουσι, ἀλλὰ μόνας τὰς ἀναξυρίδας ἐναρμοσάμενοι μέχρη ἐς τὰ αἰδοῖα, οὕτω ἐς τὴν συμβολὴν τοῖς ἐναντίοις καθίστανται*.

ist noch nicht genügend aufgeklärt (vgl. *Arbois de Jubainville Le pantalon gaulois, Revue Archéologique IV série, tome I, Mai-Juin 1903*). Zur Zeit, wo die Römer die Bekanntschaft der europäischen Nordvölker machten, waren dieselben, vor allem die Germanen, wie die Darstellung derselben namentlich auf der Marcus-Säule zeigt, bereits durch den Besitz der Hose neben nacktem Oberkörper und Mantel charakterisiert (vgl. mein Reallexikon, s. v. Kleidung p. 433). Vielleicht führt uns aber die Prähistorie in eine Epoche zurück, in der es auch im Norden noch keine Hosen gab. Die schon oben genannten, in Jütland und Schleswig-Holstein aufgefundenen Männertrachten der älteren Bronzezeit weisen sie nämlich noch nicht auf. Unter einem weiten, vorn zusammenziehbaren Mantel wurde der Körper vielmehr lediglich durch ein wollenes viereckiges, nicht genähtes Stück Zeug umhüllt, das, von einem Ledergürtel zusammengehalten, oben bis zur Brust, unten bis zum Knie reichte, und so eine Art Mittelring zwischen Rock und Schurz bildete. Über den ältesten Fund einer Hose bei einer wohl erhaltenen Mannesleiche im Seemoor zwischen Damendorf und Eckernförde (Schleswig-Holstein) vgl. *Historische Vierteljahrsschrift, herausg. v. G. Seeliger IV, 1901, 1. Heft, Nachrichten u. Notizen II, 151*.

So haben wir, glaube ich, ein gutes Recht, als älteste männliche Kleidungsstücke der Indogermanen den Mantel und Schurz (Hose) zu bezeichnen. Was die Frauen betrifft, so könnte es scheinen (vgl. Tacitus Kap. 27: *nec alius feminis quam viris habitus*, Nonius p. 540, 31: *toga non solum viri, sed etiam feminae utebantur*), als ob ihre Tracht von der männlichen ursprünglich überhaupt nicht verschieden gewesen sei; doch ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, die historischen, kunstgeschichtlichen und prähistorischen Zeugnisse (vgl. mein Reallexikon, s. v. Kleidung) in dieser Beziehung unter einen Hut oder in deutliche Entwicklungsreihen zu bringen.

Für den Schutz der Füße wurde frühzeitig gesorgt. Vgl. griech. *καρπίς*, lat. *carpisculum*, ags. *hrifeling*, lit. *kūrpė*, altrpr. *kurpe* „Schuh“, ir. *cairem* „Schuhmacher“. Auch weist die Gleichung: armen. *bok*, altsl. *bosŭ*, lit. *bāsas* (ahd. *bar*) „barfuss“ auf vorhistorische Schuhbekleidung hin. Über Kopfbedeckungen ist schon Abh. III, Kap. IX gesprochen worden, über Schmuckgegenstände ebenda p. 116.

Sehr wahrscheinlich haben wir auch ein Recht, den Indogermanen die Sitte der Tätowierung zuzusprechen. Die historischen und archäologischen Zeugnisse hierfür sind in meinem Reallexikon s. v. Tätowierung gesammelt worden und sollen hier nicht wiederholt werden. Eine diesen Zwecken dienende, in die Urgeschichte Europas zurückgehende Pflanze ist der Waid (*Isatis tinctoria* L.): lat. *vitrum*, griech. *ἰσάτις* (**Fit-osatis*), got. *vizdila*, abd. *weit*, agls. *wād* (*waisdo* im *Capitulare de villis*). Er wächst (nach Brockhaus' und Meyers Konversationslexikon) wild nur im mittleren und südlichen Europa, und würde also, ähnlich wie der idg. Name der Schildkröte (oben p. 148 ff.), ebenfalls Zeugnis gegen eine nordeuropäische Heimat der Indogermanen ablegen. Hinzugefügt sei hier nur noch, dass auch die dem Tätowieren nah verwandte Kunst des Schminkens nicht etwas modernes ist, sondern sich gerade im dunkelsten Russland nach dem Zeugnis der Volkslieder am ausgeprägtesten findet. Weisse und rote Schminke (*bělila* und *rumjány*) sind die gebräuchlichsten Verschönerungsmittel der russischen Bäuerin. Auf den Hochzeiten sammeln die Brautführer zugunsten der Braut Gaben: *na šilice* (kleine Ahle), *na mylice* (Seife), *na alyja rumjana* (rote Schminke), *na belyja bělila* (weisse Schminke).

X. Kapitel.

Wohnung.

Idg. *domo-s „Haus“. Die unterirdische Wohnung. Pfahlbauten. Das Material der idg. Hütte. Ihre älteste Form. Tür. Fenster. Hausrat. Töpferei. Der Ofen. Die russische izbá.

Dass die Indogermanen in Hütten oder Häusern (sert. *damá*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ*) mit Türen (sert. *dur*, aw. *dvar*, griech. *θύρα*, lat. *fores*, altsl. *dvŕi*, lit. *dŕrys*, got. *dair*, altir. *dorus*), Pfosten (sert. *á tá*, aw. *qidyá*, lat. *antae*, armen. *dr-and*, altn. *önd* „Vorzimmer“), Pfeilern (sert. *sthŭná*, aw. *stŭna*, griech. *στήλη*, ahd. *stollo*), Dach (griech. *τέγος*, *στέγος*, ahd. *dah*, lit. *stógas*) usw. wohnten, geht aus den angeführten Gleichungen mit Sicherheit hervor. Auch heben die Alten gerade mit Rücksicht auf die kulturhistorisch am meisten zurückgebliebenen Glieder der idg. Völkerwelt, die Slaven, ausdrücklich hervor, dass sie sich durch die Fähigkeit, feste Häuser zu bauen, von den benachbarten, auf ihren Pferden und Wagen lebenden Sarmaten deutlich unterschieden, und daher nicht sowohl diesen, als vielmehr den Germanen, von denen also das gleiche galt, zuzuzählen seien (vgl. Tacitus *Germ.* Kap. 46).

Es fragt sich nun, was sich näheres über die Anlage und Einrichtung dieser ältesten idg. Wohnungen ermitteln lässt.

Zunächst ist hier von den unterirdischen oder halbunterirdischen, d. h. in die Erde eingegrabenen Wohnungen zu sprechen, deren Vorhandensein bei zahlreichen idg. Völkern aufs beste überliefert ist. Am ausführlichsten ist die Schilderung Vitruvs *De architect.* II, 1, 5 hinsichtlich der Phryger: *Phryges vero, qui campestribus locis sunt habitantes, propter inopiam silvarum egentes materia eligunt tumulos naturales eosque medios fossura distinentes et itinera perfodientes dilatant spatia, quantum natura loci patitur. insuper autem stipites*

inter se religantes metas efficiunt, quas harundinibus et sarmentis tegentes exaggerant supra habitationes e terra maximos grumos. ita hiemes calidissimas, aestates frigidissimas efficiunt tectorum ratione. Auch bei den Armeniern fand Xenophon (*Anab.* IV, 5, 24) *κατάγειοι οἰκίαι*. Ihr Eingang war wie die Öffnung eines Brunnens, nach unten sich erweiternd. Für das Zugvieh, das also mit unter die Erde genommen wurde, waren Zugänge gegraben. Die Menschen stiegen auf einer Leiter hinab.

Von den Germanen berichtet Tacitus *Germ.* Kap. 16: *solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, subfugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi locis molliunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt quod quaerenda sunt.* Diese Nachricht erhält ihre weitere Bestätigung durch Plinius *Hist. nat.* XIX, 1, 2: *In Germania autem defossi atque sub terra id opus (texendi) agunt.*

Sehr häufig wird die unterirdische Bauweise auch von skythischen ¹⁾ d. h. nordpontischen Stämmen berichtet, deren gemütliches Winterleben der Dichter höchst idyllisch schildert:

*Ipsi in defossis specubus secreta sub alta
otia agunt terra, congestaque robora totasque
advolvere focis ulmos ignique dedere.
Hic noctem ludo ducunt et pocula laeti
fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.*

Verg. Georg. III, 376 ff. Natürlich hat der hauptstädtische Dichter derartige Behausungen, von deren Schattenseiten nach neueren Analogien V. Hehn ⁷ (p. 529 f.) ein anschauliches Bild gibt, niemals betreten. Vielmehr ist auch dies ein Zug jener Romantik, welche die klassischen Schriftsteller so oft über das nördliche Barbarentum ausgegossen haben.

In Übereinstimmung mit diesen literarischen Nachrichten ist in den idg. Sprachen nicht selten die Benennung des Hauses aus Wörtern für „Grube“ oder „Höhle“ hervorgegangen. So ist serb. *grhá* „Haus“ mit aw. *gereda* „Höhle“ zu vergleichen. Aus dem

1) Ἐφορος δὲ τοῖς Κιμμερίοις προσοικῶν φησι αὐτοὺς ἐν καταγείοις οἰκίαις οἰκεῖν, ἃς καλοῦσιν ἀργίλλας, Strabo p. 351. Ἀργελλὰ οἰκῆμα Μακεδονικόν, ὅπερ θεομαίνοντες λούονται, Suidas. Vgl. L. Diefenbach O. E. p. 91, 233 f. und O. Hoffmann Die Makedonen p. 61.

aw. *kata* „Keller“, „Grabstätte“ ist die gewöhnliche Benennung des Hauses im Neupersischen (*ked*) und in den Pamirdialekten (*ket*, *čéd*) hervorgegangen¹⁾, wie denn in allen Teilen Irans (Geiger Ostiran. Kultur p. 217) unterirdische Wohnungen sich noch heute finden. Auf die wichtige Gleichung: griech. *γάπα* „καλύβη“, „θαλάμη“, „ἡ κατὰ γῆν οἴκησις“ = altn. *kofi* „Hütte“, agls. *cofa* „Gemach“, mhd. *kobe* „Stall, Kofen“, ahd. *chubisi* „Hütte“ wurde schon I³, 214 hingewiesen. Ahd. *tunc*, der eigentliche Name für die von Tacitus genannten *subterranei specus*, wird von einigen Gelehrten zu griech. *τάφος* „Grab“, *τάφρος* „Graben“, *θάπτω* „begrabe“ gestellt, was freilich von anderen bestritten wird. Zunächst ist jedenfalls *tunc* mit ahd. *tunga* „Düngung“ (vgl. bei Tacitus: *insuper fimo onerant*) zu verbinden.

Auch die Prähistorie weist auf die weite Verbreitung derartiger ganz oder halb unterirdischer Wohnungsanlagen in unserem Erdteil hin. Die am Mittellauf des Dniepr blossgelegten neolithischen Ansiedlungen (vgl. oben p. 150, 153, 187, 248) befanden sich ausschliesslich in derartigen Erdhütten, die von Chwojko (p. 799) folgendermassen beschrieben werden: „Zum Zweck der Herstellung dieser Erdhütten (*zemljánka*) wurde in der oberen Schicht des Bodens bis zu einer Tiefe von 30—40 cm ein Platz ausgeschnitten in der Art eines länglichen Vierecks oder Kreises von 3—5 m in der Länge oder im Durchmesser; in der Mitte dieses Platzes wurde eine Grube von entsprechender Gestalt ausgegraben mit einer Tiefe von $\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ m und einer Breite und Länge von 2— $2\frac{1}{2}$ m. Auf der einen Seite wurde ein Zugang gelassen, wenn nötig, mit Stufen. In der diesem Eingang gegenüber gelegenen Wand der Grube wurde, etwas erhöht vom Boden, ein Ofen in der Form einer gewölbten Grotte²⁾ aus-

1) Bemerket sei, dass im Finnischen das Haus ganz wie im Iranschen benannt ist: finn. *kota*, estn. *koda*, mordv. *kud*, tscherem. *kuda*. Liegt hier Entlehnung vor? Echt finnisch ist jedenfalls finn. *sauņa*, estn. *sauņ* etc., „die unterirdische Wohnung“.

2) Vielleicht erklärt es sich hieraus, dass in der gemeinslavischen Reihe: altsl. *peštĭ*, russ. *pečĭ* etc. die Bedeutungen „Ofen“ und „Höhle“ nebeneinander liegen. Grundbedeutung: „Backraum (altsl. *peštĭ* „backen“) in Form einer Höhle“. Der slavische Ausdruck ist in weiter Ausdehnung auch ins Finnische (*petsi* „Ofen“) gewandert.

gemeisselt mit einer kleinen Öffnung zum Abzug des Rauches, oder es wurde statt dessen an derselben Wand ein runder Herd angelegt, dessen einer Teil sich in der Grube befand, dessen anderer Teil in die unter ihm ausgemeisselte Wand mündete, wo dieselbe Öffnung für den Rauch, wie bei den Öfen, ausgeschlagen war. Hierauf wurde der äussere Rand des erstgenannten Platzes mit in die Erde eingeschlagenen Pfählen umzäunt in Art eines Staketes oder Zaunes, der mit Lehm verschmiert ward und niedrige Wände bildete, auf denen das der Form des ganzen Gebäudes entsprechende Dach ruhte. Wahrscheinlich wurde dieses ausserdem innen von einem oder einigen Pfeilern gestützt, besonders wenn es mit Reisig bedeckt und noch obendrein mit Erde überschüttet oder mit Rasen belegt war.“ In diesen Zusammenhang sind auch die sog. Trichtergruben oder Mardellen zu stellen, über deren Charakter als Wohnungen, namentlich mit Rücksicht auf Südbayern, F. S. Hartmann (Zeitschrift für Ethnologie 1881 XIII, 237 ff., vgl. auch M. Much in den Mitteil. der Wiener anthrop. Ges. VII, 318 ff.) gehandelt hat. Dieselben zeigen nach Hartmann in der Regel kreisrunde Form und haben bei einer Tiefe von 2 bis 4 m einen Durchmesser von 11—15 m. Nach der Tiefe verlaufen sie seltner in Trichterform, sondern zeigen gewöhnlich kesselartige Ausbuchtungen. Dieselben dienten in der Regel nur als Unterbau der Wohnungen, und über ihnen erhob sich eine dann natürlich gleichfalls runde Hütte, deren Konstruktion aber nicht weiter zu erkennen ist. Ein sehr interessanter Fund dieser Art ist in der vorgeschichtlichen Ansiedlung innerhalb der sogenannten Türkenschanze bei Lengyel unfern von Fünfkirchen (Ungarn) gemacht worden. Es zeigten sich hier unterirdische, in den festen Löss gegrabene Wohnungen. „Dieselben sind kreisrund, nicht viel höher, als dass ein Mann stehen kann; durch eine kleine Öffnung fand der Zugang wahrscheinlich auf einem senkrecht angebrachten Steigbaum statt. Am Grunde der Höhlungen fanden sich Reste von Tongeschirr, Webstuhlgewichte und Überbleibsel der Herde“ (M. Much).

Solche Mardellen sind, wie in Deutschland, Ungarn, Frankreich und England, auch in Dänemark (hier selten), in Böhmen, in Italien (vgl. S. Müller Urgeschichte Europas p. 25) und in der Schweiz (Hartmann a. a. O. p. 242) gefunden worden, und

da es zum mindesten als sehr wahrscheinlich betrachtet werden kann, dass zu derselben Zeit, in welcher die Seen der Schweiz durch Pfahlbauern bevölkert waren, auch das trockene Land bewohnt war, so können wir uns hier die Pfahlbauten im See und die Mardellen auf dem Land sehr wohl nebeneinander denken.

Hiermit sind wir bei einer zweiten, ebenfalls im Bereich der idg. Völkerwelt, vor allem in der Schweiz, Oberösterreich, Italien, Süddeutschland, aber auch in Mecklenburg, Pommern, Ostpreussen, Galizien, Bosnien usw. weit verbreiteten Fundamentierungsart der Wohnungen, dem Pfahlrost, angekommen. Auch über sie besitzen wir literarische Nachrichten, besonders eine lebensvolle Schilderung Herodots V, 16, betreffend die Pfahlbauten der Paeonier, eines thrakischen, also indogermanischen Volks im See Prasias: „Auf hohen Balken befinden sich in der Mitte des Sees bretterne Gerüste, die mittels einer Brücke einen engen Zugang vom Lande her haben. Die das Gerüst tragenden Pfähle haben zuerst alle Bürger gemeinsam eingeschlagen, weitere Pfähle aber stellen sie nach Massgabe des folgenden Brauches auf: Wer heiratet, stellt für jede Frau drei Pfähle auf, die er aus dem Orbêlos-Gebirge herbeischafft. Und jeder hat zahlreiche Frauen. So wohnen sie, indem ein jeder über die auf dem Gerüst errichtete Hütte, in der er lebt, regiert, und an der unten durch das Gerüst hindurch eine Tür angebracht ist, die in den See führt. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Strick am Fusse fest, damit sie nicht hinunterfallen. Den Pferden und Zugtieren bieten sie Fische als Nahrung, von denen es eine ungeheure Menge gibt“ usw. Bedenkt man nun, dass diese Paeonischen Pfahlbauern, wie aus dieser und anderen Nachrichten zu folgern ist, nicht nur Fischer, sondern auch Viehzüchter und Ackerbauer — denn sie tranken Bier (oben p. 254) — waren, dazu auch Flachs anbauten und ihn verspannen (Herod. V, 12), so entspricht das Kulturbild, welches sich hier ergibt, in allem wesentlichen dem, das uns die Schweizer und Oberösterreichischen Pfahlbauten von der jüngeren Steinzeit an enthüllen. Dass aber derartige Pfahlkonstruktionen als Unterbau der Wohnungen nicht nur in Flüssen und Seen, sondern auch auf dem festen Lande errichtet wurden, lehren uns die Pfahldörfer in den Terramare der Emilia (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebene) mit besonderer Deutlichkeit. Es dürfte kaum möglich sein, zu entscheiden, ob man

derartige Bauten zuerst auf dem festen Land oder im Wasser errichtet habe. Sie boten in beiderlei Beziehung offenkundige und auf der Hand liegende Vorteile dar.

Des weiteren lässt sich, wie ich glaube, zweierlei für die ältesten Häuser der Indogermanen mit genügender Sicherheit feststellen: erstens dass das Material zu denselben lediglich aus Holz; Flechtwerk, Lehm, nicht aus Stein bestand, und zweitens dass die gewöhnliche, vielleicht älteste Form, wenigstens der nicht auf Pfählen errichteten europäischen Hütte, der Kreis gewesen ist.

Wenden wir uns zunächst zu dem ersten Punkte, so liegen die Verhältnisse naturgemäss am durchsichtigsten und einfachsten bei den nördlichen Völkern. Nach dem Bericht des Tacitus *Germ.* Kap. 16 war den Germanen der Gebrauch des Mörtels und der Ziegeln unbekannt: *materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem*. Desgleichen sagt Herodian VII, 2 von Maximinus: „er brannte (anno 234) die ganze Gegend (der Alemannen, Chatten, Hermunduren) nieder auf das leichteste erfasst das Feuer sämtliche Wohnungen; denn aus Mangel an Steinen und Ziegeln sind dieselben ganz aus Holz“ usw. Doch müssen wir uns diese ältesten germanischen Häuser nicht als eigentliche Blockwerksbauten mit horizontal geschichteten Baumstämmen, sondern vielmehr in der Weise vorstellen, dass aufrecht gestellte Baumstämme oder Stangen durch Flechtwerk miteinander verbunden wurden. So beschaffen sind die auf der Marcus-Säule dargestellten Gebäude. „Die Häuser, fünf an der Zahl, sind alle rund im Grundriss, bis auf das grösste oben rechts, welches viereckig erscheint (Tafel VII), aufgebaut aus aufrechten, durch drei bis vier Flechtseile in Abständen übereinander verbundenen, nicht dicken Stämmen.“ Auch sprachliche Gesichtspunkte weisen auf die hohe Bedeutung des Flechtwerks bei jenen alten Bauten hin (vgl. schon I³, 213). So steht im Althochd. *want* „die Wand“ neben got. *vandus* „Rute“, lit. *wanta* „Badequast“; im Gotischen selbst wird die Wand *vaddjus* (altn. *veggr*) genannt, das, aus **vōj-u-s* hervorgegangen, zu der im vorigen Kapitel p. 260 besprochenen Wurzel *vei* (**věj-etī*) gehören dürfte, die dann hier ursprünglich soviel wie „flechten“ bedeuten würde¹⁾. Im Russischen haben wir *plótnikū* „der

1) Got. *bairgs-vaddjus* *τεῖχος*, *grundu-vaddjus* *θεμελίον*. Zu der

Zimmermann“ und *o-plótū* „die Mauer“, beide zu *plesti* „flechten“, usw. Als gemeinsame Eigentümlichkeit der nordischen Völker wird von Plinius *Hist. nat.* XVI, 36, 64, wie von zahlreichen anderen Autoren, das Strohdach angegeben: *Tegulo earum harundinum domus suas septentrionales populi operiunt, durante aevs tecta talia.*

Der indirekte Beweis aber dafür, dass Steinbauten den Germanen fremd waren, wird durch den Umstand geliefert, dass fast alle auf diese neue Kunst bezüglichen Ausdrücke dem Lateinischen entstammen. Es genügt in dieser Hinsicht auf die Zusammenstellungen von W. Franz *Lat.-rom. Elemente im Althochd.* Strassburg 1884 zu verweisen. Man vgl. *abd. mûra = mûrus, ziegal = tegula, mortere = mortarium, pfast = postis,*

angeführten Erklärung stimmt, dass die germanischen Befestigungen auf der Siegessäule Marc Aurels (F. Dahn *Urgeschichte* II, 172) sichtlich am oberen Ende aus Flechtwerk hergestellt sind. In demselben Sinn, in welchem hier die *W. vei* gebraucht ist, kommt auch *lat. texo* vor. —Vgl. Ovid *Fast.* VI, 261 vom ältesten Tempel der Vesta:

*quae nunc aere vides, stipula tum tecta videres,
et paries lento vimine textus erat.*

Von grossem Interesse ist in diesem Zusammenhang auch, was A. Schliz *Das steinzeitliche Dorf Grossgartach* (Stuttgart 1901) p. 15 bemerkt: „Der Bau der Hüttenwände [welche übrigens ebenfalls in den Boden ziemlich tief eingegraben waren] zeigt sich deutlich in Abdrücken des Wandbewurfs: Stangenholz von 5–6 cm Durchmesser, rund oder gespalten, wird senkrecht in den Boden gestellt. Zwischen diesen Stangen werden dünnere ca. 3 cm starke, biegsame Stangen quer durchflochten, so dass zunächst ein fester Verband von Flechtwerk entsteht. Diese zunächst einfache Wand ist von beiden Seiten mit einer aus Lehm und Häcksel hergestellten Verputzmasse beworfen, so dass das ganze Flechtwerk vollkommen verstrichen ist In den meisten Wohnungen zeigt dieser Glatzstrich überall die Formen eines rötlich-gelblichen Wasserfarbenstrichs. Die Besitzer der hervorragenden Wohnung auf dem „Stumpfwörschig“ haben sich jedoch hiermit nicht begnügt. Auf dem gelben Grund sind Zickzackmuster in Form von kräftigen abwechselnd weissen und roten, satten Farbstreifen von 1 cm Breite in grossen Zügen aufgemalt.“ Vergleichen wir hiermit, was Tacitus den oben im Text angeführten Worten hinzufügt: *quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur*, so ergibt sich, dass die Wände der germanischen Häuser zur Zeit des Tacitus nicht wesentlich von denen des steinzeitlichen Dorfes Grossgartach verschieden gewesen sein können

phīlari = *pīlarius*, *turri* = *turris*, *pforzih* = *porticus*, *chalch* = *calx* und andere (bei F. Kluge in Pauls Grundriss I², 333 ff. und R. Meringer Das deutsche Haus p. 37). Schon im Jahre 356 fand Julian bei den Alemannen zwischen Rhein und Main ganze Dörfer nach dem Muster römischer Villen erbaut (F. Dahn Urgeschichte I, 56 nach Amm. Marc.).

Bereits vor diesem römischen Einfluss hatten übrigens die Germanen vielleicht einiges im Bauwesen den Kelten abgesehen, worauf die Entlehnung des got. *kēlikn* „Turm, oberes Stockwerk, Speisesaal“ aus gall. *celicnon* „Turm“ (Stokes Beiträge II, 100, 108) hinweist.

Ähnlich liegen die Dinge bei den Slaven. Dass die Veneti schon im 1. Jahrhundert nach Chr. im Gegensatz zu den Sarmaten in *plauastro equoque viventibus* Häuser bauten, haben wir schon oben gesehen. Wie elend dieselben aber noch nach Jahrhunderten beschaffen gewesen sein müssen, lehrt der Bericht des Prokop B. G. III, 14 von den *Σκλαβηνοί* und *Ἄνται* (*οἰκοῦσι δὲ ἐν καλύβαις οἰκτραῖς διεσκημένοι πολλῶ μὲν ἀπ' ἀλλήλων*). Auch hier zeigt die Sprache, dass wir nur an Holzbauten denken dürfen, da „es an gemeinslavischen Ausdrücken fehlt, die zur Annahme berechtigen, dass die Slaven der Urzeit auf die Steinbaukunst sich verstanden“ (Krek Einleitung² p. 145). Vielmehr sind die Slaven auf diesem Gebiet Schüler einerseits der Griechen in Byzanz, andererseits ihrer germanischen Nachbarn, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll. So entstammt z. B. dem griechischen *πλίνθος* altsl. *plinŭta*, dem mgriech. *ἄσβεστος* altsl. *izvistŭ*, dem griech. *τέρεμνον* altsl. *trémŭ* „Turm“, dem deutschen *chalch* altsl. *klakŭ*, dem deutschen *ziegal* russ. *čigelŭ* usw.

Bemerkenswert ist, dass eine in allen Slavinen wiederkehrende Benennung des ganzen Hauses (altsl. *hyzŭ* usw.) dem Germanischen entnommen wurde (ahd. *hūs* etc., ungewissen Ursprungs). Auch altsl. *hlěvŭ* „Stall“, *hlěvina* „Haus“ sind wahrscheinlich gleicher Herkunft¹).

1) Vgl. got. *hlāiv* „Grabhügel“, „gehöhlt Grab“, woneben eine Bedeutung „unterirdische Wohnung für das Vieh“ (vgl. oben ahd. *tunc: tāfos, tāfros*) anzusetzen sein wird. In dieser dürfte das Wort zu den Slaven gewandert sein, die vorher das Vieh im Winter in ihren eigenen Zemljanken untergebracht haben werden (s. unten). Vgl. auch Peisker a. a. O. p. 69. — Wichtige Mitteilungen über

Aber auch im Süden Europas haben sich trotz der Pracht des Marmors, die uns hier blendet, unzweifelhafte Spuren des ursprünglichen Hüttenbaus erhalten. „Griechen und Italiker kannten, als sie in die beiden klassischen Halbinseln einwanderten, keine andere Wohnstätte, als die aus Stroh, Reisig oder Lehm errichtete Hütte.“ Den archäologischen Nachweis für diese Behauptung hat, namentlich für das alte Italien, W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 45 ff. geführt. Dieselbe lässt sich auch durch sprachliche Beobachtungen stützen. So weist das griech. *τεῖχος* „Mauer“, *τοιχος* „Wand“ = osk. *feihuss* „muros“ durch seine Verwandtschaft mit scrt. *dēhi* „Aufwurf“, Wall“ und mit altn. *deig* „Teig“, got. *deigan* „aus Ton bilden“, lat. *ingere*, *figulus* „Töpfer“ deutlich auf Lehm-, nicht auf Steinwände hin. Das griech. *δοροφή* „Dach“ (: *ἐρέφω* „bedecke“) ist identisch mit *ῥοφος* „Rohr“, und anderes.

Mitten zwischen diesen stroh- und rohbedeckten Lehm- und Holzhütten der Balkanhalbinsel erhoben sich dann, von asiatischen Steinmetzen (*φοίνικι-κανόνι* „nach phönikischem Kanon“, vgl. griech. *κανών* „Richtscheit“: hebr. *qāneh* „Messrohr“) aufgeführt, die steinernen Paläste der griechischen Fürstengeschlechter, wie sie die Ausgrabungen von Tiryns usw. dem staunenden Blick gezeigt haben, und die auch für die folgenden Jahrhunderte und für das homerische Zeitalter das freilich unerreichte Vorbild des griechischen Anaktenhauses waren.

Endlich sind auch den arischen Indogermanen in der ältesten Zeit Steinbauten noch unbekannt gewesen. In der Epoche des Atharvaveda war das indische Haus ein reiner Holzbau, der von Zimmer (Altind. Leben p. 153) folgendermassen geschildert wird: „Strebepfeiler — wohl vier — wurden auf festem Grunde errichtet, Stützbalken lehnten sich schräg wider dieselben; Deckbalken verbanden die Grund- und Eckpfeiler des Hauses; lange Bambusstäbe lagen auf ihnen und bildeten als Sparren das hohe Dach. Zwischen den Eckpfeilern wurden je nach Grösse des Baues verschiedene Pfosten noch

deutsche, den Hausbau betreffende Wörter in den slavischen, besonders den südslavischen Sprachen macht jetzt M. Murkó Zur Geschichte des volksförmlichen Hauses bei den Südslaven (S. A. aus Band XXXV und XXXVI der Mtlg. der anthrop. Gesellschaft in Wien) Kap. 5.

aufgerichtet. Mit Stroh oder Rohr, in Bündel gebunden, füllte man die Zwischenräume in den Wänden aus und überzog gewissermassen das Ganze damit. Riegel, Klammern, Stricke, Riemen hielten die einzelnen Teile zusammen.“

Kürzer können wir uns über den zweiten der beiden oben aufgestellten Sätze fassen, dass nämlich die gewöhnliche Form, wenigstens der europäischen Hütte, der Kreis gewesen sei.

Die germanischen Hütten, welche die Reliefs der Siegessäule Marc Aurels darstellen, sind, wie wir schon sahen, vorwiegend rund. Ebenso beschreibt Strabo p. 197 die Wohnungen der Belgen: τοὺς δ' οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέροντων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες. Auch die Urform der italienischen Hütte ist durch Helbig als eine runde erwiesen worden, wie er namentlich aus der primitiven Konstruktion des ältesten Vesta-Tempels folgert. Grundrisse runder oder ovaler Hütten sind sowohl nördlich wie südlich des Po vielfach gefunden worden, und die in der Umgegend von Bologna aufgedeckten, den Umbren zugeschriebenen Wohnungsreste beschreibt Montelius *La civilisation primitive de l'Italie* p. 408 wie folgt: *Les cabanes ombriennes étaient rondes ou arrondies (oblongues) sauf un très petit nombre qui étaient rectangulaires. Le diamètre de la plupart des fonds ronds est de 3—5 mètres. Ils sont entourés de trous contenant le bois décomposé des poteaux, qui avec des roseaux, couvert d'argile, formaient les parois des huttes.* Auch in Orchomenos hat man (vgl. den Bericht der „Woche“ No. 5, 1904) aus neolithischer Zeit runde, hier aber bereits steinerne Wohnhäuser gefunden. Auf eine ursprünglich rundliche Anlage der idg. Hütten weisen ferner die auch in anderer Beziehung für die Geschichte des Hausbaus wichtigen sogenannten Hausurnen, welche man namentlich in Italien, Deutschland und Dänemark gefunden¹⁾ hat, und die trotz vieler Verschiedenheiten im einzelnen doch im grossen miteinander gemein haben, „dass zur Aufnahme der aus dem Leichen-

1) Über neuere italienische Funde vgl. G. A. Collini e R. Mingarelli *La necropoli di villa Cavalletti nel commune di Grottaferrata*, Roma 1902. Ebenso förderten die Ausgrabungen Bonis auf dem *Forum Romanum* Hausurnen zutage. In Deutschland ist u. a. eine neue Hausurne im Frühjahr 1887 zu Unseburg im Magdeburgischen gefunden worden.

brande gesammelten Überreste des Toten ein Tongefäß in Form eines Hauses benutzt wurde, und dass dieses Haus stets eine grosse, durch eine versetzbare und vermittelt einer queren Verschlussstange von aussen zu schliessende Tür besass“ (Virchow Über die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen, Sitzungsberichte d. Akad. d. W. zu Berlin 1883 p. 1008).

Hinsichtlich ihrer Gestalt schildert Helbig (Die Italiker in der Poebne p. 50) die latinischen Hausurnen der Nekropole von Alba longa folgendermassen: „Die Urnen stellen rundliche Hütten dar, deren Wände man sich aus Lehm, Reisig oder anderen vergänglichen Stoffen aufgeführt zu denken hat. Das Dach scheint aus Lagen von Stroh oder Rohr bestanden zu haben und wird durch Rippen zusammengehalten, die in der Wirklichkeit offenbar aus Holz gearbeitet waren. Es entbehrt des für das spätere italische Wohnhaus bezeichnenden Compluviums. Vielmehr diente, um das Licht in den inneren Raum hinein- und den Rauch aus demselben herauszulassen, die Türöffnung und- ausserdem bisweilen eine kleine dreieckige Luke, welche einige dieser Aschengefässe an dem vorderen, wie an dem hinteren Abfalle des Daches erkennen lassen.“

Auch für die deutschen Urnen, sowohl für die bienenkorbartigen oder backofenähnlichen als auch für die eigentlichen Hausurnen kommt Lisch, der erste wissenschaftliche Bearbeiter dieser Denkmäler (Jahrb. d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte XXI, 249), zu der Ansicht, dass die rundliche Form die ursprüngliche Gestalt dieser Urnen gewesen sei. „Wirft man einen vergleichenden Blick auf die Gestalt dieser Urnen, so drängt es sich unwillkürlich auf, dass sie die Entwicklung des alten Wohnhauses darstellen. Die älteste Form des Hauses geben ohne Zweifel die Urnen von Burg-Chemnitz und Rönne, welche die Tür im Dache haben, wie die Wohnungen ungebildeter Völker oft die Tür im Dache haben, zum Schutz gegen wilde Tiere¹⁾; man stieg auf Leitern hinein, welche man nach sich zog, und so war man durch die steilen glatten Wände mehr gesichert. Jünger sind sicher diejenigen runden Häuser, wie die Urnen von

1) Vielleicht ist es aber wahrscheinlicher, dass der unter der im Dache befindlichen Tür liegende Teil des Hauses als in die Erde eingegraben zu denken ist. Vgl. oben über die Mardellen.

Kiekindemark und Klus, welche die Tür in der Seitenwand haben¹⁾. Das jüngste Haus wird wohl durch die Urne von Aschersleben dargestellt; dieses Haus war viereckig, mit hohem, steilem Strohdache, ein überraschendes Vorbild der jetzigen geringen Landhäuser.“ Endlich ist auch auf griechischem Gebiet, in Melos, eine in vormykenische Zeit fallende Hausurne, die mehrere runde Hütten darstellt, zutage getreten. Nimmt man dies alles zusammen mit den obigen Ausführungen über die Anlage der Zemljanken und Mardellen, so kann man über die ursprüngliche Gestalt der indogermanischen Hütte (vgl. auch O. Montelius Die runde Hüttenform in Europa, Archiv f. Anthropologie XXIII, 1895 p. 451 ff.) nicht wohl zweifelhaft sein, wenn auch zuzugeben ist, dass die rechtwinklige Anordnung der Wände, wie sie namentlich die Pfahlbauten, aber auch die Wohnhäuser des oben (p. 277 Anm.) genannten Dorfes Grossgartach zeigen, sich frühzeitig der rundlichen zugesellten.

Des weiteren lässt sich über die Beschaffenheit und innere Ausstattung des idg. Wohnhauses noch das Folgende sagen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürfen wir uns über der Tür des idg. Hauses, die, nach Ausweis der Hausurnen, ein vorgesetztes Brett war, oder, nach Ausweis der Sprache (vgl. got. *hairds*, altn. *hurd* „Tür“ = lat. *crâtes* „Flechtwerk“) aus Flechtwerk bestand und durch einen nagelartigen Verschluss zu versperren war (vgl. griech. *κλήεις* = lat. *clâvis* „Schlüssel“; lat. *clâvus*, ir. *clói* Pl. „Nagel“), eine Art von Vordach vorstellen, das auf zwei oder mehr Pfosten (vgl. oben scrt. *sthû'nâ* und seine Sippe) ruhte, und für das eine idg. Bezeichnung vielleicht in der schon oben genannten Reihe: scrt. *âtâ* „Türpfosten“, lat. *anta* (*templum in antis*), altn. *önd* „Vorzimmer“, armen. *dr-and* „Raum an der Türschwelle“ zu finden ist. Durch die Tür gelangte man in den Herdraum, ohne Zweifel den einzigen Raum des Hauses, der der ganzen Familie zugleich als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer diente, und in den man in Zeiten bitterster Kälte auch das sonst im Freien überwinternde Vieh, so gut es ging, mit

1) Am nächsten stehen diesem Typus (Lisch p. 247) die Barbarenhäuser auf der Siegestsäule Marc Aurels, nur dass die Türen — Fenster fehlen auch hier durchaus — bei ihnen länger und schmaler als dort sind.

hinein nahm. So schildert es z. B. Lasicius *De diis Samogitarum* p. 45 bei den Litauern: *Mapalia, quae turres appellant, sursum angusta, atque qua fumus et foetor exeat, aperta, ex tignis, asseribus, stramine, corticibus faciunt. in his homines cum omni peculio, in pavimento tabulato stante, habitant* (vgl. weiteres in meinem Reallexikon s. v. Stall und Scheune). Die Flamme des Herdes (griech. *ἑστία* = lat. *Vesta*; sert. *á'sa* „Asche“, *ashtri* „Feuerplatz“ = lat. *ára*, umbr. *asa* „Altar“), die den religiös verehrten Mittelpunkt des Hauses bildete (vgl. auch Kap. XV: Religion), und in der Asche während der Nacht sorgfältig bewahrt, früh angeblasen¹⁾ wurde, musste gleichzeitig den drei verschiedenen Zwecken der Erwärmung, Speisezubereitung und Erleuchtung dienen. Charakteristisch für die zweite Aufgabe ist es, dass in mehreren Fällen die Benennungen des späteren Ofens hervorgegangen sind aus denen des Topfes, der über dem Herdfeuer aufgehängt oder in die Asche desselben hineingeschoben wurde (vgl. got. *aúhns*, altnorw. *ogn* „Ofen“, griech. *ἰνός* „Backofen“ : lat. *aula*, *-auxilla* „Topf“, sert. *úkhá* „Kochtopf“ und lat. *fornus* „Ofen“ : gemeinsl. **gernü*, „altsl. *grünü* „Herd, Topf, Ofen“). Die Leuchtkraft des Herdes ward unterstützt durch den an der Wand befestigten Kienspan, wie es noch bei Homer (*δαίς*) der Fall ist. In der russischen *izbá* liefert die *lučina* („Kienspan“) bekanntlich noch heute die einzige Beleuchtung, wie in Litauen der *žiburys* (vgl. ostpreuss. Schibber = Kienspan). Fenster (vgl. I³, 164) waren in dem ältesten Haus noch nicht vorhanden. Für den Zutritt des Tageslichts und den Abzug des Herdrauchs sorgte die meist geöffnet stehende Tür und ein kleines Rauchloch im Dach, welches sich unmittelbar und ungetrennt über dem Herdraum erhob (vgl. mein Reallexikon u. Dach).

Eigentlicher Hausrat²⁾ war so gut wie nicht vorhanden.

1) *Vš Osipovké ešče ogně ne vzdvali* „In O. hatte man noch nicht die Feuer angeblasen“ (bei Melnikow In den Wäldern I, Kap. 10) klingt beinahe wie eine feste Zeitbestimmung. Vgl. altn. *kveykja* „anzünden“, eigentl. „lebendig machen“. Über die Entzündung neuen, besonders heiligen Feuers vgl. Kap. XV (Religion).

2) Vgl. die I³, 213 angegebenen Schriften R. Meringers. Hinzugekommen sind R. Meringer *Das deutsche Haus und sein Hausrat*, Leipzig 1906 und die oben p. 278 Anm. 1 angeführte Schrift M. Murkos

Alle die Gegenstände, wie Bett, Stuhl, Bank, Tisch, die wir heute auch in der kleinsten Hütte für unentbehrlich halten, verwandeln sich, in je ältere Zeiten wir zurückgehen, in immer primitivere Begriffe. Man schlief und sass auf der Streu, statt in Betten und auf Stühlen. So fand es Strabo III, p. 164 u. IV, p. 197 (*καὶ τοῦτό τε καὶ τὸ χαμηνεῖν κοινόν ἐστι τοῖς Ἰβηροῖς πρὸς τοὺς Κελτοὺς — χαμηννοῦσι δὲ καὶ μέχρι νῦν οἱ πολλοὶ καὶ καθεζόμενοι δεῖπνοῦσιν ἐν σιβάσι*) bei Iberern und Galliern ebenso, wie es schon vor hundert Jahren A. Linhart Versuch einer Geschichte von Krain III, p. 302 für die ältesten Slaven auf Grund der Sprache voraussetzt: „Ihr Nachtlager nahmen sie auf der Erde, auf blosser Streu. Dieses zeigt die jetzige Bezeichnung des Bettes an, Postela [altsl. *postelja* „Bett“: *stelja*, *stīlati* „sternere“]. Das Bettgestelle, Pölster und Kissen sind Gemächlichkeiten, die sie später kennen gelernt haben.“ „Der Tisch war weiter nichts als ein Stuhl, neben dem sie auf der Erde sassen.“ Eine charakteristische Sprachreihe liegt in dieser Beziehung in der Gleichung: ahd. *bolstar* „Kissen“, slov. *blazina* „Federbett“, serb. *blazina* „Kissen“, altpoln. *po balso* „Pfühl“, *bal-sininis* „Kissen“, aw. *baraziš* „Decke, Matte“, scrt. *barhis* „Streu, Opferstreu“ vor. Die älteste Bedeutung hat offenbar das Sanskrit bewahrt. Wenn man aber zum Speisen auf der Erde sass, so mussten die Tische, von denen man speiste, ganz niedrig sein. Tatsächlich hören wir von solchen sich nur wenig von der Erde erhebenden Tischen durch Athenäus IV, p. 151 wiederum bei den Kelten, und Tacitus *Germ.* Kap. 22 bemerkt von den Germanen, dass jeder seinen eigenen und besonderen Tisch gehabt habe. Noch weiter rückwärts wird dieses niedrige und besondere Tischchen nichts anderes als ein tönernes Gefäss gewesen sein, wie es in der germanischen Reihe: got. *biups*, altn. *bjódr*, ahd. *beot* ausgesprochen liegt, die zugleich „Schüssel“ (hieraus altsl. *bljudo* „patina“) und „Tisch“ bezeichnet. So wird, was etwa an Hausrat in der idg. Hütte vorhanden war, in erster Linie dem Bereich der Töpferkunst angehört haben, die, wie zahlreiche Gleichungen (z. B. scrt. *carú* „Kessel, Topf“, ir. *core*,

mit sehr lehrreichen Details über die primitive Beschaffenheit des Hausrats bei den Balkanvölkern, namentlich des Tisches. Vgl. auch Meringer I. F. XIX, 448 (über das Bett), 449 (über den Tisch).

altn. *hverr* „Kessel“ oder das oben genannte scrt. *ukhā'* usw.) zeigen, in die idg. Urzeit und nach Ausweis der Funde bis in die neolithische Epoche zurückgeht. Auch sie stand noch auf einer verhältnismässig niedrigen Stufe, da sie, wie die neolithische Keramik beweist, noch der Erfindung der Drehscheibe entbehrte. Solche lediglich mit der Hand gearbeitete Gefässe, deren sich die Arvalen bei ihren Kultushandlungen bedienten, sind in dem Hain der Dea Dia gefunden worden (vgl. W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 87). Ohne Drehscheibe wird auch in Indien die sog. *Ukhā*, d. h. der Topf, angefertigt, dessen Herstellung bei der Agniciti, der Schichtung eines Feuertars, vorgeschrieben wird¹⁾.

1) Vgl. A. Hillebrandt Ritualliteratur etc. (Grundriss der indoarischen Phil. III, 2 p. 8). Da die Stelle für den Prähistoriker ein grosses Interesse hat, setze ich sie hierher: „Kātyāyana (ein alter Lehrer) sagt 16, 3, 23: Der Opferer macht einen Topf, nachdem er mit einem Spruch „du bist das Haupt des Makha“ Erde dazu entnommen hat. 24. Eine Spanne breit und hoch. 25. Bei einem fünffachen Tieropfer fünf Spannen oder einen Pfeil breit. 26. Mit dem Spruch „mögen die Vasus dich bereiten“ breitet er den entnommenen Ton aus [so dass die Grundfläche entsteht]. 27. Nachdem er von allen Seiten [von dieser Grundfläche] den Rand in die Höhe gebogen hat, trägt er [auf diesen Rand] den ersten Tonklumpen auf mit den Worten „die Adityas sollen dich herstellen“. 29. Er ebnet [das Gefäss] mit dem Spruch „die Rudras sollen dich herstellen“. 30. Bei dem oberen Drittel [des Topfes] macht er [aus Ton] einen ringsumlaufenden Stab oder Gürtel mit den Worten „du bist ein Gürtel für Aditi“. 31. [Von unten] nach oben vier weitere Stäbe [aus Ton] in allen vier Richtungen bis an den Querstreifen. 4, 1. An ihren oberen Enden bringt er nach oben zu Frauenbrüsten ähnliche [Tonteile] an. 2. Man versieht den Topf mit zwei Brüsten, nach einigen mit acht Brüsten.“ Nach einem anderen Lehrer (Hiranyakêçin) soll für einen Mann, der mehrere Frauen hat, die erste Frau die Herstellung des Topfes übernehmen. Wieder ein anderer Kommentator spricht von einer am Hals des Gefässes befindlichen Linie, die einem Gürtel ähnlich sei (Bandkeramik?) usw. Die in eckige Klammern eingeschlossenen Stellen sind Ergänzungen des Übersetzers. — Nun macht Helbig a. o. a. O. darauf aufmerksam, dass in Latium der Übergang von einer jedes mechanischen Hilfsmittels entbehrenden Technik zur Anwendung der Drehscheibe durch ein Verfahren vermittelt werde, „welches darin bestand, dass man den Gefässwänden vermöge des Einsetzens hölzerner Reifen die gehörige Richtung zu geben suchte. Die Eindrücke solcher Reifen sind an den Innenseiten der meisten in dem Arvalhaine gefundenen

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, dass wir für die idg. Völker als ältester Wohnstätte von der halb oder^o mehr in die Erde eingegrabenen, aus Holz und Flechtwerk zusammengefügt, meist rundlichen Hütte auszugehen haben, die aus dem einzigen Herdraum bestand und vor der Tür eine kleine Vorhalle (Vordach) hatte. Solche „Herdhäuser“ sind, allerdings meist in rechtwinkliger Anordnung ihrer Wände, noch in den verschiedensten Teilen Europas und Asiens erhalten (vgl. Meringer Das deutsche Haus p. 8). Besonders dürfte das armenische Bauernhaus jenen ältesten Typus mit grosser Treue aufweisen (vgl. darüber Ter-Mowseianz Das armenische Bauernhaus in den Mitteil. d. anthrop. Ges. zu Wien XXII, 125 ff.).

Andererseits ist man aber, auch bei den Nordvölkern, sehr frühzeitig darauf ausgegangen, neben dem Herdraum für die einen oder anderen Zwecke besondere Räume zu gewinnen. Schon das oben genannte neolithische Haus von Grossgartach weist neben dem sehr tief gelegenen Herdraum mit der Herdgrube noch einen zweiten, höher gelegenen, aber nicht erwärmbaren Raum auf, kann also bereits als ein „zweizelliges“ bezeichnet werden. Dieser Ansatz ist nun in frühen nachchristlichen Jahrhunderten in Oberdeutschland, da, wo barbarische und römische Kultur zusammenstiessen, durch die unter dem Druck des nördlichen Klimas erfolgte Erfindung des Ofens weiter entwickelt worden, so dass das oberdeutsche Haus von jetzt ab zwei heizbare Räume, den Herdraum und den Ofenraum, d. h. die durch den von aussen heizbaren Ofen gewärmte Stube besitzt. Dieser neue Kulturträger, der Kachelofen („Kachel“ aus lat. *cacula*), ist das römische Hypokaustum, in die primitive Wohnung des Barbaren übertragen. Sein Name ist in unserem Worte „Stube“ erhalten. Dieses stammt aus einem aus ital. *stufa*, frz. *étuve* „Ofen“ und „Badestube“ erschliessbaren griech.-lat. **extufa* (vgl. griech. *τῦφος* „Dampf“, ital. *tufo* „Dunst“). Die Bedeutung „Ofen“ ist z. B. noch in engl. *stove* „Küchenofen“ erhalten (vgl. zum Bedeutungsübergang „Ofen“ — „Stube“ auch lat. *clibanus* „Ofen“ — agls. *cleofan* „Zimmer“ und lat. *pensile* „der auf den

Gefässe deutlich erkennbar“. Ich möchte daher fragen, ob nicht auch in den von Kātyāyana genannten „ringsumlaufenden Stäben oder Gürteln“ solche hölzerne Reifen (also nicht tönernerne Wülste) verstanden werden könnten.

Säulen des Hypokaustum schwebende Raum“, frz. *poêle* „Ofen“ — agls. *pisle*, ahd. *pfiesal* „Gemach“). Den Siegeszug dieses oberdeutschen Hauses mit Küche und Stube zu den Tschechen, Magyaren, Südslaven bis nach Bosnien und der Herzegowina, wo es mit dem romanischen Kaminhaus zusammenstiess, haben Meringer Das deutsche Haus p. 25 (vgl. auch Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina VII) und Murko Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslaven (a. o. a. O.) erschöpfend behandelt.

Noch unerforscht sind dagegen die näheren sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge, die zwischen der germanischen *stuba* und der russischen *izbá* bestehen. Der erste, der das letztere Wort und zwar in der Form *itba* nennt, ist der Araber Ibrahim ibn Jakub (um 970 n. Chr.), der berichtet, dass die Slaven in so bezeichneten, mit einem Ofen versehenen Holzhütten ihre Dampfbäder zubereiteten¹⁾. Natürlich schliesst dies nicht aus, dass die Slaven derartige Öfen schon damals auch in ihren gewöhnlichen Wohnstätten errichteten, — zumal bis auf den heutigen Tag die Bauern sehr oft ihr sonabendliches Schwitzbad in dem Ofen der *izbá* selbst nehmen, Bade- und Wohnraum also in diesem Falle ein und dasselbe ist (vgl. Melnik Russen über Russland p. 63). Stellen wir uns die Wohnungen der Urslaven etwa so vor, wie es oben p. 273 f. an der Hand der neolithischen Ausgrabungen am Dnieper ausführlich geschildert ist, so besteht ihnen gegenüber das eigentlich Charakteristische der russischen *izbá*, worunter zunächst immer der wärmbare Teil der Wohnung (im Gegensatz zu der an der andern Seite der *se'ni* „Flur“ gelegenen, nicht heizbaren *górnicá* und den *klé'ti*) zu verstehen ist, darin, dass man den alten Herd oder Herdofen ganz und gar in dem neuen, aus Backsteinen gemauerten Ofen aufgehen liess. Man behielt also den alten urzeitlichen und einzelligen Herdraum bei, nur mit dem Unterschied, dass man in ihm statt eines Herdes oder Herdofens einen gleichzeitig der Erwärmung wie auch der Speisezubereitung, ja selbst dem Badebedürfnis dienenden Ofen errichtete. Auch die urslavische Bezeichnung *péčka* (s. o.) behielt

1) Vor ihrer Bekanntschaft mit dem Ofen der *itba* badeten vielleicht die Russen wie die Skythen (Herod. IV, 74, 75) im Dampf des nur auf glühenden Steinen erhitzten Haufsamens.

man für diesen Ofen bei, während man das fremde *izbá* = germ. *stuba* nur für den Raum verwendete, in dem die *pěčka* stand. Die letztere wurde von der Stube selbst aus geheizt und entbehrte ursprünglich der Esse, so dass der Rauch, wie dies in der *čěrnaja izbá* „der schwarzen *izbá*“ noch jetzt der Fall ist, durch ein Loch im Dach und die Schiebefenster der Wände abziehen musste. Gesonderte Räume vertreten die Ecken der *izbá*, die ganz bestimmten Zwecken dienen und bestimmte Namen tragen: auf der einen Seite vom Eingang der „Koch- oder Frauenwinkel“ (mit dem Ofen), auf der andern „der Herrenwinkel“ (mit einem auch als Pritsche dienenden Kasten für Pferdegeschirr u. dergl.), dem Ofen gegenüber „der Handmühlenwinkel“ (mit der Handmühle, wo die Frauen arbeiten), schliesslich „der schöne“ oder „grosse“ Winkel mit den Heiligenbildern und dem Tisch (vgl. Dahl Wörterbuch s. v. *izba*). Schwieriger zu beantworten ist die Frage, aus welcher germanischen Sprache, und von welchem germanischen Volke die Russen ihr *izbá* (*istba*, *istopka*, *isūtopūka*, *istobka*) und damit die Kenntnis des Stubenofens entlehnten. Graf Uvarow, der einzige, soviel ich weiss, der in den Moskauer *Drevnosti* II (Materialien für ein archäologisches Wörterbuch p. 17 ff.) aus Chroniken und Volksliedern eine Reihe von Tatsachen zur Geschichte des russischen Hauses gesammelt hat, ist geneigt, einen starken skandinavischen, durch die Varjäger vermittelten Einfluss auf die altrussische Baukunst anzunehmen. Gleichwohl wird man aus lautlichen Gründen das russische *istba* eher als an das altn. *stofa*, *stufa* „Baderaum mit Ofen“, an das kontinentaldeutsche *stuba*, oberdeutsch *stupa* anknüpfen, aus dem auch die übrigen slavischen Sprachen (vgl. Murko p. 98 ff.) direkt oder indirekt entlehnt haben. Wann¹⁾

1) Meringer Das deutsche Haus p. 65, der als Quelle für unser „Stube“ ausser romanisch **extufa* auch noch ein urgermanisches **stubōn* („Badestube“): „stieben“ annimmt, möchte aus dem Akzent des russischen *izbá* folgern, dass dieses Wort aus dem Germanischen entlehnt wurde, als es hier noch **stubō'n* hiess. Ob er hierbei bedacht hat, in wie frühe, vorchristliche Jahrhunderte (vgl. I³, 140) er mit dieser Annahme zurückgehen muss? Das ursprünglich dreisilbige russische *istūbá* wird seinen Akzent einfach nach den zahllosen Vorbildern von *borodá*, *borozdá*, *boroná*, *golová*, *želézá*, *slobodá* usw. gebildet haben. Übrigens widerspricht sich Meringer, wenn er einerseits a. a. O. p. 64 aus der frühen Herübernahme des Wortes „Hanf“ ins Germanische

und auf welchem Wege dies geschehen ist, vermag ich freilich nicht zu sagen.

In jedem Falle aber hat erst die *izbá* mit ihrem gewaltigen Ofen dem Russen sein Vordringen bis zum Ural und nach Sibirien ermöglicht, so dass den beiden kein geringes Verdienst um die nordöstliche Ausbreitung des idg. Sprachstamms zugeschrieben werden muss.

(vgl. oben p. 192) eine sehr frühe Bekanntschaft der Germanen mit der Badestube folgert, und auf der andern Seite (p. 76 f.) zu Tacitus *Germ.* Kap. 22: *statim e somno . . . lavantur, saepius calida* bemerkt, dass bei diesen Worten nur an ein warmes Waschen gedacht werden könnte.

XI. Kapitel.

Handel und Wandel¹⁾.

Tauschen. Kaufen und Verkaufen. Zahl und Mass. Der Fremde. Die Gastfreundschaft. Stummer Tauschhandel und Marktverkehr. Handel und Wandel in der Sprache. Furten und Wege. Der Wagenbau. Die Schifffahrt.

Der Gedanke, ein fremdes Gut gegen einen Teil der eigenen Habe einzutauschen, ist ein so naheliegender, dass wir ihn auf jeder Kulturstufe voraussetzen dürfen. Ein solcher Tausch ist aber von einem regelrechten Kaufgeschäft, das deutlich in die beiden Seiten des Kaufens und Verkaufens zerfällt und diesen Namen eigentlich erst bei dem Vorhandensein des metallischen Wertmessers, des Geldes, verdient, noch weit entfernt. Bei dem Tausch ist der Käufer zugleich Verkäufer und umgekehrt, und es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn die kaufmännische Terminologie der idg. Sprachen noch deutliche Spuren dieses primitiven Zustandes verrät.

Der Begriff des Tauschens wird in den idg. Sprachen durch die *W. mei* ausgedrückt, die in serb. *mě*, *máyatě*, desid. *mítsatě*, im lat. *mānus* „(Gegen)gabe“, *mūtare* (: **moi-ta*), im litu-slavischen *maĩnas-měna* „Tausch“ etc. vorliegt. Der Gegenstand, für den ein anderer eingetauscht wird, später „der Kaufpreis“, ward in der Grundsprache durch **vesno* (serb. *vasná*, griech. *ᾶνος*, lat. *vēnum*, armen. *gin*) bezeichnet²⁾. Die von

1) Dieses Kapitel stützt sich auf die ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes in meinem Buche Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde I (Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa) Jena 1886.

2) Nicht sicher ist, ob auch altsl. *věno* „Mitgift“ hierher oder zu der I³, 217 genannten Sippe gehört; doch kommt im Altrussischen *věno*, *veno*, *věno* auch in der allgemeinen Bedeutung „Bezahlung“ vor, und altsl. etc. *věnitī* bezeichnet nur „vendere“.

diesem Substantiv abgeleiteten Verben (scrt. *vasnay* „feilschen“) verteilen sich gleichmässig auf den Begriff des Kaufens (griech. *ὀνόμαυ*, armen. *gnem*) und Verkaufens (lat. *vēnīre*, *vēnumdare*). Einheitlicher scheint die Bedeutung in der Reihe: scrt. *kri-ṅā-mi*, ir. *crenim*, griech. *πράμαυ* „kaufe“, altruss. *krinuti* „kaufen“, auch „bezahlen“, vgl. auch lett. *kreens*, *kreena nāuda* „Geschenk an die Braut“ (eigentlich „Kaufpreis“, vgl. Bezzenberger in s. B. XII, 78).

Wie spät namentlich im Norden Europas das Bedürfnis auftrat, Käufer und Verkäufer sprachlich auseinander zu halten, zeigt am besten die germanische Sippe von got. *kaupōn*, altn. *kaupa*, ahd. *choufan*, agls. *ceáþian*, die „das Wesen des Handels nach allen Seiten“ (kaufen, verkaufen, Handel treiben usw.) sprachlich umfasst. Dass wir es hier mit frühzeitigen Entlehnungen aus dem Lateinischen zu tun haben, und dass die älteste Bedeutung der germanischen Wörter war „mit einem *caupo* Handelsgeschäfte treiben“, glaube ich an dem angegebenen Orte p. 88 ff. namentlich durch Hinweis auf die ganz analoge Erscheinungen darbietenden, aus lat. *mango* entlehnten Worte: ahd. *mangāri*, agls. *mangere*; altn. *mangari* „mercator“, agls. *mangian*, altn. *manga* „negotiarī“ etc. erwiesen zu haben. Aber auch das einheimische, noch nicht sicher erklärte¹⁾ got. *bugjan*, agls. *bycgan* hat neben der regelmässigen Bedeutung von „kaufen“ auch die von „verkaufen“ (vgl. das Glossar zu Ulphilas von Gabelentz-Löbe).

Naturgemäss vervollständigt sich die Terminologie des Kaufs auch durch Ausdrücke, die auf die Grundbegriffe „Geben“, „Nehmen“, „Anbieten“ zurückgehen. So im scrt. *parā-dā* „umtauschen“, lit. *pardūti* „verkaufen“, griech. *ἀποδίδουαι*, altsl.

1) Ausführlich hat sich mit diesen Wörtern M. Müller *Biographies* p. 76 ff. beschäftigt. Er sieht als Grundbedeutung des agls. *bycgan* an *to bend or break off a piece from a coil of gold* (altn. *baugr*: got. *biugan* „biegen“). Da aber „biegen“ nicht „brechen“ ist, und bei der Bezahlung mit Ringstücken alles auf letzteres ankommt, so scheint mir diese Erklärung nicht annehmbar. Wahrscheinlicher dünkt mir, dass got. *bugjan* „kaufen“ (*bauhta*) in demselben Sinne zu *bugjan* (*bug*) „biegen“ gehört, in welchem sich griech. *πωλέω*, *ἐπωλώω*, *πωλέομαι*: *πέλω* „drehen“, lit. *wercziū's* „verkehre im Handel“: lit. *wertū* = lat. *verto* „wende“ stellt, so dass die Bedeutungsentwicklung war: „ausbiegen“, „sich wenden“, „verkehren“, „im Handel verkehren“.

prodati „verkaufen“; im lat. *emo* „kaufe“ = got. *nima* „nehme“, lit. *imù*, altsl. *ima*, ir. -em; im agls. *sellan* „verkaufen“, altn. *selja*, *sall* „Übergabe, Verkauf“: lit. *sùlau*, *sùlyti* „darbieten“.

Es ist aber eine natürliche Folge jeglichen Tauschverkehrs, dass mit der Zeit auf den verschiedenen Handelsgebieten solche Gegenstände im Handel besonders hervortreten, die, von allen in gleicher Weise begehrt, zugleich geeignet sind, für alle übrigen Waren einen Wertmesser abzugeben. Es kann aber nach dem schon oben p. 155 erwähnten und „Handelsgeschichte und Warenkunde“ p. 113 ff. ausführlich dargestellten kein Zweifel darüber obwalten, dass schon in der Urzeit und noch in den ältesten geschichtlichen Perioden das Vieh der eigentliche Wertmesser der Indogermanen gewesen sei, wie dies auch von vornherein bei einem von dem Ertrage seiner Herden fast ausschliesslich lebenden Hirtenvolk nicht anders zu erwarten ist. Nehmen wir hinzu, dass schon in der Urzeit ein auf dezimaler Rechnung beruhendes Zahlensystem, mindestens bis Hundert — die Benennungen der Zahl Tausend gehen gruppenweise auseinander (sart. *sahásra*, aw. *hazañra*, griech. *χίλιοι*; got. *pusundi*, altsl. *tysašta*, lit. *tūkstantis*; lat. *mille*, ir. *míl*) — ausgebildet¹⁾ war,

1) Neuerdings hat man auch lat. *mille* (**smi-ghsl-i*) mit griech. *χίλιοι* etc. zu verbinden gesucht und dann für die keltischen Wörter Entlehnung aus dem Lat. angenommen (?). — Im übrigen wird bekanntlich das idg. Dezimalsystem in den europäischen Sprachen durch die Spuren eines Sexagesimal- oder Duodezimalsystems durchkreuzt (vgl. I³, 106 f.), dessen Ursprung mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Babylon zurückzuführen ist. Die in die Augen fallendste, hierhergehörende Erscheinung ist die, dass im Griechischen, Keltischen und Lateinischen nach der 60 mit der Ordinalzahl, statt mit der Kardinalzahl, weiter gezählt wird (griech. *ἑβδομήκοντα* : *ἐξήκοντα*, ir. *sechtmoga* : *sesca*, lat. *septuáginta* [aus **septumaginta*] : *sexaginta*). Hier wird man nicht umhin können, einen vorhistorischen Zusammenhang anzunehmen. Wir erinnern dabei an das Kap. V (am Ende) über die mögliche Herkunft gewisser ureuropäischer Kulturpflanzen aus semitischem Kulturkreis Gesagte. In ihrer Gefolgschaft könnten auch die ersten Ausstrahlungen des babylonischen Zahlensystems über Kleinasien zu den Ursitzen der europäischen Idg. nördlich der Donau und des Schwarzen Meeres gelangt sein, während die östlicher sitzenden Arier in beiden Fällen von diesen Kultureinflüssen unberührt blieben. Erkennen wir hier Spuren eines von Osten gekommenen Sexagesimalsystems an, so begegnet uns daneben, namentlich im Westen Europas, in den kelti-

bedenken wir ferner, dass auch der Begriff des „Messens“ und des „Masses“ einheitlich in den idg. Sprachen benannt ist (scrt. *mā'mi*, *mī-mē*, griech. μέτρον, lat. *me-tior*, lit. *miērà*, altsl. *měra*, vgl. auch got. *mitan*, griech. μέδιμος, lat. *modius* etc.), wobei der urzeitliche Mensch unzweifelhaft von den ihm von der Natur verliehenen Körpermassen, Finger und Fingerspanne, Arm und Armspanne („Elle“ und „Klafter“), Fuss und Fussspanne ausging, so wird man zugeben müssen, dass alle Vorbedingungen eines primitiven Tauschhandels schon in der Urzeit gegeben waren.

Hierbei haben wir zunächst den Handelsverkehr im Auge, der sich zwischen den Mitgliedern eines und desselben Stammes entwickelte, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob denn auch zwischen den Angehörigen fremder Stämme, mochten dieselben nun indogermanischem Blute angehören oder nicht, schon in der Urzeit geordnete Handelsbeziehungen denkbar sind.

Der primitive Mensch betrachtet nur denjenigen als sich durch Rechtsgemeinschaft verbunden, der demselben Stamme wie er angehört: der Fremde ist schutzlos und rechtlos, ja, da Fremder und Feind in der Anschauung der Urzeit identisch sind, so ist es ein verdienstliches Werk, den Fremden zu töten, ihn den Göttern zu opfern oder zum Sklaven zu machen. Diese primitive Ethik ist in den idg. Sprachen noch ziemlich deutlich erkennbar.

schen Sprachen, der Einfluss einer Vigesimalrechnung, in der also die 20 eine herrschende Rolle spielt (z. B. ir. *dá fichit*, $2 \times 20 = 40$), und die man gern als eine Entlehnung aus den Sprachen der ursprünglich den Westen Europas bevölkernden iberischen Stämme ansieht, da die Rechnung nach Zwanzigern noch heute dem letzten Rest der Iberer, den Basken (vgl. F. A. Pott Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Weltteile, Halle 1847), eignet. Tut man dies, so muss man nur noch die weitere Konsequenz ziehen und auch Dänemark und Norddeutschland, im Süden auch Illyrien (das heutige Albanien) sich einst von einer den Iberern verwandten Bevölkerung besetzt denken, da sich in den Sprachen aller der genannten Länder Spuren eines Vigesimalsystems zeigen, eine Konsequenz, gegen die wir nichts einzuwenden hätten, ja für die manches andere spricht (vgl. Kap. XII am Schluss und Kap. XVI: die Urheimat), die aber zu einer Lokalisierung der idg. Urheimat in Norddeutschland oder Dänemark nicht stimmt.

Freund ist, wer der Sippe oder dem Stamme angehört: ahd. *wini* „Freund“ stellt sich zu altir. *coibnes* „affinitas“, *fine* „der Stamm“; lat. *civis* „der Mitbürger“ (*civis hostisque* „Freund und Feind“) gehört zu dem germanischen Stamm **heīwa* (got. *heiva frauja* „Hausherr“, agls. *hīwan* etc.), dessen Grundbedeutung offenbar „Sippe“, „familia“ ist, und der im scrt. *ḡēva* in der Bedeutung von „lieb, hold, wert, teuer“ vorliegt¹⁾ (vgl. I³, 203). Umgekehrt zeigen eine Reihe von Wörtern, die in milderen Zeiten die Bedeutung „Gast“, „Gastfreund“ angenommen haben, in der Urzeit unzweifelhaft noch einen finsternen und bedrohlichen Sinn. So bedeutet griech. *ξένος* (*ξέν-φο-ς*) „der Gastfreund“ ursprünglich den Feind, den Kriegsfeind (*ξένοι· οἱ πολέμοι, οἱ δὲ τοὺς Πέρας* Hes.), die slavo-germanischen altsl. *gostī*, got. *gasts* sind identisch mit lat. *hostis*, *hostis* „Fremder“ (*peregrinus*), „Feind“, erst *hospes* (**hosti-pets*) bezeichnet den „Gastfreund“; altir. *oech*, *oegi* „Gast“ bedeutet entweder „feindlich“ (agls. *fáh*, **poiko-s*) oder „dem Tode verfallen“ (ahd. *feigi*, **poigho-s*). Bedenkt man dazu, dass noch in altgermanischer Zeit der Totschläger des Fremden nicht friedlos und landflüchtig wird, und der Ausländer kein Wergeld beanspruchen kann (Grimm Rechtsaltertümer p. 397 ff.), erwägt man ferner, wie oft in den idg. Sprachen Namen für die Begriffe „unglücklich, gottvergessen“ etc. aus Benennungen für „heimat-, sippelos“ hervorgehen (vgl. ahd. *elilenti*, engl. *wretch* = agls. *vrecca* „Verbannter“, got. *unsibjis*, griech. *ἀφρήτωσ* etc.), so kann man über die Gesinnung des höchsten Altertums dem Fremden gegenüber nicht zweifelhaft sein.

Diese Anschauung der Urzeit von der Rechtlosigkeit des Fremden, die prinzipiell erst durch die Lehren des Christentums überwunden worden ist, wurde nun schon im frühen Altertum gemildert durch die allmählich aufkommende Überzeugung, dass

1) Ob in diesem Fall die Bedeutung „lieb“ oder „Sippe“ das *prius* gewesen sei, ist trotz der apodiktischen Behauptung Streitbergs Lit. Zentralbl. 1906 p. 824, der das letztere annimmt, schwer zu sagen. Mir scheint im Hinblick auf Bedeutungsentwicklungen wie scrt. *prīyá* „lieb“ — got. *freis*, eigentl. „zu den Lieben, d. h. zum Stamme gehörend“, dann „frei“ oder scrt. *aryá* „freundlich“ — *árya*, eigentl. „zu den Freunden gehörend“, dann „der Arier“ (vgl. mein Reallexikon p. 806) das erstere das wahrscheinlichere. Vgl. in diesem Sinne auch H. Hirt Z. f. d. Phil. XXIX, 301.

der Fremde als solcher zwar immer *exlex* bleibe, dass es aber eine sittliche Pflicht, die nach und nach auch als menschliche Satzung (*ius*) anerkannt wurde, sei, Leben und Gut des Fremden zu schützen und ihn als Gast an das heilige Feuer des Herdes aufzunehmen. Wie verhalten sich nun die beiden Weltanschauungen der Fremdenverfolgung und der Fremdenverehrung historisch zueinander? Aus welchen Motiven ist die *εὖξενία* der historischen aus der *ἀξενία* der urgeschichtlichen Epochen entsprungen?

Die Antwort auf diese Fragen habe ich in meinem Buche *Handelsgeschichte und Warenkunde I* (1886) zu geben und es daselbst wahrscheinlich zu machen versucht, dass es lediglich die Bedürfnisse des Handels waren, welche die gastfreundschaftlichen Gesinnungen in der Brust der Menschen erweckt haben. In dem Austausch von Geschenken, welcher als eine Pflicht der *θέμις* unauflöslich mit der Gastfreundschaft verbunden ist, habe ich ebendasselbst die symbolische Erinnerung an den Austausch der Waren erkannt, der die Veranlassung und den eigentlichen Zweck gastfreundschaftlicher Bündnisse bildete.

Kurze Zeit nach mir hat Rudolf von Ihering in der *Deutschen Rundschau* (1886/87 Band III April-Juni 1887) über den gleichen Gegenstand (*Die Gastfreundschaft im Altertum* p. 357 ff., p. 420 ff.) gehandelt.

Es ist mir erfreulich, in der Beurteilung des Ursprungs dieses für das alte Völkerleben so überaus wichtigen Faktors mit diesem Gelehrten im wesentlichen zusammengetroffen zu sein. Auch R. v. Ihering gibt als ein Hauptergebnis seiner Untersuchung p. 412 an: „Das Motiv, welches die Gastfreundschaft im Altertum ins Leben gerufen und sie zu dem gemacht hat, was sie ward, war nicht ethischer, sondern praktischer Art, nicht das uneigennützig der Menschenliebe, sondern das egoistische der Ermöglichung eines gesicherten Handelsverkehrs; ohne den gesicherten Rechtsschutz wäre ein internationaler Handelsverkehr zur Zeit der Rechtlosigkeit des Fremden unmöglich gewesen.“ Auch darin stimme ich mit Ihering überein, dass auf die Form und Gestaltung der Gastfreundschaft in den klassischen Ländern unzweifelhaft das Vorbild der Phönizier — man denke an das *σύμβολον* der Griechen, die *tessera hospitalis* der Römer, *chirs aēlychoth* „Scherbe der Gastfreundschaft“ der Punier — eingewirkt hat. Nur soweit möchte ich nicht mit

Ihering gehen, die Gastfreundschaft geradezu als eine Erfindung des phönizischen Handels aufzufassen. Das Institut der Gastfreundschaft begegnet keineswegs nur in Europa, sondern wird auf dem ganzen Erdball und auf den verschiedensten Kulturstufen gefunden (C. Haberland Die Gastfreundschaft auf niederen Kulturstufen, Ausland 1878 p. 281 ff.), fast überall auch hier mit dem Austausch von Geschenken zwischen Gast und Gastgeber verbunden. Auch bei den Indogermanen, und zwar gerade auch bei den europäischen Nordvölkern, Kelten, Germanen und Slaven finden wir diesen „Geschenkhandel“ von frühester Zeit an durch zahlreiche Nachrichten bezeugt (vgl. die Belege in meinem Reallexikon, s. v. Gastfreundschaft), und man wird daher kein Bedenken zu tragen brauchen, für die oben angeführte Gleichung: lat. *hostis* = got. *gasts*, altsl. *gosti* schon für die Urzeit die Doppelbedeutung: 1. „Feind“, 2. (im Verhältnis zu dem durch Geschenkhandel verbundenen) „Gast“ anzusetzen¹⁾. Darauf, dass man sich in alter Zeit ein solches gastfreundschaftliches Verhältnis nur in der Weise vorstellen konnte, dass man annahm, der Fremde trete für eine gewisse Zeit in die Familie des Gastgebers ein, wurde schon I³, 204 hingewiesen. In hohem Masse charakteristisch für diese Auffassung ist das lat. *hospes* aus **hosti-potis* „Gastfreund“, ursprünglich zweifellos nur der aufnehmende, nicht der aufgenommene. Dieser aufnehmende wird als *potis* des Fremden bezeichnet, also mit demselben Ausdruck, der das Oberhaupt der Familie bezeichnet, und über den in Kap. XII ausführlich gesprochen werden wird.

Neben dem durch die Gastfreundschaft vermittelten Handel gibt es aber noch zwei primitivere Formen des Warenaustausches, die wir als den stummen Tauschhandel und als die Anfänge des Marktverkehrs bezeichnen können, und die wir für die älteste idg. Völkerwelt in Abrede zu stellen ebenfalls keinen Grund haben. Der erstere findet statt, wenn die eine Partei an einem dazu bestimmten Orte ihre Waren niederlegt und sich in ihr

1) Zu dieser von der noch in meinem Reallexikon vorgetragenen Auffassung abweichenden Darstellung bin ich durch die überzeugenden Ausführungen von Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung 1903 p. 339 veranlasst worden. Vgl. auch meine Besprechung der Gastfreundschaft in Hastings *Dictionary of Religion and Ethics (Aryan Religion)*.

Versteck zurückzieht, worauf der Käufer erscheint, um sein Äquivalent neben den ausgestellten Waren auszubreiten und sich ebenfalls schleunigst zu entfernen. Wird dasselbe abgeholt, so ist das Geschäft geschlossen, wenn nicht, ist der Käufer genötigt, Zulagen an Tauschgütern zu machen (Kulischer Der Handel auf primitiven Kulturstufen Z. f. Völkerpsych. u. Sprachw. X, 378 ff.). Eine Stufe höher steht der Marktverkehr. Zwei Stämme einigen sich, dass zu bestimmter Zeit an neutralem Ort der Waffenlärm im Interesse des Handels schweigen soll. Die Waffen werden abgelegt, und unter dem Schutze des Marktfriedens nähern sich die Handelnden.

Wenn somit trotz des Fremdenhasses und der Rechtlosigkeit des Fremden die Indogermanen schon in der Urzeit auch mit anderen Stämmen Handel getrieben und auf diesem Wege fremde Kulturgüter erhalten haben können, wie denn auch die Prähistorie schon in neolithischer Zeit bestehende, zum Teil weit reichende Handelsverbindungen ermittelt hat (vgl. A. Götze Über neolithischen Handel, Festschrift für Bastian), so wird es auch sprachlich betrachtet wahrscheinlich, dass schon in der Urzeit ein gewisser Verkehr zu Handelszwecken stattgefunden hat. Wenigstens ist es beachtenswert, dass in der idg. W. *per* schon in der Ursprache Wandel und Handel zusammengefloßen sein müssen. Und zwar dienen dem ersteren das scrt. *par*, *páparti* „hinübersetzen“, aw. *par* „hinüberbringen“, griech. *περάω* (*πορεύομαι*) „durchreisen“, ebenso *πρήσσω* (Od. IX, 491) = **πρηκίω*, got. *faran*, *farjan*, dem letzteren, griech. *περάω*, *πέρινημι*, *πιπράσκω*, irisch *renim* (**pernim*), *reccim* „verkaufe“, lit. *pírkti* „kaufen“ etc. Es ist daher wahrscheinlich, dass die idg. Bedeutung dieser Wurzel war „(hinüber)reisen, um ein Tauschgeschäft zu machen“. Späteren Epochen gehören die gleichartigen ahd. *wantalôn* „verkehren“: *wantalôd* „vendit“, *uandelunga* „negotium“, griech. ἀμείβεσθαι: lat. *migrare* und andere (vgl. oben p. 291 Anm.) an.

Nicht zufällig ist es vielleicht auch, dass das idg. Wort für die Furt: ahd. *vurt*, kelt. *-ritum*, aw. *peretu* „Furt, Brücke“ (lat. *portus*), griech. *πόρος* von der eben besprochenen Wurzel *per* abgeleitet ist. Furt war somit ursprünglich wohl „der Ort, wo man (meist in Handelsgeschäften) hinübersetzte“. Auch das verbreitetste idg. Wort für den Weg: scrt. *pánthas*, *páthas* etc.,

aw. *paθ-*, griech. *πάτος*, lat. *pons*, osk. *pont-tram*, altsl. *paťi*, arm. *hun* nimmt öfters, wie im Armenischen und Italischen, die Bedeutung von „Furt“, resp. von „Steg“ an; denn die Richtungen der Strassen, auf denen sich das Urvolk bewegte, mochten eben in erster Linie durch die Lage der Furten bestimmt werden.

Dazu kommt nun, dass die Indogermanen sowohl für die Zwecke des eben besprochenen Verkehrs, wie für die Bedürfnisse des Ackerbaus, da, wo dieser in dem Urland bedeutsamer hervortrat (Kap. VI), wie endlich auch für die Zeiten der, in je ältere Epochen wir zurückgehen, um so häufigeren Wanderungen ganzer Stämme schon in der Urzeit mit einer ziemlich weitgehenden Technik des Wagenbaus bekannt waren, wie aus ihrer schon in der Ursprache vorhandenen Terminologie folgt. Davon abgesehen, dass fast alle idg. Sprachen sich zur Bezeichnung des Wagens einhellig der Wurzel *veǵh* bedienen: sert. *vá'hana*, griech. *ὄχημα*, *ὄχος*, ahd. *wagan*, altsl. *vozŭ*, lit. *vežimas*, altir. *fén* (**veg-n*) finden sich folgende Teile des Wagens übereinstimmend benannt:

Das Rad: lat. *rota*, lit. *rātas*, ahd. *rad*, altir. *rath*; sert. *rātha*, aw. *raða* („Wagen“).

„: sert. *cakrá*, griech. *κύκλος*, agls. *hweohl* (**qe-qló*) — ohne Reduplikation: altsl. *kolo*, altn. *hvél*.

Der Radkranz: griech. *ἴνυς*, lat. *vitus* (ursprüngl. wohl „Weide“).

Die Achse: sert. *áksha*, griech. *ἄξων*, *ἄμ-αξα* („Ein-achser“ nach Meringer), lat. *axis*, ahd. *ahsa*, altsl. *osi*, lit. *aszis*.

Die Nabe: sert. *ná'bhi*, agls. *nafu*, ahd. *naba*, altpr. *nabis*.

Die Lünse: sert. *āni*, ahd. *lun*, agls. *lynes*, altsl. *lunisa*.

Die Deichsel: lat. *témō*, ahd. *dīhsala*, altn. *þísl*, agls. *þíxl*, altpr. *teansis* (?).

„: sert. *īshá'*, nsl. serb. *oje*, griech. *ὄχηξ* „Steuer-
ruder“ (eigentl. „Deichsel“ des Schiffes).

Das Joch: sert. *yugá*, griech. *ζυγόν*, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jūngas*, cymr. *iou*.

Das Kummet: sert. *čamyá*, aw. *simá*, armen. *samik*, griech. *κημός*, ndl. *haam*, westf. *hame*.

Der Zügel: sert. *násya*, griech. *ἦνία* (?).

„: griech. *εἴληρα*, dor. *αἴληρα*, lat. *lōrum*.

In dieser Zusammenstellung fehlt, wie man sieht, eine einheitliche Benennung der Radspeiche (scrt. *ará*, griech. *ῥάδιον*, lat. *radius*, ahd. *speihha*): Vielleicht weist dies darauf hin, dass wir uns das Rad der Urzeit noch als ein speichenloses denken müssen. In der ältesten Zeit wusste man zwei Räder nur dadurch herzustellen, dass man sie zusammen mit der sie verbindenden Achse aus dem Stück eines Baumstammes heraushackte, und es muss schon als ein Fortschritt bezeichnet werden, dass man sich, offenbar schon vor der Trennung der Völker, darauf verstand, die Achse als ein besonderes Stück herzustellen und sie mit Hilfe der Lünse im *tympanum* zu befestigen.

Dem so gewonnenen Bilde entspricht die Schilderung, die die Alten von dem römischen *plaustrum* entwerfen: „Die Räder an dem Plaustrum sind nicht gespeicht, sondern es sind *tympana*, die mit der Achse zusammenhängen und mit einer eisernen Schiene umlegt sind. Die Achse wird mit den Rädern umgedreht; denn die Räder werden an den Spindeln oder hervorragenden äussersten-Teilen des Rades befestigt“ (Probus z. *Verg. Georg.* I.). Ganz ähnlich muss auch der von Rindern gezogene germanische Wagen gewesen sein, der auf der Siegessäule des Marc Aurel abgebildet ist. In Bosnien werden noch heute Wagen ganz ohne Verwendung von Eisen hergestellt (vgl. darüber Meringer Sitzungsber. d. Wiener Ak. Bd. 144, VI, 63 f.).

Die uralte Bekanntschaft der Indogermanen mit der Kunst des Wagenbaus kann aber als eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Völkersippe betrachtet werden, durch die sich dieselbe ebenso von den umwohnenden Stämmen finnischer wie turko-tatarischer Herkunft unterscheidet. Alles, was sich in den finnischen Sprachen auf die Kunst des Wagenbaus bezieht, ist slavischer oder germanischer Herkunft (Ahlqvist *Kulturwörter* p. 125). Ebenso ist nach Vámbéry (*Primitive Kultur* p. 128) den Türken der Wagen zu allen Zeiten eine fremde Erfindung gewesen. Dafür ist den Bewohnern der asiatischen Steppen seit Uralters das Kamel dienstbar gewesen, das Zelt und Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken trägt. Die Indogermanen aber, denen, wie wir oben p. 161, 168 sahen, die Bekanntschaft mit diesem wertvollen Transporttier abging, das gleichsam Zuchtier und Wagen vereinigt, waren frühzeitig auf die Erfindung des

letzteren, einer Hauptbedingung ihres Daseins im Zustand der Ruhe wie der Wanderung, angewiesen¹⁾).

Im schroffsten Gegensatz zu dem sprachlichen Reichtum, den wir soeben in der urzeitlichen Terminologie des Wagenbaus gefunden haben, steht die ausserordentliche Armut der urverwandten Gleichungen, die sich auf das Gebiet der Schifffahrt beziehen, denn es sind nur zwei Begriffe, die auf diesem Gebiet zwischen Europa und Asien gleichmässig benannt sind: das Rudern (sert. *arītras*, *arītram*, griech. ἑρέτης, ἑρεμῶς, ἱρήρης, lit. *ir-ti*, *ir-klas*, ir. *rám*, lat. *rēmus*, *trirēmis*, *ratis*, ahd. *ruodar* etc.) und das Fahrzeug, welches gerudert wurde (sert. *nāú*, altp. *nāvi*, aw. *āpō nāvayāo* „schiffbare Flüsse“, griech. *ναῦς*, lat. *navis*, altir. *nói*, armen. *nav*, mhd. *naue*, altn. *naust* „Schiffsstation“). Ich habe oben p. 182 f. nachzuweisen versucht, dass diese letztgenannte Sippe in der Urzeit nichts als einen ausgehöhlten Baumstamm, einen sogenannten Einbaum, bezeichnet hat, wie solche in verschiedenen prähistorischen Epochen unseres Erdteils zutage getreten sind (vgl. näheres bei Georg H. Boehmer *Prehistoric naval architecture of the north of Europe*, Washington 1893). Innerhalb der europäischen Sprachen scheint eine übereinstimmende Bezeichnung des Mastes in ahd. *mast*, altn. *mastr* = lat. *mālus* (**mazdo-s*) vorzuliegen; doch macht es sowohl die Entwicklung des Wortes innerhalb der germanischen Sprachen (altn. *mastr* erst aus dem Angelsächsischen) wie auch das neben lat. *mālus* liegende irische *maide* (**mazdo-s*) „*lignum, baculus*“, altir. *matan* „Keule“ wahrscheinlich, dass für die Sippe von einer Grundbedeutung „Stange“ auszugehen ist, zumal der Gebrauch von Mast und Segel sich bei den germanischen Völkern mit Sicherheit erst bei den Wikinger Schiffen nachweisen lässt (vgl. mein Reallexikon u. Segel und Mast). Im übrigen gehen aber auch in Europa die Namen für Begriffe wie Segel, Rahe, Anker, Steuer, Kiel etc.

1) In Kürze sei hier noch auf die interessanten Mitteilungen Meringers (Das deutsche Haus p. 71) über ein fahrbares Schlittenkufenhaus hingewiesen, das sich noch heute in der Herzegowina findet, und das dazu dient, das Wohnhaus im Sommer an die Felder heranzufahren. Meringer bringt hiermit die slavische Sippe *věza* „Hütte, Zelt, Vorhaus“ in Verbindung, die schwer von *vozŭ* „Wagen“ (s. o.) getrennt werden kann. Vgl. auch Meringer I. F. XIX, 401.

weit auseinander. Ebenso fehlen mit wenigen Ausnahmen indogermanische Gleichungen für besondere Arten von Fahrzeugen, für den Fischfang (vgl. I³, 162 f. und oben p. 248), für die Windrichtungen (abgesehen von lat. *Caurus* = lit. *sziaurys*, altsl. *ševerŭ* „Nordwind“), für bedeutendere Seetiere¹⁾, für das Wetter auf der See, für charakteristische Merkmale der Meereslandschaft usw.

Dazu kommt nun, dass sich an der Hand sprachlicher Zeugnisse, die ich Handelsgeschichte und Warenkunde I, 43 ff. (vgl. auch Vf. Die Deutschen und das Meer, Wissensch. Beih. d. Allg. deutschen Sprachvereins XI. Heft und mein Reallexikon s. v. Schifffahrt) eingehend erörtert habe, nachweisen lässt; dass bei den Indogermanen Europas eine höhere Entwicklung der Seefahrtskunst erst in frühhistorischer Zeit, und zwar von zwei Punkten unseres Erdteils aus, deren geographische Beschaffenheit gleichsam von selbst ein Emporblühen der Schifffahrt bedingte, stattgefunden hat: es sind dies einmal die von Griechen besetzte Ostküste der Balkanhalbinsel und die Inselwelt des ägäischen Meeres, das andere Mal die Gestade, welche die westliche Ostseeküste umschliessen, die alte Heimat germanischer Stämme. Wie in der Terminologie der Nautik die Griechen die Lehrmeister des südlichen Europas gewesen sind, so gehen im Norden auf diesem Gebiet die mächtigsten Anregungen von der germanischen Welt einerseits auf die romanischen, andererseits auf die finnischen, litauischen und slavischen Stämme aus, die in anderer Richtung wiederum den Einfluss der griechisch-byzantinischen Nautik zeigen und so gewissermassen den Kreis schliessen.

Nimmt man dies alles zusammen, so kann man nur zu dem Schluss gelangen, dass die Schifffahrt im Leben der urzeitlichen Indogermanen noch keine bedeutsame Rolle gespielt hat. Wenn wir die Ursitze der Indogermanen in das südliche Russland, nordwärts der Gestade des Schwarzen Meeres (vgl. oben p. 177) verlegen, erklärt sich dieser Zug ihres Lebens aufs beste; denn gerade diese Küsten haben, vielfach durch öde Flächen

1) Wenn lat. *squalus* „ein grösserer Meerfisch, vielleicht der Meersäufisch“ dem altn. *hvalr*, agls. *hwæl*, ahd. *wal*, *welira* „Walfisch“, mhd. *wels* = altpr. *kalis* „Wels“ entspricht, was nicht sicher ist, so würde doch die Bedeutungsübereinstimmung des Germanischen und Altpreussischen lehren, dass von der Bedeutung „Wels“ auszugehen ist.

und Salzsteppen von ihrem fruchtbaren Hinterland getrennt, infolge des Mangels natürlicher Häfen und bei der häufigen Versandung ihrer Flussmündungen niemals im Altertum eine erheblichere Schifffahrt hervorgebracht. Auf keinen Fall haben wir ein Recht, uns die Indogermanen mit H. Hirt¹⁾ (Schifffahrt und Wanderungen zur See in der Urzeit Europas, Beilage z. Allg. Z. 1898 Nr. 51) und M. Much (vgl. I³, 118) nach Art kühner Wikinger vorzustellen, die von ihrer angeblichen Heimat an der Ost- oder Nordsee indogermanische Sprache und Kultur zu Schiff bis an die Ufer des Indus getragen hätten. Dies schliesst natürlich nicht aus, dass einzelne Zweige des idg. Urvolks schon in früher Zeit auf ihren Einbäumen auch über unbedeutende Meeresstrassen zu setzen wagten, wie dies z. B. die Thraker bei ihrem Übergang nach Kleinasien oder die Kelten bei ihrem Übergang nach Britannien getan haben müssen.

1) Warum H. Hirt in dem genannten Aufsatz (= Die Indogermanen I, 398) sich so für die seemännische Tüchtigkeit der Indogermanen ereifert, ist mir um so unverständlicher, als bei seiner neuesten Lokalisierung der indogermanischen Urheimat in der Umgegend von Berlin oder Posen (vgl. unten Kap. XVI), abgesehen von den Germanen, denen auch wir immer sehr frühe Vertrautheit mit dem Meere zugeschrieben haben, alle übrigen Indogermanen ihre unendlichen Marschrouten zu ihren eigentlichen Stammsitzen durch das Binnenland Europas und Asiens zurücklegen mussten. Wenn dann weiter der genannte Verfasser aus Gleichungen wie srt. *ārmi* = agls. *wielm* „Woge“ oder griech. *ἤπειρος* „Festland“ = nhd. *Ufer* oder lat. *vadum* „seichte Stelle“ = ndd. *watt* den Charakter einer idg. Seelandschaft erschliesst (II, 701), so überzeugt er sich vielleicht davon, dass auch die Pleisse Wellen und Ufer und seichte Stellen hat. Ebensowenig ist es dem Vf. (II, 667) gelungen, irgendwie gesicherte Gleichungen, die das Prädikat „indogermanisch“ nach der von ihm selbst (vgl. oben p. 126 Anm. 1) gegebenen Begrenzung dieses Wortes verdienten, für Fischereigeräte und Fischarten zusammenzubringen. Zweifelhaft mag srt. *jhashá* „Fisch“ = schwed. *gärs* „Kaulbarsch“ sein; indessen gehört letzteres, wie mhd. *bars* „Barsch“: *Borste*, *Bürste*, doch wohl zu srt. *hārshatē* „wird starr“. Über griech. *πέσση*, ahd. *forhana* vgl. mein Reallexikon u. Forelle. Was schliesslich die Fischnahrung (vgl. I³ 162, und oben p. 248) anbetrifft, so folgert der Vf. Die Indogermanen II, 517 (= Reallexikon p. 602) aus den altidg. Opferbräuchen ja jetzt selbst, dass sie „nicht oder doch nicht regelmässig“ zu den Genüssen der Indogermanen gehört habe.

XII. Kapitel.

Die Familie.

Hypothesen über die Entwicklung der menschlichen Familie. Unsere Aufgabe. I. Die idg. Verwandtschaftsnamen: 1. Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester. 2. Geschwister des Vaters und der Mutter, Nefte, Vettern, Grosseltern, Enkel. 3. Die Verschwägerung. Erklärung der gefundenen Verhältnisse. II. Die idg. Eheschliessung: Kauf- und Raubehe. III. Mann und Weib: a) „er selbst“. b) Die Lage der Frauen: Polygamie, Zeugungshelfer, Ehebruch bei Mann und Weib, Kinder- besonders Mädchenaussetzung, Witwenverbrennung, Anschläge der Ehefrauen gegen das Leben des Mannes. Zusammenfassung. Lichtblicke: Die Frau als Prophetin, —Ärztin-und-im-Krieg. IV. Herdgemeinschaften: Die idg. Grossfamilie mit besonderer Berücksichtigung der russischen Familienbildung und der serbischen Zadruga. Die Schwiegermutter. *Snochačestvo*. *Separatio a mensa*. — Vorig. Mutterrechtsfamilie in Europa. Der Schwestersohn.

Schon an der Schwelle europäischer Überlieferung, bei Homer, tritt uns eine Auffassung der Ehe entgegen, wie sie inniger und reiner auch auf modernen Kulturstufen nicht gedacht werden kann:

Ἐπιος, sagt Andromache II. VI, 429, *ἀτὰρ σὺ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ, ἣδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης* und Odyssee VI, 182 fügt hinzu:

οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὄθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασι οἶκον ἔχῃτον ἀνὴρ ἣδὲ γυνή

„Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden, Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt, Ruhig ihr Haus verwalten.“

Und dennoch muss, wie jede menschliche Einrichtung, auch dieses Verhältnis des Mannes zum Weibe von niederen, noch im Leben der Tiere halbversteckten Anfängen seinen Ausgang genommen haben. Es fragt sich, ob wir noch imstande sind, die hier waltenden Entwicklungsreihen mit einiger Deutlichkeit zu bestimmen.

Die gewöhnliche Auffassung dieses Entwicklungsganges geht auch für die Geschichte der menschlichen Familie von der Promiscuität der Geschlechtsverhältnisse, d. h. von einem Zustand aus, in welchem innerhalb einer gewissen Gemeinschaft jedem mit jeder der Geschlechtsverkehr freistand. Bei der hieraus sich ergebenden Unsicherheit der Vaterschaft eines Kindes sei es natürlich gewesen, die Verwandtschaft desselben nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu bestimmen, und so wurzele hier derjenige Zustand der Familie, den man als den des Mutterrechts oder der Weiberlinie bezeichnet. Auf der anderen Seite stelle die Polyandrie, d. h. die eheliche Gemeinschaft eines gewöhnlich durch Verwandtschaft verbundenen Kreises von Männern mit einem Weibe, die noch in dem sogenannten Levirat auch bei höherstehenden Völkern ihre Spuren hinterlassen habe, einen Übergang zu monogamischer Ehe und zu der Vaterlinie dar. Das nunmehr allmählich erkannte Verwandtschaftsverhältnis des Kindes zum Vater habe zunächst das zur Mutter vollständig verdrängt, und erst ganz zuletzt seien die gleichen verwandtschaftlichen Beziehungen des Kindes zu beiden Eltern anerkannt worden¹⁾.

Gegen diese oder ähnliche Auffassungen der Dinge sind namentlich von C. N. Starcke Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwicklung (Leipzig 1888) vielfach nicht unbegründete Bedenken erhoben worden. Starcke sucht die verschiedenen Formen der menschlichen Ehe überhaupt weniger aus geschlechtlichen (die nach seiner Meinung nie zur Ehe geführt hätten), als aus ökonomischen Bedürfnissen des primitiven Menschen zu verstehen. Derselbe habe eine Sklavin, eine Wirtschaftlerin gebraucht, die ihm das Erworbene zusammenhalte. Hierzu sei dann aus praktischen und religiösen Gründen der Wunsch hinzugekommen, Kinder zu erhalten. Dass dieselben auch von ihm gezeugt seien, darauf habe der Mann von Haus aus kein Gewicht gelegt, da alles, was das ihm gehörende Weib hervorgebracht habe, ihm zu eigen gewesen sei. Erst ganz allmählich sei die Ehe zunächst für das Weib, dann auch für den

1) Vgl. unter anderen Lubbock Die Entstehung der Civilisation 1875 p. 59—167, oder F. v. Hellwald Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und Entwicklung, Leipzig 1879. Der energischste Vertreter der Mutterrechtstheorie ist J. J. Bachofen Das Mutterrecht, Stuttgart 1861 und Antiquarische Briefe, Strassburg 1880—86.

Mann zugleich auch der Mittelpunkt des geschlechtlichen Lebens geworden. Das Mutterrecht oder die Weiberlinie sieht Starcke vielfach als eine spätere Bildung an, die jedenfalls nichts mit Reflexionen über die angebliche Unsicherheit der Vaterschaft zu tun habe.

Es ist glücklicherweise nicht unsere Aufgabe, eine bestimmte Stellung zu den hier gestreiften weittragenden Problemen¹⁾ einzunehmen. Unser Ziel ist ein viel bescheideneres und beschränkteres: es gilt für uns ein Bild der Ehe und Familienorganisation in der Urzeit der idg. Völker zu entwerfen, und nur deswegen war es nötig, der Streitfragen, welche sich an den Ursprung der menschlichen Ehe überhaupt knüpfen, auch hier mit einigen Worten zu gedenken, weil, wie wir noch sehen werden, dieselben auch in das von uns zu behandelnde Gebiet an einigen Stellen hineinragen, das wir im übrigen von allen Spekulationen über die Urzustände der Menschheit loszulösen und auf den Boden rein historischer Forschung zu stellen bemüht sein werden.

Wenn somit der Umfang unserer Aufgabe ein geringerer ist, so ist doch der Inhalt derselben ein so ungemein reicher, dass wir von vornherein darauf verzichten müssen, ihn in dem Rahmen dieses Buches auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir werden uns daher darauf beschränken, auf einige für die Beurteilung der idg. Familie und ihre Weiterentwicklung besonders wichtige Punkte hier näher einzugehen, und beginnen mit einer Betrachtung der idg. Verwandtschaftsnamen²⁾, in der Hoffnung, dass wir bereits durch diese etwas näheres über die Organisation der idg. Familie erfahren werden.

I. Die idg. Verwandtschaftsnamen.

Wir eröffnen die Erörterung der idg. Verwandtschaftsnamen mit einer Gruppe von Personen, deren Benennungen sich in Form

1) Am besten orientiert über dieselben jetzt Westermarck Geschichte der menschlichen Ehe (*History of human marriage*), 2. Aufl. Berlin 1902. Ein gutes Buch ist auch E. Grosse Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, Freiburg 1896.

2) Vgl. besonders B. Delbrück Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen. Ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde. Des XI. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. V, Leipzig 1889.

und Bedeutung besonders zäh erwiesen haben, nämlich mit den Namen

1. des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders, der Schwester.

Vater: sert. *pitár*, aw. *pitár*, armen. *hair*, griech. *πατήρ*, lat. *pater*, ir. *athir*, got. *fadar*.

Mutter: sert. *mátár*, aw. *mátar*, armen. *mair*, griech. *μήτηρ*, lat. *máter*, ir. *máthir*, ahd. *muotar*, altsl. *mati*, altrpr. *mothe*, *máti* — lit. *motė* „Weib“ (*mótyna* „Mutter“), alb. *motre* „Schwester“.

Neben diesen organischen Bildungen ziehen sich durch die idg. Sprachen noch Vater- und Mutternamen mehr onomatopoeischen Charakters. So für

Vater: sert. *tátá*, griech. *τέτα*, lat. *tata*, ahd. *toto* etc. (Grimm W. B. II, 1312), lit. *tėtis* (neben *tėwas*), alb. *tate*, griech. *ἄτα* neben *πάπα*, lat. *atta*, got. *atta*, altsl. *otici*, alb. *at*¹⁾; für

Mutter: sert. *naná* (griech. *νάννη*, *νέννα* „Tante“, des Vaters und der Mutter Schwester), alb. *nane*,

ahd. *ama* (lat. *am-ita* „Tante“, des Vaters Schwester), sp., port. *ama*, alb. *ame*,

lat. *mamma*, alb. *meme* (griech. *μάμη*, meist „Grossmutter“); auch altn. *móna*, ahd. *muoma* „matertera“, ndd. *mōme*, lit. *momà*; ahd. *muoia* = griech. *μαῖα*.

Wie man sieht, sind also für den Vater die Laute *t* (und *p*), für die Mutter *m* und *n* charakteristisch; nur in slavischen Sprachen kommt auch *nan* „Vater“ (oserb.) vor; doch vgl. Delbrück a. a. O. p. 73 = 451 Anm.².

Eine gemeinsame Benennung des Elternpaares ist in den indog. Sprachen nicht nachweisbar. Dieser Begriff wird in den Einzelsprachen ausgedrückt durch Wörter wie griech. *τοκῆς*, *γονεῖς*, lat. *parentes*, lit. *gimdýtojei* „die Erzeuger“, slav. *rodíteli* id., got. *bėrusjōs* (vgl. got. *bairan*), ahd. *eltiron* „die älteren“ und ähnliches. Einen altertümlicheren Eindruck machen Bildungen wie

1) Hierher gehört wahrscheinlich auch ahd. *adal* etc. „Geschlecht“ und uodal „Erbsitz“, eigentlich „väterliches“ (vgl. griech. *πάτρα* „Geschlecht“ : *πατήρ*).

got. *fadrein* n. „Eltern“, eine zu got. *fadar* gehörende Kollektivbildung im Sinne von „Vaterschaft“, zu der also die Mutter stillschweigend hinzugerechnet wird. Auch der Dual oder Plural des Wortes für Vater ist in alten Zeiten in der Bedeutung von Vater und Mutter gebraucht worden.

Sohn: sert. *sānūs*, aw. *hunu*, griech. *ὕς*, got. *sunus*, lit. *sunūs*, altsl. *synŭ*,

sert. *putrā*, aw. *puθra*;

Tochter: sert. *duhitār*, aw. *duγdar*, armen. *dustr* (*ustr* „Sohn“, Hübschmann A.St. 47), griech. *θυγάτηρ*, got. *dauhtar*, lit. *duktė*, altsl. *dŭštŭ*.

Bruder: sert. *bhrātār*, aw. *brātar*, armen. *elbair* (griech. *φοῖτηρ ἀδελφός* Hes.), lat. *frāter*, ir. *bráthir*, got. *brōþar*, lit. *broterėlis*, altp. *brote*, altsl. *bratrŭ*.

Schwester: sert. *svāsar*, aw. *xvānhar*, armen. *koir* (griech. *ἕορ* siehe unten), lat. *soror*, ir. *siur*, got. *svistar*, lit. *sesŭ*, altsl. *sestra*.

Während die Lateiner das idg. Wort für Sohn und Tochter spurlos verloren haben, wofür sie *filius*, *filia* „Säugling“ gebrauchen, haben die Griechen die alten Ausdrücke für Bruder und Schwester bis auf gewisse Überreste eingebüsst. Den Ersatz bilden *ἀδελφός* (lac. *ἀδελφιήρ* im Suffix nach den übrigen Verwandtschaftsnamen), *ἀδελφή* „der (die) demselben Mutterleib entsprossene“ (vgl. auch *δμογάστωρ*, *ἀγάστωρες*· *ἀδελφοὶ δίδυμοι*, *ὀγάστωρ*, sert. *sōdara* = *sa* + *udarā* „Bauch“, osset. dig. *ānsuwār* = *ān* + *suwār* „Mutterleib“) ¹⁾ und das dunkle *κασίγνητος*, auch bloss *záσις*.

Über das in seiner ursprünglichen Bedeutung fast ganz verblasste *φοῖτηρ* wird später (Kap. XIII) zu handeln sein. Hier noch ein Wort über das schon vorhin genannte *ἕορες* = lat. *sorōres*!

Hesych erklärt *ἕορ* mit *θυγάτηρ* und *ἀνεπιός*, *ἕορες* mit *προσήκοντες*, *συγγενεῖς*. Die Erklärung der drei letztgenannten Bedeutungen scheint mir in dem Vergleich mit dem lat. *conso-brini* (**con-sosr-īni*) zu liegen. Dieses Wort bezeichnete ursprünglich die Kinder eines Geschwister-, d. h. ursprünglich Schwesternpaares (ahd. *gi-swistar*, altndd. *gisustruon*), dann aber auch die Kinder zweier Brüder (*frātres patrueles*, *sorores patrueles*) und

1) In den russischen Volksliedern wird zur Bezeichnung von Geschwistern sehr oft der Ausdruck *edinoutróbnny*, *odnoutróbnny* : *utróba* „Leib“ gebraucht.

eines Bruders und einer Schwester (*amitini, amitinae*). Vgl. *Corp. iur. civ.* XXXVIII, X, 1. Ebenso, meine ich nun, bedeutete *ἑορες* ursprünglich „Schwestern“, dann „Schwesternkinder“, „Geschwisterkinder“ (*ἀνεψιοί*). Bezüglich des Mangels einer sprachlichen Ableitung wäre auf hom. *κασίγνητος*, urspr. „frater“, dann auch „fratris liberi“ (*consobrini, ἀνεψιοί*) zu verweisen. Dieser Verwandtenkreis ist also bei *ἑορες* unter *προσηγοντες, συγγενεῖς* gemeint, so dass nur die Angabe Hesychs: *ἑορ· θυγάτηρ* (statt *ἀδελφή*) auf einem Irrtum beruhen würde.

Auf die etwaigen Wurzelbedeutungen der bisher besprochenen Verwandtschaftswörter gehen wir hier aus schon früher (I³, 185 f.) angegebenen Gründen nicht weiter ein. Das einzig sichere scheint mir zu sein, dass die idg. Benennung des Sohnes aus der Wurzel *sū* „zeugen, gebären“ (scrt. *sū* „Erzeuger“ und „Erzeugerin“) hervorgegangen ist; doch hat F. Kluge (*Z. f. deutsche Wortforschung* VII, 164) neuerdings versucht, dieselbe vielmehr zu dem Pronominalstamm *sve, svo* (s. u.) zu stellen, so dass es soviel wie „der Angehörige“ bedeuten würde (vgl. *swë-ster, swë-hur, swi-gur, gi-swāa*, altn. *svi-lja*).

2. Die Geschwister des Vaters und der Mutter, Nefte, Vetter, die Grosseltern, die Enkel.

Die in dem vorigen Abschnitt besprochenen Verwandtschaftsnamen waren durch die grosse Konformität ihrer Bildung, die mit Ausnahme des idg. Sohnesnamens überall die Suffixe *-ter*, resp. *-er* aufwies, ausgezeichnet. Auch die Festigkeit ihrer Bedeutungen wurde nur durch vereinzelte Fälle des Ausweichens derselben durchbrochen.

Anders stehen die Dinge bei dem Kreis von Personen, zu deren Terminologie wir uns nunmehr wenden. Innerhalb derselben ist von einer Einheit der Wortbildung seltener die Rede, und die Bedeutungen der hier zu nennenden Verwandtschaftswörter scheinen in einem fortgesetzten Fluss begriffen. Wir wollen uns zunächst einen Überblick über die einschlagenden Verhältnisse zu verschaffen suchen und erst später zusehen, ob sich vielleicht eine Erklärung derselben finden lässt.

Als die in Form und Bedeutung am meisten übereinstimmende Reihe ist hier der Name des Vaterbruders zu nennen:

sert. *pitrvya*, aw. *tūiryā*, griech. *πάτριος*, lat. *patruus*, ahd. *futureo*, agls. *faedera*.

Eine idg. Bezeichnung des Mutterbruders fehlt. Im Sanskrit begegnet *mātulā* (vielleicht = **māta-tulya*, vgl. *tāta-tulya* „vaterähnlich“, „Oheim väterl. Seits“), im Griechischen *μητρός* (nach *πάτριος*, später auch „Grossvater mütterl. Seits“), im Armenischen *keri* (: *koir* „Schwester“).

Besonders häufig wird aber in den europäischen Sprachen der Name des Mutterbruders von einem Stamme gebildet, der ursprünglich den Grossvater, resp. die Grossmutter bezeichnet hat. Hierher gehören:

lat. *avus* „Grossvater“: *avunculus*; got. *avō* „Grossmutter“, altn. *de* „Urgrossvater“: ahd. *ōheim*, agls. *eām*, altfr. *ēm* (dunkel in der Wortbildung) — lit. *avynas*, preuss. *avis*, altsl. *uj*, *ujka*, sämtlich „*avunculus*“ — meymr. *ewi-thr*, acorn. *ewi-ter* „Onkel“. Wie man sieht, geht die Suffixbildung des lateinischen, germanischen, litauischen und keltischen Wortes für den Mutterbruder gänzlich auseinander.

Eine Parallele findet dieser Bedeutungsübergang von Grossvater — Mutterbruder in dem von Grossvater — Vaterbruder, wie er in folgender Reihe vorliegt:

altsl., russ. *dědū* „*avus*“, griech. *τήθη* „Grossmutter“ — russ. *djadja*, lit. *dėdis* „Vaters Bruder“ (*dėdė*, *dėdzius* „Vetter“, vgl. ahd. *futureo* „Oheim“, dann „Vetter“), griech. *θεῖος* (aus **θη-jo*) „Vater- und Mutterbruder“.

Vgl. noch lit. *strujus* „Greis“: altsl. *stryj*, *stryjci* „*patruus*“ (Miklosich Et. W., dazu Leskien bei Delbrück p. 119 = 497).

In mancher Beziehung eine Ergänzung zu dem in den vorigen beiden Gruppen geschilderten Bedeutungswandel bildet dasjenige Verwandtschaftswort, das von den in dieser ganzen Abteilung zu behandelnden Benennungen die weiteste Verbreitung innerhalb der idg. Sprachen zeigt und in sich die Bedeutungen „Enkel“ und „Neffe“ vereinigt, daneben aber auch eine allgemeine Bedeutung „Abkömmling“ aufweist: das lat. *nepos* mit seiner Sippe:

Sanskrit: *nāpāt*, *nāptar* „Abkömmling überhaupt, Sohn, im bes. Enkel“, in der älteren Sprache vorzugsweise in der allgemeinen, in der späteren nur in der Bed. „Enkel“ gebraucht (B. R.). — *naptī* „Tochter“, „Enkelin“.

Iranisch: aw. *napāt*, *naptar*, *napti* „Enkel, Enkelin“, *naptya* „Abkömmling“, „Generation“.

Griechisch: *νέποδες* (an *πούς* angelehnt) „Brut“ (? vgl. K. Brugmann I. F. XX, 218), *ἀ-νεπιός* „Geschwisterkind“ (*ἀ-νεπ-σ-* = *ἀ-νεπ-ιο* „der mit jemand zusammen Abkömmling ist“), *νεόπιοι· ἑὼν θυγατέρες* Hes. „Enkelinnen“ (für **νεποιο-ραι*?).

Lateinisch: *nepos* „Enkel“, später auch „Neffe“, *neptis* „Enkelin“.

Germanisch: agls. *nefa* „Enkel“, „Neffe“, altn. *nefe* „Verwandter“, ahd. *nefo*, mhd. *neve* „Schwestersohn, seltener Bruderssohn, auch Oheim, dann allgemein Verwandter“ (Kluge), altn. *nípt* „Schwestertochter, Nichte“, ahd. *nift*, mhd. *niftel*¹⁾.

Litauisch: *nepotis* „Enkel“, *neptis* „Enkelin“.

Altslov.: *netiji* „Neffe“, *nestera* „Nichte“ (vgl. Delbrück p. 121 = 499).

Altirisch: *nia* „Schwestersohn“, *necht* „Nichte“.

Ein Blick auf das Angeführte zeigt, dass sich die Bedeutungen „Neffe“, „Vetter“ etc. nur innerhalb der europäischen Sprachen finden, auf die auch der Bedeutungswandel von Grossvater — Oheim beschränkt ist. Auch innerhalb der europäischen Sprachen ist die Bedeutung „Enkel“ zweifellos die ältere und ursprünglichere.

Die arischen Sprachen haben für den Bruderssohn einen eigenen Ausdruck ausgebildet:

scrt. *bhrátrvya* = aw. *brátuirya*.

Hiermit sind meines Erachtens im wesentlichen die Übereinstimmungen erschöpft, die sich in den Benennungen des hier in Frage stehenden Kreises von Verwandten finden. Doch bleiben noch einige Worte über die Schwestern von Vater und Mutter, über die Grosseltern und Enkel zu sagen.

Die Namen der Schwestern *πρός πατρός* werden von denen *πρός μητρός* in den Einzelsprachen meist scharf geschieden. So im lat. *amita*: *matertera*, im germanischen ahd. *basa*, agls. *fabu*, altfr. *fethe*: ahd. *muoma*, agls. *môdrie*, ndd. *mödder* (vielleicht = griech. *μητροιά*, armen. *mauru*, die aber beide „Stiefmutter“

1) Got. *nipjis* „Verwandter“ ist nach W. Schulze K. Z. XL, 411 ff. von dieser Sippe zu trennen und zu scrt. *nitya* „eingeboren, angehörig“ zu stellen.

bedeuten, so dass, wenn die Gleichung überhaupt richtig ist, die Wahrscheinlichkeit für die letztere Bedeutung als die ursprüngliche spräche), altsl. *strina* (: *stryj*): *teta*, *tetka*. Im Griechischen scheint kein deutlicher Unterschied zwischen Wörtern wie *θεία*, *τηθίς*, *νάνη* gemacht worden zu sein.

Die Namen der Grosseltern weisen, abgesehen von den oben angeführten Übereinstimmungen von lat. *avus* = got. *avô*, wozu auch armen. *hav* „Grossvater, Vorfahr“ zu stellen ist, auf keine ursprünglichen Bildungen hin. Man nennt den Grossvater, resp. die Grossmutter entweder schlechthin die Alten: ahd. *ano*, *ana* = lat. *anus* „alte Frau“, altsl. *baba* „Grossmutter“, oder man hilft sich mit Zusammensetzungen wie sert. *mâtamaha*, griech. *μεγαλομήτηρ*, *μητροπάτωρ*, ir. *senmáthir* etc. Ein Lallwort ist griech. *πάππος*, dunkel aw. *nyâka* = apers. *nyâka*, npers. *niyâ*, vgl. altpers. *apa-nyâka* „Abnherr“ u. a. Dagegen ist für den Enkel noch auf eine spezielle Übereinstimmung des Deutschen, Slavischen und Litauischen hinzuweisen:

ahd. *eninchilî*, altsl. *vânučkû*, lit. *anukas*, die meist als „kleiner Ahn“ (ahd. *ano*) gedeutet werden, eine Erklärung, für die neuerdings W. Schulze K. Z. XL, 409 unter Berufung auf die Sitte, häufig den Enkel nach dem Grossvater zu benennen¹⁾, mit Entschiedenheit eingetreten ist. Ist dies richtig, so müsste ahd. *eninchilî* von den slavischen Formen (poln. *wnekek*, kluss. *onúk*, woraus lit. *anukas*), aus denen ich I. F. XVII, 35 ff. das deutsche Wort als Entlehnung abgeleitet hatte, und mit denen sich W. Schulze leider nicht auseinandersetzt, getrennt werden, womit es sein Interesse in diesem Zusammenhang verlöre. In jedem Fall hat das erst spät bezeugte Wort „Enkel“ im Deutschen einen älteren Ausdruck für diesen Begriff, ahd. *diehter* (: sert. *tuc* „Nachkommenschaft“) verdrängt.

3. Die Verschwägerung (*affinitas*).

Ich stelle an die Spitze dieses Abschnitts einen Satz, dessen Richtigkeit ich im folgenden zu erweisen hoffe, und der, wenn er richtig ist, mir einen höchst wichtigen Schlüssel für das Ver-

1) Nicht beweiskräftig scheint mir dabei griech. *Avύλατος* zu sein; denn es liegt, wenigstens für mein Gefühl, bei dieser Namensgebung doch wohl der Wunsch am nächsten: dieses Kind möge ein Abbild oder Ersatz seines Vaters sein!

ständnis der altidg. Familie zu enthalten scheint. Ich bin nämlich der Meinung, dass sich durch idg. Gleichungen nur die Verschwägerung der Schwiegertochter mit den Verwandten des Mannes, nicht aber die des Schwiegersohnes mit den Verwandten der Frau belegen lässt.

Das junge Paar, durch welches die Verschwägerung zweier Sippen erfolgt, besteht aus der Schwiegertochter (den Eltern des Mannes gegenüber) und aus dem Schwiegersohn (den Eltern der Frau gegenüber). Wir finden, dass nur der Name der ersteren ein begründetes Anrecht auf idg. Altertum hat. Die Schwiegertochter heisst:

serb. *snushá'*, osset. *nostä* (vgl. Hübschmann Osset. Spr. p. 52), armen. *nu*, griech. *νύς*, lat. *nurus*, ahd. *snura*, altsl. *snücha*, alb. *nuse* (?).

Nur im Keltischen (corn. *guhít*) und Litauischen (*martì*) scheint das Wort nicht zu belegen. Obgleich es sich nicht beweisen lässt, so ist es doch wahrscheinlich, dass die althergebrachte Deutung des idg. **snusâ* als „Söhnin“ (**sunu-sâ*) das richtige trifft.

Dem Namen der Schwiegertochter gegenüber gehen die Bezeichnungen des Schwiegersohns: serb. *ǰá'mâtar*, aw. *zámâtar*, griech. *γαμβρός*, lat. *gener*, lit. *žentas*, altsl. *zētī*, alb. *ðender* sichtlich auseinander und zeigen eine zweifellose Übereinstimmung nur in den durch nähere Verwandtschaft miteinander verbundenen Sprachen, nämlich in der arischen und litu-slavischen Gruppe. Allein auch wenn, abgesehen hiervon, einige dieser Wörter untereinander etymologisch zusammenhängen sollten, lässt sich erweisen, dass sowohl die genannten Wörter wie auch andere ältere Benennungen des Schwiegersohns ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung gehabt und zu gleicher Zeit den Schwiegersohn und Schwager (so z. B. serb. *ǰá'mâtar* und russ. *zjatī*)¹⁾ oder den Schwiegersohn, Schwager und Schwiegervater (so z. B. griech. *γαμβρός* und *πενθερός*, armen. *aner*, unser „Eidam“), d. h. mit einem Wort den Heiratsverwandten ganz im allgemeinen bezeichnet haben. Man kann also mit grosser Bestimmtheit sagen, dass in der Ursprache

1) Dasselbe gilt vom serb. *zet*: „Für die ganze Familie, aus der meine Frau stammt, bin ich der *zet*, und Gross und Klein sagt von mir „unser *zet*“ (Rovinskij Montenegro, Sbornik d. kais. Ak. d. W. St. Petersburg LXXXIII Nr. 3 p. 284).

nur ein Wort für die Schwiegertochter, nicht aber für den Schwiegersohn vorhanden war (vgl. Vf. Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den idg. Völkern, I. F. XVII, 11 ff.).

Von den Kindern wenden wir uns zu den Schwiegereltern:
der Schwiegervater: sert. *çvácûra*, aw. *axasura*, armen. *skesr-air* („Mann der Schwiegermutter“), griech. *έκνός*, lat. *socer*, got. *svathra*, ahd. *suehur*, altsl. *svekrû*¹⁾, lit. *szesziûras*, alb. *viêheř*, corn. *hwigeren*;

die Schwiegermutter: sert. *çvaçrû'*, armen. *skesur*, lat. *socrus*, altsl. *svekry*, griech. *έκνόά*, got. *svaihrô*, ahd. *suigar*, alb. *viêheře*, corn. *hveger*.

Die idg. Grundformen (vgl. W. Schulze a. a. O. p. 400) lauteten **svékuro-s* (sert. *çvácûra* = ahd. *suehur*) und **svekrû-s* (sert. *çvaçrû'* = ahd. *suigar*). Ihre Deutung ist natürlich unsicher. Nicht unwahrscheinlich scheint mir ihre Zerlegung in den Pronominalstamm *sve* (vgl. oben p. 308) und den Nominalstamm *kuro-*, den man mit griech. *κύριος* vergleichen kann, so dass sich, wie Curtius Grdz.⁴ p. 136 will, der Sinn von *ίδιος κύριος* (nämlich der **snusâ*) ergäbe²⁾.

Diese Wörter werden nun in mehreren Einzelsprachen (z. B. im Latein und Germanischen) unterschiedslos von den Eltern des Mannes wie von denen der Frau gebraucht; allein es fehlt nicht an deutlichen Spuren, welche beweisen, dass dieser Zustand kein altertümlicher oder wenigstens kein urzeitlicher ist.

In der homerischen Sprache wird *έκνός*, *έκνοή* lediglich von den Eltern des Mannes gesagt, während für den Vater der Frau ein besonderes Wort, das schon oben genannte *πενθερός* (:sert. *bândhu* „Verwandtschaft, Genossenschaft, Verwandter“) besteht. Der gleiche Zustand herrscht oder herrschte im Litauischen, wo das veraltende *szesziûras* nur für den Vater des Mannes, für den der Frau aber *û'szvis* (:lat. *uxor*) gilt oder galt. Auch im Armenischen ist *skesur* nur „Mutter des Mannes“ (*zokanç*

1) Das *k* statt *s* in den slavischen Wörtern ist auffallend.

2) Jedes Weib bedarf im griech. Recht eines *κύριος*; dieser ist für eine unverheiratete Person der Vater oder nächste Blutsverwandte, für eine verheiratete der Mann. Jedenfalls scheint mir diese Deutung von *έκνός* derjenigen Bernekers (I. F. X, 155) vorzuziehen, nach der *kuro-* = slav. *šurĭ* „Bruder der Frau“ (**keuro-*) wäre, aus der sich aber für *έκνός* ein annehmbarer Sinn nicht ergibt.

„Mutter der Frau“). Endlich weisen auch die von F. Krauss (Sitte und Brauch der Südslaven Wien 1885 p. 3 ff.) mitgeteilten Tabellen der südslavischen Verwandtschaftsnamen deutlich darauf hin, dass die Wörter *svekrŭ*, *svekry* ausschliesslich zur Bezeichnung der Manneseltern verwendet wurden (vgl. p. 8 : 12,13), und dasselbe ist in den übrigen slavischen Sprachen (z. B. bei russ. *svěkrŭ*, *svěkróvĭ*) der Fall. Für die Eltern der Frau bestehen besondere Namen, z. B. russ. *testĭ*, *těšča*, die bis ins Altpreussische (*tistics* „Schwäher“) reichen.

In dieser Übereinstimmung von vier grossen Sprachzweigen muss aber der ursprüngliche Zustand sich abspiegeln; denn wollte man etwa annehmen, dass *ἐνυρός* von Haus aus den Vater des Mannes wie der Frau bezeichnet habe, und erst später einzelne Sprachen den Luxus einer gesonderten Benennung sich gestattet hätten, so würde man es als einen ganz unerklärlichen Zufall bezeichnen müssen, dass vier ganz verschiedene Sprachgebiete (Griechisch, Litauisch, Armenisch, Slavisch) darauf verfielen, *ἐνυρός* gerade in dem beschränkten Sinne von „Vater des Mannes“ zu gebrauchen. Dazu kommt ferner, dass auch die noch ausstehenden idg. Gleichungen für Grade der Verschwägerung sich lediglich auf das Verhältnis der Frau zu den Mannesverwandten beziehen. Es sind:

der Bruder des Mannes: scrt. *dévār*, armen. *taigr*, griech. *δαίρ*, lat. *lėvir*, lit. *dėveris*, altsl. *dėverŭ*, ags. *tācor*, ahd. *zeihhur*¹⁾;

die Schwester des Mannes: griech. *γάλως*, *γαλόως*, lat. *geōs*, altsl. *zľuva*; vgl. phrygisch: *γάλλαρος* *Φρυγικόν ὄνομα* (sc. *συγγενικόν*), *γέλαρος* *ἀδελφοῦ γυνή* Hes. Im Sanskrit ist das Wort nicht zu belegen; hier heisst die Schwester des Mannes *nānāndar*, *nanandar*;

1) Dieses nur in Glossen bezeugte Wort wird allmählich durch unser „Schwager“ verdrängt, das W. Schulze K. Z. XL, 406 in der Form *suagur* bereits aus dem Anfang des IX. Jahrhunderts nachweist, und das er aus **svėkuro-s* „zum Schwiegervater gehörend“ deutet. Die Ausführungen dieses Gelehrten haben mich in der Richtigkeit meiner Vermutung irre gemacht, dass unser „Schwager“ eine Entlehnung aus slav. *svojakŭ*, *svak* „der Heiratsverwandte“ sein könnte (I. F. XVII, 11 ff.), obwohl die mannigfaltige Bedeutungsentwicklung unseres „Schwäger“, namentlich auch im Sinne von „Schwiegersohn“ besser zu dieser, als zu der Erklärung W. Schulzes (vgl. a. a. O. p. 407) passt.

Frauen von Brüdern des Gatten: scrt. *yâtaras* (*yâtâr* „die Frau des *dêvâr*“), griech. *εὐνάτερες*, lat. *janitrices*, alts. *jetry* „*fratria*“; die Frau des Bruders des Gatten: serb.-kroat. *jetrva*, bulg. *jetorva*, die Frauen der Brüder sind einander *jetrve* (Krauss a. a. O. p. 9), lit. *intė* „Frau des Bruders“, lett. *jentere*.

Auch hier fehlt es an irgendwie sicheren Gleichungen für den Bruder der Frau (scrt. *syâlâ*, lit. *laigõnas*, altsl. *šurĭ*) oder die Schwester der Frau (armen. *keni*, altsl. *svĭstĭ*, lit. *swâinë*) gänzlich.

Somit halte ich den am Eingang dieses Abschnitts aufgestellten Satz für erwiesen¹⁾, und wir können uns zu den Schlüssen wenden, die wir aus den im bisherigen besprochenen Tatsachen zu ziehen berechtigt sind.

Wir haben nach ihnen von einem Zustand der altidg. Familienorganisation auszugehen, in dem der Begriff der Verschwägerung lediglich hinsichtlich der Verwandten des Mannes gegenüber der Frau ausgebildet war; denn mit der Ehe trat ein Weib aus dem Kreis ihrer Anverwandten in den des Mannes über, was sie aber mit diesem vereinigte, zerriss zugleich ihre bisherigen Familienbände, knüpfte nicht neue zwischen ihrer und des Mannes Sippe an. Das Weib verschwand, sozusagen, in dem Hause des Ehegatten.

1) Gegen die Richtigkeit desselben könnte man meines Wissens nur auf die Gleichung griech. *ἀέλιοι· οἱ ἀδελφὰς γυναῖκας ἐσχηκότες, ἀλιοὶ· σύγγαμβροὶ* (Hesych), *εἰλιόνες· οἱ ἀδελφὰς γήμαντες, δμόγαμβροὶ* (Pollux) = altn. *svilar* „*the husbands of two sisters*“ (Vigfusson, Kluge K. Z. XXVI, 86) hinweisen, insofern durch sie eine verwandtschaftliche, durch ihre Frauen vermittelte Beziehung von Männern ausgedrückt würde. Aber einen solchen Verwandtschaftsgrad kann man sich auch sehr wohl innerhalb des Rahmens einer und derselben Familie entstanden denken, namentlich wenn man von grossen idg. Herdgemeinschaften ausgeht (worüber unten!). Die *ἀέλιοι* könnten ursprünglich Brüder oder Vettern gewesen sein, welche Schwestern zu Frauen hatten. In formeller Beziehung wird sich *ἀέλιοι* : *εἰλιόνες* verhalten, wie ahd. *ge-swio* : *swio* „Geschwei“. M. Müller vergleicht mit *ἀέλιοι* noch scrt. *syâlâ* (auch *çyâlâ*), was Delbrück p. 161 (539) mit Recht zurückweist. — Einen anderen, theoretisch möglichen Einwand, dass neben allen oben genannten Gleichungen für die Mannesverwandten in der Ursprache noch ebensolche für die Weibesverwandten vorhanden gewesen sein könnten, die zufällig verloren gegangen seien, halten wir aus den I³, 162 erörterten Gesichtspunkten für nicht erwägenswert.

Am deutlichsten ist die Erinnerung an einen solchen Zustand in den russischen Volksliedern erhalten. Hier ist *čužája storoná*, wörtlich „die Fremde“, im Gegensatz zu *rodŭ, rodnjá, rodŭ-plémja*, dem eigenen Geschlecht, der stehende Ausdruck für die Familie, in die das Mädchen bei der Hochzeit eintritt, wie umgekehrt der Bräutigam in den Hochzeitsliedern als *čuženinŭ* „Fremdling“, „fremder Fremdling aus der Fremde“ bezeichnet wird. Auch die vielerörterte, mit *snochá* „Schnur“ fast gleichbedeutende Benennung der Braut und jungen Frau, *nevěsta*, die schwerlich etwas anderes als „die Unbekannte“ bedeuten kann (so zuletzt Zubaty Archiv für slav. Phil. XVI und Rhamm Globus LXXXII, 271 ff.; vgl. auch Archiv XXVIII, 456), findet in diesem Anschauungskreis ihre verhältnismässig beste Erklärung, insofern das Wort, wenn man es in dem Sinn von „die Unbekannte“, d. h. „die Fremde“, nimmt, den naturgemässen Gegensatz zu dem *čuženinŭ* bildet: was der letztere für die Familie der Frau, ist die *nevěsta* für die Familie des Mannes.

Setzt man derartige Ausdrucksweisen, die in dem Volkslied schon mehr formelhaft und ihres eigentlichen Inhalts beraubt sind, als sich mit der wirklichen Auffassung der Menschen noch deckend an, so wird man damit dem ältesten idg. Zustand nahekommen, von dem aus allmählich sich eine Annäherung der beiden durch eine Heirat in Beziehung getretenen Familien oder Geschlechter vollzog. Damals wird zuerst der Freier die Angehörigen seiner Braut in ihrer Gesamtheit als die „Angeheirateten“, „Verbundenen“ „durch Eid verpflichteten“, „Angehörigen“ bezeichnet, und diese werden umgekehrt mit denselben oder ähnlichen Ausdrücken den Mann der Tochter und dessen Leute benannt haben. Teilweis schon genannte Wörter wie griech. *γαμβρός* (: *γάμος* „Heirat“) „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager, Heiratsverwandter überhaupt“, griech. *νευθερός*: serb. *bándhu* („Verbundener“) ebenfalls „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager, Heiratsverwandter überhaupt“, westgerm. „Eidam“, ags. *áðum*: got. *aips* („Eid“) „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager“, ahd. *swio*, *geswio* aus **sveio* (*suus*, vgl. lat. *meus* aus **meio-s*) „Schwager, Schwieгervater, Schwagermann, Heiratsverwandter überhaupt“, altsl. *svatŭ* und *svojakŭ* (Bildungen von *svo* „*suus*“) mit ungefähr derselben Bedeutungsentfaltung u. a. (vgl. I. F. XVII, 11) legen hiervon Zeugnis ab. Somit werden

diese Verhältnisse schon in vorhistorischer Zeit sich entwickelt haben. Erst den Einzelsprachen war die Ausbildung einer schärferen Terminologie der Verschwägerungsgrade, abgesehen immer von den älteren Beziehungen der Schwiegertochter zu den Angehörigen des Mannes, vorbehalten.

Im engsten Zusammenhang aber mit den bisherigen Ausführungen steht es, wenn, ebensowenig wie durch die Braut und junge Frau verwandtschaftliche Beziehungen zu den Angehörigen derselben angeknüpft wurden, eine ebenso geringe Beachtung auch die durch das zur Mutter gewordene Weib vermittelte Blutsverwandtschaft zwischen ihren Verwandten und ihren und ihres Mannes Kindern, wenigstens zunächst, bei den Indogermanen fand. Es ist somit nach meiner Auffassung kein Zufall, dass wohl des Vaters, nicht aber der Mutter Bruder übereinstimmend in den idg. Sprachen benannt ist, und überhaupt lediglich kognatische Verwandtschaftsgrade sich durch urzeitliche Gleichungen nicht belegen lassen (vgl. I³, 225 f.).

Am frühesten werden sich, aber wiederum erst auf dem Boden der Einzelsprachen, deutliche Benennungen für den Mutterbruder herausgebildet haben, der bei der allmählich aufkommenden Beachtung der durch die Mutter vermittelten Verwandtschaft natürlich die wichtigste Rolle gespielt hat. Warum man, wie wir oben (p. 309) gesehen haben, bei seiner Benennung in Europa mehrfach von der idg. Bezeichnung des Grossvaters **avo-s* ausging, ist noch nicht völlig aufgeklärt¹⁾. Sicher aber

1) Delbrück a. a. O. p. 104 (482) nimmt an, dass **avo-s* von Haus aus den Vater der Mutter bezeichnet habe. Sein Sinn sei (vgl. scrl. *ávati* „er tut wohl, fördert“) „Schützer“ oder „Gönner“ gewesen und habe zuerst allein, später mit seinen Ableitungen auch den Bruder der Mutter bezeichnet, der eine ähnliche Affektionsstellung wie der Grossvater dem Kinde gegenüber eingenommen habe. Doch darf nicht übersehen werden, dass für **avo-s* weder die spezielle Bedeutung „Vater der Mutter“ noch „Mutterbruder“ erwiesen werden kann, und dass die Deutung „Gönner“ oder „Schützer“ doch zu sehr an die I³, 29, 185 erörterten „idyllischen“ Deutungen der Verwandtschaftsnamen erinnert, um für sehr wahrscheinlich zu gelten. — K. Brugmann I. F. XV, 93 möchte zu lat. *avus* auch das griech. *aía* „Erde“ aus **avía* stellen, doch ist zu bemerken, dass wohl die Verbindung „Mutter Erde“ (vgl. Kap. XVI Religion), nicht aber „Grossmutter Erde“, durch die nach B. *aía* zu seiner Bedeutung „Erde“ gekommen sei, zu belegen ist.

ist, dass diese Bedeutungsverschiebung innerhalb der Ableitungen des Stammes *avo- 'von „Grossvater“ zu „Mutterbruder“ die weitere Bedeutungsverschiebung innerhalb des idg. *nepōt- von „Enkel“ zu „Neffe“ (zunächst „Schwestersohn“) zur Folge hatte (so auch Delbrück p. 127 = 505). Eine wichtigere sachliche Rolle hat der Mutterbruder, der in der Mutterrechtsfamilie dem Kinde gegenüber die bedeutsamste Persönlichkeit ist, bei den idg. Völkern nicht gespielt. Eine Ausnahme machen die Germanen und Kelten, bei denen früh eine gewisse Ehrenstellung des Mutterbruders gut bezeugt ist. Was die Inder anbetrifft, so haben die Untersuchungen Delbrücks ergeben, dass hier erst allmählich der *mātulá* „Mutterbruder“ in die Stellung des *pitr̥vya* „Vaterbruder“ eingedrungen ist. Schlüsse von hieraus zugunsten des Mutterbruders auf die idg. Urzeit können also nicht gezogen werden. Noch einmal werden wir am Ende dieses Kapitels auf diese Verhältnisse zurückkommen.

II. Die idg. Eheschliessung.

Die idg. Ehe beruht auf dem Kaufe des Weibes¹⁾ (vgl. I³, 216). Dieser Zustand liegt bei den meisten idg. Völkern noch klar und deutlich vor und wirkt bei einigen bis an die Schwelle der Gegenwart fort.

Von dem alten Griechenland sagt Aristoteles Polit. II, 5, 11 (II, 8 p. 1268 b, 39) ausdrücklich: *τοὺς γὰρ ἀρχαίους νόμους λίαν ἀπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικοὺς· εἰσδηροφοροῦντί τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἔωνοῦντο*. Eine Jungfrau wird im homerischen Zeitalter *ἀλφεισίβοια* genannt „ein Mädchen, das seinen Eltern einen guten Preis einträgt“, und mit Recht; denn zuweilen werden namhafte (*ἀπειρέσια*) *ἔδνα* dem Vater des Mädchens dargebracht. Vgl. z. B. II. XI, 244 f:

*πρωῶν' ἑκατὸν βοῦς δῶκεν, ἔπειτα δὲ χίλι' ὑπέστη,
αἶγας δμοῦ καὶ δῖς, τὰ οἱ ἄσπετα ποιμαίνοντο.*

Ebenso treffen wir die Ehe durch Kauf mit Sicherheit bei den Thrakern wieder (Herod. V, Kap. 6), bei denen noch Fürst Seuthes dem Xenophon (*Anab.* VII, 2) sagen konnte: *Σοὶ δὲ, ὦ Ξενοφῶν, καὶ θυγατέρα δώσω καὶ εἷς σοὶ ἔσθι θυγάτηρ.*

1) Vgl. E. Hermann Zur Geschichte des Brautkaufs bei den idg. Völkern. Progr. Bergedorf bei Hamburg 1904 (Progr.-Nr. 832).

ἀνήσομαι Θρακίῳ νόμῳ, und dasselbe ist bei den alten Litauern der Fall, wie wir aus *Michalonis Lituani De moribus Tartarorum, Lituatorum et Moschorum fragmina. ed. Grasser Basileae 1615* erfahren, wo es p. 28 heisst: *quemadmodum et in nostra olim gente solvebatur parentibus pro sponsis pretium, quod krieno* („Kaufpreis“: scrt. *krî-ñá-mi*, lett. *kreens, kreena náuda* „ein Geschenk an die Braut“) *a Samagitis vocatur* (oben p. 291). Nicht weniger wird der Brautkauf als alte Sitte auch für die Preussen schon von Peter von Dusburg (*Script. rer. Pruss. I, 54: Secundum antiquam consuetudinem hoc habent Prutheni adhuc in usu, quod uxores suas emunt pro certa summa pecuniae*) bezeugt.

Bei den alten Slaven musste Vladimir den byzantinischen Kaisern für die Hand ihrer Schwester Anna zwei Städte als Kaufpreis (*věno* s. u.) geben (vgl. Křek *Analecta Graeciensia* p. 187), und die Vorstellung, dass die Ehe ein Kauf sei, durchzieht, wie wir noch sehen werden, in mehr oder weniger deutlichen Spuren noch das ganze heutige russische Volkslied.

Auch die bekannte Nachricht des Tacitus in der *Germania* Kap. 19 (*:Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Intersunt parentes et propinqui ac munera probant, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. In haec munera uxor accipitur*) kann man trotz der seltsamen Ausdrucksweise des den Sinn seines Berichts offenbar nicht recht verstehenden Schriftstellers nicht anders als auf eine richtige Kaufehe bezüglich auffassen, zumal uns bei den meisten germanischen Stämmen, namentlich bei den Longobarden, Burgundern, Sachsen, Angelsachsen usw. die unzweideutigsten Zeugnisse für eine solche vorliegen. Allein schon der fast bei allen Germanen wiederkehrende Ausdruck „eine Frau kaufen“ = heiraten (z. B. alts. *ēr thea magad habda giboht im te brádiu*) kann gar nicht anders als von einem einst bestehenden wirklichen Brautkauf verstanden werden. Auch über die Kelten, Kymren wie Iren (vgl. ausser E. Hermann neuerdings A. de Jubainville *La famille celtique*, Paris 1905 p. 121), besitzen wir nicht misszuverstehende, das Vorhandensein der Kaufehe betreffende Nachrichten. Nur bei den Galliern fand schon Caesar (*De bello Gall. VI, 19*) ein eigentümliches System der Ausstattung

des Mädchens mit einer Mitgift vor. Den schwächsten Abglanz der indogermanischen Sitte treffen wir in Italien, wo nur der Scheinkauf der plebejischen *coemptio* eine schwache Erinnerung an den Brautkauf der idg. Urzeit bewahrt hat. Ganz aber wieder auf dem Boden des höchsten Altertums stehen wir in den Veden, in denen ohne Zweifel die Kaufehe (*çaulkavivāha*) herrschte, und reiche Geschenke des Tochtermannes an den Schwiegervater, einmal 100 Kühe (vgl. oben *ἔκατόν βοῦς*) mit dem Wagen genannt werden. Noch Strabo c. 709 konnte berichten: „Sie (die Inder) heiraten viele den Eltern abgekaufte Frauen, indem sie beim Empfang ein Gespann Ochsen dafür geben.“

Wenn demnach die Braut in der Urzeit dem Vater abgekauft wurde, so liegt auf der Hand, dass die Begriffe der Mitgift oder Aussteuer damals überhaupt noch nicht dem Menschen aufgegangen sein konnten. Der sprachliche Ausdruck für dieselben entwickelt sich häufig in der Weise, dass Wörter, die ursprünglich den Kaufpreis des Mädchens bezeichneten, allmählich in dem Sinne von Mitgift verwendet werden; denn der Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung ist offenbar der, dass der gezahlte Kaufpreis zunächst von dem Vater behalten wird, dann aber in milderer Zeiten dem Mädchen ganz oder teilweise als Brautchatz folgt¹⁾, bis endlich die Leistungen der Eltern an die Braut die Leistung des Bräutigams entweder aufheben oder zur blossen Form herabsinken lassen.

Hierfür ist auf das homerische *ἔδνον*, *ἔδνον* zu verweisen, welches dem westgerm. **wetmo* (ags. *weotuma*, ahd. *widumo*, Kluge Nomin. Stamm. X) genau entspricht (vgl. I³, 216 f.). In der homerischen Sprache sind die *ἔδνα* fast noch ausschliesslich die Geschenke an die Braut oder an ihre Eltern. *Μνάσθαι* und *ἔδνα* gehören zusammen. Od. VIII, 318 fordert Hephästos seine *ἔδνα* zurück, weil seine Frau ihn betrogen habe. Der Vater und die Brüder der Penelope wünschen (XV, 18), dass letztere den Eurymachos heiratet:

1) Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung, dass der schon oben genannten vedischen Festsetzung des Kaufpreises für ein Mädchen auf 100 Kühe mit dem Wagen in den Rechtsbüchern der offenbar spätere Zusatz hinzugefügt wird: *that (gift) he should make bootless (by returning it to the giver)*. Vgl. *Apastamba Aphorisms on the sacred law of the Hindus*, ed. Bühler II, 6, 13, 12.

ὁ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας
μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφειλεν ἔεδνα.

Nur an einer, resp. 2 Stellen der Odyssee (I, 278, II, 196) wird das Wort von der Mitgift verstanden (vgl. Kirchhoff Die hom. Odyssee p. 243). Ebenso sind die germ. burgund. *wittimo*, fries. *witma*, agls. *weotuma*, ahd. *widumo*, unser „*wittum*“ ursprünglich alte Namen für den Kaufpreis des Mädchens, also synonym mit longob. *mēta*, altn. *mundr* u. a. und haben erst später teilweise andere Bedeutungen angenommen (Grimm R. A. p. 424, Schade Altd. W.).

Entsprechend werden auch im Altrussischen für das schon oben (p. 290 Anm.) genannte *věno* die folgenden Bedeutungen angegeben: 1. „Bezahlung“, „das, was bezahlt worden ist“, 2. *φρονή, dos* („die Bezahlung, welche für die Braut bezahlt wurde, oder die Mitgift, welche der Freier der Braut zu geben pflegte“), 3. *προίξ, pridanoje* („das, was der Vater der Braut dem Freier gibt“). Vgl. Sreznevskij Materialien für ein altrussisches Wörterbuch I, 487.

Auch für das irische *tindsra* gibt Windisch Ir. Texte (vgl. auch A. de Jubainville a. a. O. p. 144) die Bedeutungs-entwicklung an: „1. der Kaufpreis für die Braut, von seiten der Eltern gefordert, von seiten des Mädchens selbst, 2. die dem Manne zugebrachte Mitgift“.

Neben der Sitte des Brautkaufs zieht sich aber durch das idg. Altertum noch eine zweite höchst primitive Form der Eheschliessung, die sich auch bei zahlreichen anderen Völkern, sei es als rauhe Wirklichkeit, sei es als symbolische Scheinhandlung nachweisen lässt, die Ehe durch Raub (*δι' ἀρπαγῆς*). In Indien bestand für den Eheritus durch Entführung des Mädchens ein besonderer Name, die *Râkshasa-Ehe*, die auf die *Kshatriya* (Krieger-, Adelskaste) beschränkt war. Nach den bei Dionys von Halikarnass (II, 30) dem Romulus bei Gelegenheit des Raubes der Sabinerinnen in den Mund gelegten Worten, sei in ganz Griechenland die Raubehe althergebrachte Sitte und die ehrenvollste aller Eheschliessungsformen gewesen (*τρόπων συμπάντων, καὶ ὅς συνάπτονται γάμοι ταῖς γυναιξίν, ἐπιφανέστατος*). Von einer eigentümlichen Gestaltung derselben in Sparta (*ἐγάμων δι' ἀρπαγῆς*) erzählt Plutarch im Lykurg Kap. 15. Auch in Rom führte man viele daselbst geltenden Hochzeitsitten auf eine einst

bestehende Raubehe zurück. Vgl. namentlich Festus p. 289^a: *Rapi simulabatur virgo* (bei der Überführung in das Haus des Mannes) *ex gremio matris aut, si ea non est, ex proxima necessitudine, cum ad virum trahitur, quod videlicet ea res feliciter Romulo cessit* usw. Alle diese und zahlreiche andere auf neuere idg. oder nichtidg. Völker bezügliche Nachrichten geben zu Fragen Anlass, auf die sich nicht immer eine befriedigende Antwort geben lässt. Wann kann man überhaupt davon sprechen, dass bei einem Volke die Sitte der Raubehe besteht, und wodurch unterscheidet sie sich von der zu allen Zeiten und unter allen Kulturverhältnissen vorkommenden gewöhnlichen Entführung eines Mädchens? Wie verhält sich die Raubehe chronologisch und geographisch zu der im bisherigen geschilderten Kaufehe? Fand der Raub in der Regel mit Übereinstimmung des Mädchens oder ohne dieselbe statt? Wie gestaltete sich das Verhältnis des Räubers und der Geraubten zu den Eltern der letzteren? usw. Am eingehendsten hat sich mit diesen Fragen bis jetzt L. Dargun Mutterrecht und Raubehe (Breslau 1883) beschäftigt, der aus dem ganzen Erdball eine ausserordentliche Fülle hierhergehöriger Notizen gesammelt hat, ohne dass man indessen auch nur an einer einzigen Stelle sich ein deutliches Bild der einschlägigen Verhältnisse machen könnte. Und doch sind wir wenigstens hinsichtlich eines der idg. Völker in der Lage, die Institution der Raubehe an Schilderungen aus der Gegenwart eingehend zu studieren und zugleich diese Schilderungen mit guten Überlieferungen aus der Vergangenheit zu vergleichen. Dieses Volk sind die Russen.

(Kauf und Raubehe in Russland.)

In der Chronik Nestors (ed. Miklosich) Kap. X findet sich die folgende Schilderung der altslavischen Sitten (vgl. dazu Schlözer Russische Annalen I, 125ff.): „Sie hatten ihre Gewohnheiten und das Gesetz ihrer Väter und ihre Überlieferungen, ein jedes Volk hatte seine Sitte. Die Poljanen (das sind die Polen in der Gegend um Kiew) hatten die stille und sanfte Art ihrer Väter und Schamhaftigkeit vor ihren Schwiegertöchtern und ihren Schwestern, ihren Müttern und Eltern; auch ihren Schwiegermüttern und Schwägern bezeugten sie grosse Ehrfurcht; sie hatten hochzeitliche (*bračny*) Gewohnheit. Der Freier ging

nicht selbst nach seiner Braut (um sie zu holen, d. h. rauben?), sondern sie führten sie ihm abends zu und brachten am Morgen, was für sie gegeben wurde¹⁾. Aber die Drevljanen („die Waldleütē“) lebten in viehischer Art; sie lebten wie wilde Tiere: sie töteten einander, assen unreines und hatten keine Ehen (*brakü*), sondern entführten (*umykachu uvody*) die Jungfrauen. Und die Radimičen (Söhne Radims am Sož) und die Viatičen (Söhne Viatkos an der Oka) und die Severer („Nordleute“) hatten einerlei Sitten: Sie lebten in den Wäldern wie wilde Tiere und assen alles unreine: sie führten unzüchtige Reden vor ihren Eltern und Schwiegertöchtern. Ehen (*brakü*) hatten sie nicht, sondern Spielplätze zwischen den Dörfern, und zu diesen Spielen und Tänzen und allerlei teuflischen Spielen kamen sie zusammen, und da entführte (*umykachu*) sich jeder das Weib, mit dem er eins geworden war. Auch hatten sie je zwei oder drei Weiber.“

Aus der angeführten Stelle ergibt sich, dass in der von der Chronik geschilderten Zeit zwei Formen der Eheschliessung in Russland nebeneinander bestanden, die regelrechte Ehe, *brakü* genannt, ein Wort, das im Čechischen und Polnischen (nach Sreznevskij) „Auswahl“ (*výborü*) bedeutet, und die Raubehe, russ. *umykánie*. Es ist nun eine überaus interessante Tatsache, dass dieses Verhältnis noch in dem heutigen europäischen Russland besteht, nur mit dem Unterschied, dass die Raubehe vor dem *brakü* in gewisse versteckte Gegenden des äussersten Ostens zurückgewichen ist. Über die Formen der Eheschliessung bei der ländlichen Bevölkerung Russlands sind wir durch das Werk V. Šejns *Der Grossrusse in seinen Liedern, Festgebräuchen, Gewohnheiten, Aberglauben, Erzählungen, Legenden* usw. (Petersburg 1890), dessen I. Band in seiner zweiten Hälfte fast ganz den Hochzeitsbräuchen und -liedern gewidmet ist, aufs beste unterrichtet. Aus ihm erfahren wir über den *brakü* und über das *umykánie* folgendes:

a) Der *brakü*, die Ehe durch Kauf. Es kann nicht bezweifelt werden, dass die russische Ehe im Volksbewusstsein

1) Diese letzteren Worte sind nicht ganz klar, zumal auch die Handschriften auseinandergehen. In der einen liest man: *prinošaxu po nej, čto vdaduče*, in der andern *prinošaxu, čto na nej vdaduče*. Es ist entweder von der Mitgift oder dem Kaufpreis die Rede. Vgl. zuletzt Ključevskij *Lehrgang der russischen Geschichte* I, 140 (russ.).

und in Wirklichkeit eine Kaufehe ist oder zum mindesten war (vgl. auch oben p. 321). Am deutlichsten tritt dies, wie natürlich, in den östlichsten Gouvernements hervor. So berichtet Šejn p. 691 f. aus dem Gouvernement Nižegorod über die Verhandlungen zwischen den Vätern des Burschen und des Mädchens und deren Verwandten beim *svatovstvo* „der Brautwerbung“: „Die Sippe des Freiers spricht“: „Wir haben einen Käufer, Ihr habt eine Ware. Wollt Ihr nicht Eure Ware verkaufen?“ Man antwortet, die Ware sei noch zu jung, unerfahren in der Wirtschaft und habe sich noch nicht mit Kleidern usw. versehen. Endlich kommt man überein, und die Verwandten des Mädchens, nachdem sie sich hinsichtlich der „Ware“, d. h. der Braut, entschieden haben, fangen an, die Bedingungen mitzuteilen, unter denen sie bereit sind, die Tochter zu verheiraten. Diese Bedingungen bestehen in der Vereinbarung (*výgovorü*) der Tischgelder, die der Vater des Freiers vor der Hochzeit an den Vater der Braut bezahlen muss. Dieser *výgovorü* beläuft sich auf 10 bis 50 Rubel und mehr, je nach den Vermögensverhältnissen der einen und der andern Eltern. Ausser Geld wird noch ausbedungen: eine bestimmte Masse von Weizenmehl, Rindfleisch und Malz für die Sippe der Braut usw. Schliesslich reicht man sich die Hände (*bĭjutü po rukamü*, woher dieser ganze Akt *rukobĭtie* genannt wird), ein Dabeistehender schlägt durch, und die Zecherei beginnt.“ Oder p. 715: „Wenn die Eltern übereinstimmen, so antworten sie, sie seien nicht abgeneigt, in ein verwandtschaftliches Verhältnis einzutreten (*porodnitĭsja*); dann geht die Svacha (die Brautwerberin) an den Tisch heran, und es beginnt der Handel um die *kládka* für die Braut „So gefällt Euch also mein Käufer“, sagt sie, „und uns gefällt Eure Ware; also für wie viel wollt Ihr Eure Ware dem jungen Käufer verkaufen?“ Nun beginnt ein Handel, wie wenn man eine Kuh verkauft.“ Als *kládka* für die Braut gibt man 10 bis 50 Rubel, eine leichte Sommerbluse, ein oder zwei Schafpelze für die Braut, eine leichte Sommerbluse aus Nanking, baumwollenen Stoff oder Tuch, *vatošnikü* (?) aus denselben Stoffen, 3—5 Eimer Schnaps, 2—4 Pud Rindfleisch, eine *mĕra* Hirse, Weizenmehl, Fisch, Filzschuhe für die Braut, Bastschuhe, Fusslappen, Falbeln. Die ganze Hochzeit kommt dem Freier auf 80—200 Rubel zu stehen.“ Gouvernement Orenburg p. 751:

„Die *kládka* oder der *kalýmü*, d. i. die Bezahlung für die Braut (letzteres ein tatarisches Wort) steigt bis auf 100 R., die gewöhnliche Summe ist 25—30 R. In der *kládka* sind eingeschlossen: Geld, Pelzwerk, Filzschuhe oder Stiefel, Filz, Schnaps, Fleisch, Getreide usw., je nachdem, was der Verheirater oder die Braut brauchen. Nach der *rjáda* (der „Abmachung“) vollziehen die Parteien das *rukobítie* (s. o.) und reichen sich, wie bei einem Handelsgeschäft auf dem Bazar, die Hände, trinken etwas Schnaps und bestimmen den Tag der „Sauferei“.“

Nun hat ohne Zweifel diese *kládka*, wörtlich „Hinterlegung“, ein offenbar später für das altruss. *věno* (oben p. 321) eingetretenes Wort, die Neigung, ganz im Einklang mit den obigen Ausführungen, mehr und mehr als diejenige Summe betrachtet zu werden, die in erster Linie dazu dienen soll, den Brauteltern die Kosten für die Hochzeit, für die Mitgift (*pridánoje*) des Mädchens, die aber nur aus Wäsche und einigen Kleidern etc. besteht, für die zahllosen Geschenke, die von dem Mädchen an den Bräutigam, dessen Familie, ihre Freundinnen und Verwandten verteilt werden müssen, für die endlosen Gastereien usw. zu erleichtern. Trotzdem geht die uralte Auffassung der Ehe als eines Kaufes des Mädchens, deutlich aus dem Umstand hervor, dass die schon angeführte stereotype Formel: „Wir haben gehört, dass Ihr eine Ware habt, damit sie sich nicht verliert, hat sich bei uns ein Käufer gefunden“ nach den Šejnschen Materialien sich fast in ganz Russland belegen lässt, und zahllose Hochzeitsbräuche und -lieder sich nicht anders als so verstehen lassen. Oder wie soll man Wendungen wie die folgenden anders auffassen? „Dunkel, dunkel ist es draussen, dunkler noch im Frauengemach. Die Bojaren (d. i. das Geleite des Freiers) halten die Tore belagert. Sie handeln, handeln um Dunjaša.“ „Handle, handle Brüderlein, gieb mich nicht billig fort, fordere für mich 100 R., für meine Flechte 1000 R., für meine Schönheit gib'ts keinen Preis“ oder: „Brüderlein, plage Dich, Brüderlein widersetze Dich! Verkauf die Schwester nicht für Geld oder Gold! Wohl ist die Schwester dem Bruder lieb, lieber ist ihm das Gold“ (vgl. weiteres bei Ralston *The songs of the Russian people*² p. 283 ff.). Auch das *propítí nevěsty* „das Vertrinken der Braut“ ist ein feststehender Ausdruck. In diesem Zusammenhang versteht man auch die russischen Mädchenmärkte, von denen

schon Krek *Analecta Graec.* p. 189 (vgl. auch E. Hermann I. F. XVII, 385 ff.) berichtet hat. Šejn erzählt von ihnen aus dem Gouvernement Tver' p. 631: „Noch bis auf meine Zeit haben diese „Spaziergänge“ (*guljáníja*) den Charakter einer Brautschau getragen. Die Eltern der Freier gingen rings um die ganz unbeweglich, wie Statuen, stehenden Mädchen, betrachteten sie aufmerksam von allen Seiten, ja drehten sogar ihre Köpfe, um sich zu überzeugen, ob ein solches Mädchen nicht schiefbalsig und krumm sei oder schiele. Manchmal gingen sie auch ein wenig bei Seite, blinzelten und flüsterten, indem sie gleichsam die Ware abschätzten. Alles dies legt von einem einst bestehenden Brautkauf Zeugnis ab.“

b) *umykánie* „die Raubehe“. Aus demselben Gouvernement Nižegorod, aus dem wir oben einige wichtige Nachrichten die Kaufehe betreffend mitteilten, aus dem unendlichen Waldbezirk der unterhalb Nižni-Novgorods von links in die Wolga mündenden Vetluga berichtet Šejn a. a. O p. 708 das folgende: „Aber meine Darstellung wäre durchaus nicht vollständig, wenn ich in ihr nicht noch die sogenannten „Diebesehen“ (*voróvskija* ¹⁾ *svádiby*) berührte. Solche „Diebesehen“ gehen vorzugsweise die armen Bauern ein. Ein armer Vater eines Freiers hat kein Geld für den *výgovorū* der Braut (s. o.) und für die Hochzeit. Er schlägt deshalb seinem Sohne vor, sich selbst eine Braut zu suchen. Der Sohn beginnt in den Spinnstuben (*bes'ǎdka*) umherzulaufen und findet ein Mädchen. Manchmal schnell, manchmal muss er lange von Dorf zu Dorf wandern Sein Vater fährt zum Popen, um zu fragen, ob es möglich sei, eine solche Ehe zu schliessen. Der Pope sträubt sich anfangs, aber schliesslich stimmt er zu, wenn ihm der Bauer einen „roten“ (d. h. einen 10 Rubelschein) auf den Tisch legt und einen Krug Vodka dazustellen. Der Tag der Hochzeit wird bestimmt, und davon der Braut Mitteilung gemacht. Alles das geschieht heimlich. In der Nacht vor der Hochzeit schirren der Oheim oder ältere Bruder des

1) *vorū* „der Dieb“. Diese Ehen heissen auch *svádiby uxódomū, uvódomū, ubé'gomū* („durch Entlaufung, Entführung, Entrinnung“), oder endlich *samokrútki*. Dieses letztere Wort bedeutet eigentlich ein Mädchen, das sich am Hochzeitstage selbst das Haar nach Art verheirateter Frauen zurecht macht (*okručáti*), was sonst ihre Freundinnen besorgen, eine in den Hochzeitliedern oft geschilderte Zeremonie.

Freiers ein Paar Pferde an und fahren mit dem Freier in das Dorf, in dem die Braut lebt. Der Oheim bleibt im Schlitten neben dem Dorf, aber der Freier geht zur Braut oder zu ihrer Tante, mit deren Hilfe die Sache abgekartet wurde. Die Tante geht ans Fenster desjenigen Bauernhauses, in dem die Spinnstube stattfindet und ruft ihre Nichte nach Hause. Die macht sich sofort auf. Die übrigen Mädchen ahnen nichts und fahren fort, sich zu amüsieren und ihre Lieder zu singen. Inzwischen schleichen sich hinter den Höfen an den Schneegruben vorbei drei Schatten, von denen einer ein Bündel mit Kleidern trägt. Diese drei Schatten erreichen den Schlitten und jagen über Hals und Kopf ins Kirchdorf zur Trauung. In der Mehrheit der Fälle gelingt es den Liebenden oder, besser gesagt, den Verlobten, sich vor der Verfolgung trauen zu lassen, doch manchmal haben sie keinen Erfolg, und dann ereignen sich zahlreiche wunderbare Skandalgeschichten. Zuerst fühlt sich der Vater der Ausreisserin verpflichtet, zum Popen zu laufen und zu fordern, dass er seine Tochter nicht trauen möchte, andernfalls werde er sich morgen beim Archiereus beklagen. Der Pope fängt an, ihm zuzureden. Der Bauer nennt ihn in seinem Zorn einen „Strubelpeter“ (*?klokaty*) und läuft im Kirchdorf herum, um seine Tochter zu suchen. Zuweilen findet er sie und verprügelt sie, wenn nicht die Verwandten von seiten des Freiers für sie eintreten. Die Tochter sagt dabei gewöhnlich: „Und wenn Du mich tots schlägst, Väterchen, ich werde nicht ungetraut nach Hause gehen. Wenn Du mich aber mit Gewalt wegführst, ersäufe oder erhänge ich mich.“ Dem Vater bleibt bei solchem Protest nur übrig, sich zu beruhigen und irgend eine Abmachung mit dem neuen, ungebetenen *svatū* (dem Vater des Freiers) einzugehen, oder auf die Sache „zu spucken“ und nach Hause zu fahren. Meistenteils findet er übrigens die Ausreisserin nicht, und dann sitzt er mit den übrigen Verwandten auf der Kirchenwache oder an den Kirchentüren und wartet die Zeit ab, wenn man sie in die Kirche führt. Da hilft aber der „rote“ den Ausreissern. Die erfinderischen Kirchendiener bemühen sich mit allen Kräften, die Braut in die Kirche zu bringen. Und wenn ihnen dies durchaus nicht gelingt, nehmen sie zur List ihre Zuflucht (worauf mehrere Geschichten erzählt werden, wie Pope und Kirchendiener die Eltern der Braut an der Nase herumführen) Am Tage nach der Trauung be-

gibt sich das junge Paar gewöhnlich zu den Eltern der Braut, wirft sich ihnen zu Füßen und empfängt fast immer Verzeihung. Nur selten verzeiht ein Vater nicht, besonders nachgiebig ist er, wenn der junge Schwiegersohn aus dem Schlitten ein Fässchen mit $\frac{1}{2}$ Eimer Schnaps herbeischleppt. Manchmal bleibt der Vater auch hartnäckig, so dass man zwei- oder dreimal ihn deswegen begrüßen muss. Schliesslich verzeiht er aber doch und segnet seine Kinder, wobei er der Tochter auch ihre Mitgift, die in verschiedenen Kleidungsstücken besteht, herausgibt.⁴

Eine erwünschte Bestätigung und Ergänzung erhalten diese Nachrichten durch P. J. Melnikow¹⁾ (Andrej Pečerskij) in seinem Roman „In den Wäldern“, I, Kap. VII: „Raubehen (*svádiba uxódomŭ*) sind ganz gewöhnlich bei den Raskolnikern jenseits der Wolga. Man versteht darunter die Entführung eines Mädchens aus dem elterlichen Hause und ihre heimliche Trauung bei einem Raskolniker Popen, aber noch öfter in rechtgläubigen Kirchen, damit der Bund um so fester werde. Denn die Trauung bei einem Raskolniker Popen muss man immer noch beweisen, aber in einer richtigen Kirche wird die Vereinigung, auch wenn man nicht nach altem Ritus getraut worden und mit dem Lauf der Sonne (*pósolonŭ*) um das Lesepult der Kirche herumgeführt worden ist²⁾, unvergleichlich dauerhafter: einen, der in einer grossrussischen Kirche getraut worden ist, den kann man nicht von seinem Weibe trennen, man tue, was man wolle. Deswegen nehmen die Raskolniker bei ihren Raubehen häufiger ihre Zuflucht zu einem strenggläubigen Popen, besonders wenn es einem armen Teufel gelingt, die Tochter eines „Tausendtalermanns“ (*týsjačnikŭ*) zu ergattern. Die Gewohnheit, Raubehen zu bewerkstelligen, ist jenseits der Wolga uralt und erhält sich mehr infolge davon,

1) Melnikow († 1882) hatte in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter zahlreiche Reisen in den von Raskolnikern bewohnten Landschaften gemacht und verwendete die hierbei gesammelten Erfahrungen zu überaus interessanten, in seinen Romanen verstreuten Kulturschilderungen.

2) Ein uralter Hochzeitsbrauch (vgl. bei Dahl: *pósolonŭ xodila* „sie ging mit dem Lauf der Sonne, von Osten nach Westen, von rechts nach links“ = „sie wurde getraut“), der lebhaft an die indische und römische Sitte erinnert, bei der Hochzeit das Opferfeuer zu umwandeln, indem man dasselbe zur Rechten hatte (vgl. Winternitz Beilage zur Allg. Z. 1903 Nr. 258 p. 293).

dass in der dortigen Bevölkerung jedem bei den Eltern lebenden Mädchen ein trauriges Los zuteil ward. Ein Mädchen schätzt man in der Familie als billige Arbeiterin und liebt es nicht, sie „ehrlich“ (*čestĭju*) zu verheiraten. „Ein Mädchen“, so heisst es, „muss das elterliche Salz und Brot abarbeiten — dann kann sie gehen, wohin sie will“. Aber dieser Abarbeitungstermin ist für die Töchter ein langer: bis zu 30 Jahren und mehr ist sie gebunden, bei den Eltern als Arbeiterin zu dienen.“ Es wird dann erzählt, wie zahlreiche solcher Mädchen, namentlich wenn sie nicht flott und nicht hübsch sind, sitzen bleiben, schliesslich mit einigen Schicksalsgenossinnen im Hinterhof des Vaters ein kleines Kloster eröffnen und sich vom Unterrichten der Dorfjugend ernähren. Sodann heisst es weiter: „Ein flottes und hübsches Mädchen aber geht anders vor. Sie wird in den Spinnstubenabenden oder beim Chorovodü mit einem jungen Burschen bekannt, der unweigerlich aus einem andern Dorf sein muss, sie gewinnen einander lieb und beginnen darüber nachzudenken, ob die Eltern das Mädchen „ehrlich“ verheiraten wollen, oder ob es angebracht ist, eine Raubehe zu schliessen¹⁾. Wenn keine Hoffnung auf Zustimmung seitens der Eltern vorhanden ist, nimmt das Mädchen heimlich ihre Mitgift und Kleidung, übergibt sie dem Geliebten und begibt sich selbst an den bestimmten Ort. Der Freier wirft die Braut in seinen Schlitten und jagt mit den Gefährten Hals über Kopf zum Popen. Die Eltern spannen, sobald sie von der Flucht des Mädchens erfahren, die Pferde an, machen sich zur Verfolgung auf, bringen Verwandte und Nachbarn auf die Beine und zerstreuen sich nach allen Seiten, um die Flüchtlinge zu suchen. Zuweilen trifft es sich, dass man sie einholt, und alsbald fängt man an, sie bei dem Hochzeitsgefolge herauszuhauen (*„otbivátĭ nevěstu“*). Zuweilen kommt es zu Blutvergiessen. Gewöhnlich aber gelingt es dem Freier, mit der Braut zum Popen zu eilen und sich trauen zu lassen. Dann führt der Ehemann seine junge Frau zu seinen Eltern. Diese erwarten sie schon — sie wissen, dass der Sohn ausgezogen ist, ihnen eine Schwiegertochter zu rauben, d. h. eine neue billige Arbeitskraft ins Haus

1) *svádĭbu uxódomĭ igrátĭ*. Der gewöhnliche Ausdruck für „eine Hochzeit feiern“ ist im Russischen *igrátĭ*, eigentlich „spielen“, wohl hergenommen von der Beobachtung der Bräuche, die beim Spiel wie bei der Hochzeit althergebracht sind.

zu bringen, mit Freuden treten sie daher den Neuvermählten entgegen. Am andern oder dritten Tag begibt sich der Neuvermählte mit seinem Weibe zu dem Vater der Frau, um Verzeihung zu erbitten. Dort nimmt man ihn mit Zanken, die Tochter mit Verfluchungen auf. Das ganze Dorf läuft zusammen, um zu sehn, wie die „Jungen“, nachdem sie sich tief bis zur Erde verbeugt haben, ohne zu zucken, mit dem Antlitz am Boden vor Vater und Mutter daliegen, Verzeihung erbittend. Aber Vater und Mutter schimpfen, schelten und fluchen, treten mit den Füßen auf ihre Köpfe und fangen dann an, sie durchzuprügeln, der Vater mit der Peitsche, die Mutter mit dem Stiel der Bratpfanne. Schliesslich gibt das elterliche Herz nach. Auf Schläge und Zank folgt der Friede, allein, abgesehen von dem, was die Braut vor der Flucht dem Bräutigam übergeben konnte, wird ihr keine Mitgift gegeben. Auch gibt es bei einer solchen Raubehe keinen *górny stolü*¹⁾ und keine Geschenke, und alles endet mit zwei Gastmählern von Seiten der Eltern des Mannes und der Frau. Nicht selten geschieht es auch, dass die beiderseitigen Eltern, wenn sie nicht reich sind, heimlich vor den Leuten, ja vor der nahen Verwandtschaft sich untereinander über die Hochzeit der Kinder besprechen und zur Vermeidung der Ausgaben für Trinkgelage und Geschenke usw. beschliessen, keine „ehrliche“ Hochzeit zu feiern (*ne igráti svádiby čéstiju*). Dann befehlen sie den Kindern, selbst die Hochzeit zu bewerkstelligen, wie sie es verstehen. Dabei wird aber das ganze Zeremoniell, wie im Ernstfall, auf das genaueste innegehalten: die Verfolgung nach allen Seiten, Zanken und Fluchen, das Treten mit den Füßen, das Schlagen mit der Peitsche und der Topfgabel vor den Augen der versammelten Dorfbewohner, kurz alles, wie es sich gehört. Aber wenn das elterliche Herz weich wird und die Hände, mit denen sie die Neuvermählten züchtigen, müde werden, machen sie Friede, und mit derselben Topfgabel, mit der die Mutter ihre

1) So oder „Fürstentisch“ (*knjázij stolü*) heisst das Gastmahl, das am zweiten Tag nach der Hochzeit den Verwandten der Frau bei den Neuvermählten gegeben wird. Vgl. Šejn a. a. O. p. 717 Anm. 1. Seine Hauptzeremonie besteht in einer allgemeinen Küsserei der Verwandten untereinander und mit den Neuvermählten. Es erinnert lebhaft an die persischen und römischen Verwandtenmahle und das *ius osculi* (vgl. Leist Altarisches Jus civile I, 49).

Tochter züchtigte, macht sie sich daran, aus dem Ofen die Töpfe herauszuholen, um mit dem eigens zu diesem Zweck bereiteten Gerichte den lieben Schwiegersohn zu bewirten.“

Versuchen wir aus den bisherigen Mitteilungen die charakteristischen Züge jener russischen Raubehen festzustellen, indem wir zugleich noch einen Blick auf die in vieler Beziehung verwandten altlitauischen Zustände werfen, so sind es die folgenden: 1. Die ausgesprochene Absicht jener russischen Raubehen ist die, den *výgovorū* (s. o.) und die anderen Ausgaben für die regelmässige Hochzeit zu vermeiden. 2. Die Raubehe findet nur zwischen Angehörigen verschiedener Dörfer statt. 3. Sie setzt Einverständnis von Seiten des Mädchens voraus, das (bei Nestor) auf den Spielplätzen zwischen den Dörfern, (bei Šejn und Melnikow) in den Spinnstuben und beim Chorovodū erzielt wird. Anwendung von Gewalt wider den Willen des Mädchens wird dagegen in dem Werk des Erzbischofs Claus Magnus *Historia de gentibus septentrionalibus* (Romae 1555) erwähnt, wo sich eine ziemlich eingehende Schilderung der Raubehen der *Moscovitae, Rutheni, Lithuani, Livonienses, Curetes* findet (vgl. Dargun a. a. O. p. 95 f.). 4. Als Vertraute des Mädchens figurirt eine Tante (vgl. in der oben zitierten Stelle des Plutarch Lyk. die *νυμφεύτρια*, welche die Geraubte unterstützt), als Vertraute des Burschen der Onkel oder ein älterer Bruder. Vgl. Lasicius *De diis Samagitarum* Kap. 56: *Nec ducuntur (puellae), sed rapiuntur in matrimonium, veteri Lacedaemoniorum more a Lycurgo instituto. Rapiuntur autem non ab ipso sponso, sed a duobus eius cognatis*¹⁾. 5. Die Verfolgung von Seiten der Eltern der Braut ist im allgemeinen durchaus ernst gemeint. Es kommt dabei oft zu Blutvergiessen. 6. Nach gelungenem Raube

1) Vgl. dazu auch Matthäus Praetorius *Deliciae Prussicae* ed. Pierson p. 69: „Erasmus Franciscus in seinem Sittenspiegel lib. 3, c. 3, p. 958 erzehlet von den Preussen: ihre mannbaren Töchter hatten an vielen Orten kleine Glöcklein oder Schellen, welche mit einem Bändlein am Gürtel festgemacht bis an die Knie hingen, damit den Freiern ein Zeichen gegeben würde, dass das Obst reif wäre. Jedoch boten sie sich nicht selbst an, sondern liessen sich rafften und reissen in den Ehestand; sie wurden aber nicht vom Bräutigam selbst, sondern von dessen zwei nächsten Freunden entführt. Nach solcher Entführung geschah erst die Werbung bei den Eltern.“

folgt gewöhnlich Versöhnung. Vgl. Lasicius a. a. O.: *ac postquam raptae sunt, tunc primum requisito parentum consensu matrimonium contrahitur*. 7. Oft wird der Raub nur zum Schein ausgeführt. Auch dann aber werden die Riten des Ernstfalls durchaus bewahrt. Ein Unterschied in der Schilderung Nestors und derjenigen Šejns und Melnikows zeigt sich insofern, als in der ersteren die Raubehe ein grösseres Territorium einnimmt und, ebenso wie die regelmässige Ehe, bestimmten Volksstämmen eigen ist, während in den jüngeren Quellen sie sich wesentlich zurückgezogen hat und neben der Kaufehe bei demselben Volksstamm vorkommt.

Wenn wir aber nach den oben mitgeteilten Spuren ein Recht haben, Kauf- und Raubehe nebeneinander bereits für die idg. Urzeit anzusetzen, so werden wir nicht irren, das Verhältnis dieser beiden Eheschliessungsformen zueinander vorwiegend nach den slavisch-russischen Analogien aufzufassen. Wir werden dabei von dem oben p. 316 geschilderten Zustand auszugehen haben, in dem die einzelnen Familiensippen (russ. *rodŭ*) sich noch als „Fremde“ bei aller Stammesverwandtschaft gegenüber standen. Es herrscht durchaus Sippenexogamie, die teils auf Kauf, teils, wo man den Kaufpreis ersparen will oder nicht über ihn verfügt, auf Raub beruht. In den einen Teilen des Urlands wird mehr dieser, in anderen mehr jener Brauch hervorgetreten sein. Im allgemeinen geschieht der Raub mit Übereinstimmung des Mädchens, er steht insofern sittlich höher als die Kaufehe, bei der das Mädchen eine Ware in der Hand des Vaters bildet. Gelegenheit, sich kennen zu lernen, werden den beiden Geschlechtern die Stammesversammlungen, Stammesmärkte und Stammesfeste (Kap. XI, XIII, XIV, XV) geboten haben. Man war bestrebt, nach geschehenem Raub einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Andererseits werden Sippenfehden *propter raptas virgines et arripendas*, wie es Claus Magnus für die nördlichen Völker hervorhebt, und wie es Rovinskij (Sbornik LXIII, 251) auch aus dem alten Montenegro ausführlich berichtet, an der Tagesordnung gewesen sein. In jedem Falle haben Kauf und Raub, ebenso wie bei den finnisch-ugrischen Stämmen (vgl. L. v. Schröder a. p. 333 Anm. angegebenen Ort), so auch bei den Indogermanen von jeher nebeneinander bestanden.

Die idg. Wurzel, durch die der Begriff des Heiratens in den idg. Sprachen ausgedrückt wird, ist *ved*: *vedh* (über den Wechsel der Media und Media aspirata im Auslaut vgl. Brugmann Grundriss I², 2, 633). Zu ihr gehören einerseits die schon genannten griech. ἔδνον, agls. *weotuma* (eigentl. „Preis für die Heimführung“), andererseits lit. *wedù*, altruss. *voditi* (Steigerungsform zu *vesti*, *vedý*), *vodimaja* „Ehefrau“, serb. *vadhá* „junge Ehefrau“, aw. *vadú* „Weib, Frau“, *vadrya* „heiratsfähig“. Die Grundbedeutung (vgl. auch ir. *fedaim* „ich führe“, *fedan* „Gespann“) ist überall „führen“¹⁾. Aus den Einzelsprachen vgl. serb. *váhaté* „er führt sich ein Weib heim“ (auch aw. *vaz* „ein Weib heimführen“), lat. *uxorem ducere*, griech. γυναικα ἄγειναι u. a.

Scheinen diese sprachlichen Zeugnisse somit auf eine schon in der Urzeit übliche feierliche Heimführung der Braut (vielleicht auf oxenbespanntem Wagen, wie sie ein berühmter Hochzeits-hymnus des Rigveda X, 88 schildert) hinzuweisen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich aus der Fülle idg. Hochzeitsgebräuche, über die wir teilweis bereits sehr ausführliche Sammlungen²⁾

1) Bemerkte sei, dass das Verbum auch von dem „verheiraten“ gebraucht wird. So altruss. *vesti za kogo* (*v se že vremě choťjexu Rogünědi vesti za Jaropolka*) und im Awesta mit *upa*: *upa vá náirikam vâdayaêta* „so möge man ihnen eine Frau zur Ehe geben“. Vgl. auch Herod. I, 34: ἄγεται τῶ παιδί γυναικα. Am häufigsten aber wird das Verheiraten, wie nach dem Gesagten natürlich, als ein „Herausgeben“: serb. *pra dá*, griech. ἐκδοῦναι, lit. *iszdūti*, russ. *otūdātī* und *výdatī* (*zámuzū*), got. *in fragibtīm* „ἐμνηστευμένη“ oder auch bloss als ein „Geben“ des Mädchens von seiten der Eltern bezeichnet (vgl. W. Schulze K. Z. XL, 402).

2) Vgl. E. Haas Die Heiratsgebräuche der Inder nach den Gr̥hyasūtra (Weber Indische Studien V, 267 ff.), M. Winternitz Das altindische Hochzeitsrituell nach dem Apastambīya-Gr̥hyasūtra etc. (Denkschriften d. Wiener Ak. d. W. phil.-hist. Kl. XL, 1 ff. 1892), Th. Zachariae Zum altindischen Hochzeitsritual (Wiener Z. f. d. Kunde d. Morgenl. XVII), A. Rossbach Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, E. Samter Familienfeste der Griechen und Römer, Berlin 1901, B. W. Leist Altarisches *Jus gentium*, Jena 1889, L. v. Schröder Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der idg. Völker, Berlin 1888, mein Reallexikon, s. v. Heirat, M. Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung 1903, p. 243 ff., E. Hermann Beiträge zu den idg. Hochzeitsbräuchen I. F. XVII, 373 ff. Erschöpfend für die russischen Hochzeitsbräuche ist das oben genannte Werk P. V. Šejns

besitzen, noch eine Reihe anderer Momente zusammenstellen liessen, die mit überraschender Genauigkeit bei Ariern und Europäern wiederkehren, dass sich mit einem Wort ein idg. Hochzeitszeremoniell ermitteln liesse, das in die vier Stufen der Werbung, d. h. des Brauthandels, der Vorgänge in dem Hause der Braut, der Heimführung und der Vorgänge in dem Hause des Mannes zerfallen würde. Doch soll an dieser Stelle ein solcher Versuch nicht unternommen werden (vgl. I³, 218). Auf einiges hiergehörige, wie die auch in dem Hochzeitszeremoniell besonders hervortretende Verehrung des Feuers und Wassers soll in Kap. XV (Religion) hingewiesen werden.

Wenn nach dem Bisherigen ein Zweifel darüber nicht bestehen kann, dass das, was wir „Ehe“ nennen, d. h. eine dauernde, durch feierliche Gebräuche eingeleitete Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib, bereits in der idg. Urzeit vorhanden war, so ist es doch in hohem Grade bezeichnend, dass ein Ausdruck für diesen Begriff damals offenbar nicht existierte, wie mit Hinsicht auf die Griechen schon Aristoteles (Politik I, Kap. 3) klar erkannte, indem er sagte, dass es in seiner Sprache einen eigentlichen Namen für das eheliche Verbundensein von Mann und Weib nicht gäbe: *ἀνώνυμον γὰρ ἢ γυναικὸς καὶ ἀνδρὸς σύζευξις* (vgl. dazu Delbrück a. a. O. p. 62 = 440 ff.). Dasselbe ist der Fall hinsichtlich des Begriffes der „Gatten“ (vgl. Delbrück p. 56 = 434) und der zu Vater und Mutter gewordenen Gatten, der „Eltern“ (oben p. 306). Alle drei Erscheinungen erklären sich ohne weiteres aus dem Umstand, dass in der Urzeit das Verhältnis des Mannes zu dem Weib und zu den Kindern von dem des Weibes zu dem Manne und zu den Kindern noch ein so völlig verschiedenes war, dass man nicht darauf verfallen konnte, die beiden als ein Paar aufzufassen (vgl. auch I³, 165), da dieser Begriff doch immer das Verbundensein zweier gleichartiger Wesen voraussetzt.

Aus diesem Grund wird auch das Heiraten bei Mann und Weib in zahlreichen idg. Sprachen als etwas durchaus verschiedenes angesehen und verschieden benannt (z. B. griech. *γαμεῖν τινα*: *γαμεῖσθαι τι*, lat. *uxorem ducere*: *nubere*, russisch *ženítisja*: *výtī*

Der Grossrusse in seinen Liedern, Gebräuchen usw. I, 2 „Hochzeitslieder“ (Petersburg 1900).

zámuzū usw.), und im allgemeinen kommen erst auf vorgerückteren Kulturstufen gemeinsame Ausdrücke wie unser „heiraten“ oder frz. *se marier* auf¹⁾.

Der eigentliche Zweck der idg., auf Kauf gegründeten und durch die Heimführung vollendeten Ehe ist die Erzeugung zahlreicher Söhne, die auf der einen Seite das Geschlecht des Vaters weiterführen und nach den Satzungen der das Rechtsleben beherrschenden Blutrache (vgl. Kap. XIV: Das Recht) seine und des Geschlechtes Sicherheit verbürgen sollen, und auf der andern Seite durch Darbringung der Totenopfer (vgl. Kap. XV: Die Religion) für die Seelenruhe des Vaters zu sorgen haben. Mädchen, die dem Vater höchstens einen guten Kaufpreis einbringen und die Beerdigungs- und Erinnerungsbräuche nur mit ihren Klage-
liedern begleiten können, sind ein unerwünschter Besitz, dessen man sich häufig durch Aussetzung entledigt (vgl. weiteres unten). Die angegebenen Gründe machen zugleich die Ehe zu einer rechtlichen und religiösen Notwendigkeit, und die Erscheinung des Hagestolzen ist daher, wie ich dies in meiner Schrift *Die Schwiegermutter und der Hagestolz* (Braunschweig 1904) näher ausgeführt habe, ein spätes und in seinen Ursprüngen verhältnismässig klar übersehbares Kultur- oder besser Überkulturerzeugnis²⁾. So sehr ist man von der Notwendigkeit der Ehe überzeugt, dass sich auch auf idg. Boden bis in uralte Zeit ein Brauch verfolgen lässt, demzufolge man sogar dem toten Junggesellen ein Weib antraut, das ihm, wie die Witwe dem Witwer (s. u.) ins Jenseits folgen muss (vgl. meine Schrift *Totenhochzeit*³⁾ Jena 1904, dazu Sprachvgl. u. Urg. I³, 219 ff.).

1) Doch kann man im Litauischen *wedū* (s. o.), das ursprünglich nur vom Manne gegolten haben kann, auch von der Frau gebrauchen: *aĩ jĩ jaũ wėdusi* „Hat sie schon geheiratet?“

2) Einige neuere Beobachtungen hinsichtlich der Geschichte des Hagestolzen werde ich in dem Werk von R. Kossmann u. Jul. Weiss *Mann und Weib* (Stuttgart), Kap.: „Der Mann als Hagestolz“ mitteilen.

3) Inzwischen hat sich mein Material für die interessante Sitte der „Totenhochzeiten“ nicht unbeträchtlich vermehrt. Aus Melnikow *In den Wäldern II*, 307 f. füge ich hinzu, dass jenseits der Wolga der Brauch herrscht, bei der Beerdigung einer Jungfrau „wie bei einer Hochzeit“ Geschenke zu verteilen und ihren Sarg, „wie das Brautbett“ mit Roggen auszulegen. Aus Hessler *Hessische Landes- und*

III. Mann und Weib.

Wenn wir nun dazu übergehen, das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander innerhalb der Ehe näher zu betrachten, sprechen wir naturgemäss zuerst von dem Manne, der sie begründet hat und an der Spitze des Hauses steht:

Volkskunde II (Marburg 1904) p. 152 ersehe ich, dass in Hessen die Särge von Junggesellen von Kranzmädchen begleitet sein müssen, die vier Wochen lang Trauer tragen. Auch Sartori bietet in seinem reichhaltigen Gymnasialprogramm Die Speisung der Toten (Dortmund 1903) p. 22 Anm. 2 eine Reihe von Belegen für die Sitte, das Begräbnis Unverheirateter wie eine Hochzeit zu feiern; doch gibt kein einziges seiner Beispiele den von mir (Totenhochzeit p. 14) bei den Slaven nachgewiesenen charakteristischen Zug wieder, dem zufolge dem toten Mädchen tatsächlich ein Bräutigam (von ihren Angehörigen „Schwiegersohn“ genannt) und dem toten Burschen tatsächlich eine Braut zugewiesen wird. Sartori hat daher auch den eigentlichen Sinn aller dieser Bräuche nicht erkannt und begnügt sich zu ihrer Erklärung mit der Bemerkung: „Totenfeier und Hochzeitsfeier haben in den Äusserlichkeiten mancherlei Gemeinsames, und die Kinder gehen in beiden Fällen den Eltern verloren.“

Was das von Ibn Fadhlān (Totenhochzeit p. 20 ff.) geschilderte Leichenbegängnis eines reichen russischen Kaufmannes betrifft, dem ein lebendiges Mädchen auf den Scheiterhaufen mitgegeben wird, so habe ich mit Berufung erstens auf die ausdrückliche Nachricht des Arabers Massudi, der zufolge „die Heiden, die im Lande der Charsaren leben, und zu denen die Slaven und Russen gehören“, „wenn einer als Junggeselle stirbt, ihn nach seinem Tode verheiraten“, zweitens mit Bezug auf die Tatsache, dass die von Ibn Fadhlān geschilderten Begräbniszeremonien zu einem grossen Teil Hochzeitsbräuche sind, die Ansicht ausgesprochen, dass jenes Leichenbegängnis eine der von Massudi gemeinten russischen Totenhochzeiten sei. Nachdrücklicher, als es früher von mir geschehen ist, hätte ich noch auf die Lieder hinweisen sollen, die das Mädchen antimmt, und in denen, wie die Dolmetscher dem Ibn Fadhlān berichteten, sie „von ihren Lieben Abschied nimmt“. Niemand, der mit den Sitten der russischen Volkshochzeit auch nur flüchtig bekannt ist, kann in diesen Liedern die *pláča* („das Weinen“) oder das *pricitánie* („das Klagen“) verkennen, die zu dem eisernen Bestand jeder russischen Bauernhochzeit gehören, und mit denen das Mädchen sich von Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern usw. feierlich verabschiedet (Beispiele solcher hochzeitlichen Klagelieder bei Šejn a. a. O.). Nach diesen Ausführungen wolle man den Wert der von F. Kauffmann (Z. f. deutsche Philologie 1907, Heft 1) gegen die Ergebnisse meiner Schrift erhobenen Einwendungen einschätzen.

a) („Er selbst“.) Der idg. Ausdruck für diesen Mann liegt in der Sprachreihe: sert. *pāti* „Gebietler, Herr, Gatte“ (*pativá* „Ehe“), aw. *pati*, *paiti* „Herr, Gatte“, griech. *πόις* „Gatte“, lit. *pàts* „Gatte, Ehemann“, got. *-faps* (*brūþ-faps* „Herr der jungen Frau“). Es ergibt sich hieraus ein idg. **poti-s* „Herr“ und „Ehegatte“. Dasselbe Wort liegt auch in einem schon idg. Kompositum: sert. *dám-pati* „Hausherr“, aw. *dāng-pati* „Hausherr“, „gebietender Herr“ = griech. *δεσ-πότης* „Herr“ vor, dessen erster Bestandteil das oben p. 271 erwähnte idg. Wort für „Haus“ im Sinne von „Familie“ enthält. Dem idg. **poti-s* stand eine **potnī* (sert. *pátñi* „Ehefrau, Herrin“, aw. *paðñi* „Herrin, Gebieterin“ = griech. *πότνια*, ein ehrendes Beiwort für ältere Frauen, vgl. auch I³, 187) zur Seite. Dieses idg. **poti-s* hat man früher häufig von dem sert. Verbum *pá-ti* „er schützt“ abgeleitet und damit den Begriff des Schutzes, den er gewährt, als besonders charakteristisch für die Stellung des Hausvaters angesehen. Allein das indische Verbum kommt in den europäischen Sprachen nirgends vor, und die Vokalisation des idg. **póti* würde, wenn man es von sert. *pá* = aw. *pay* „schützen“ (vgl. Bartholomae Altiran. Wb. Sp. 885) ableitet, so erhebliche morphologische Schwierigkeiten machen, dass, wenn sich eine andere Erklärung für idg. **poti* fände, diese schon vom formellen Standpunkt aus den Vorzug verdienen würde.

In dieser Beziehung ist zunächst darauf hinzuweisen, dass im Litauischen neben dem oben genannten *pàts* ein Pronomen *pàts* „er selbst“ (*patì* „sie selbst“) liegt. Auch dieser Pronominalstamm erweist sich als indogermanisch, einerseits dadurch, dass er als solcher auch im awestischen *xvaē-pati* „er selbst“ (vgl. Bartholomae Altiran. Wb. Sp. 1860) zu belegen ist, andererseits dadurch, dass er, wie jetzt allgemein angenommen wird, in der Verwendung als Partikel auch in mehreren anderen idg. Sprachen vorkommt: z. B. griech. *τί-ποτε*, *τί-πτε* „was, warum gerade“, lat. *meo-pte ingenio*, *eo-pte* „eo ipso“, *mihī-pte*, wie lit. *tēn-pat* „ebendort“ u. a. (vgl. Brugmann Kurze vergl. Gr. p. 619). Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, dass es in der idg. Grundsprache einen doppelten Stamm **poti* gab:

1. **poti* „Herr“ und „Ehemann“,
2. **poti*, als Pronomen und Partikel gebraucht, „er selbst“.

Natürlich hat das Verhältnis dieser beiden Stämme die Forscher seit langer Zeit beschäftigt. Bopp (Vergl. Gr. II³, 162) sprach sich gegen eine Identifikation derselben aus. Pott (Et. Forschungen II², 1 p. 854 ff., vgl. auch II², 2, p. 222 ff.) und Schleicher (Comp. § 91) für eine solche, indem sie dabei von der Auffassung, dass „Herr“ die primäre, „er selbst“ die sekundäre Bedeutung sei, als von etwas Selbstverständlichem ausgingen. Diesen Standpunkt nimmt auch, so viel ich sehen kann, die neuere Forschung ausnahmslos ein, ohne dass man bisher auch nur ein einziges Beispiel für den Bedeutungsübergang: „Herr“ — „er selbst“ beigebracht hätte. Der Gedanke, dass das Verhältnis ein umgekehrtes sein könnte, dass also eine Bedeutungsentwicklung: „er selbst“ — „Herr“ anzunehmen sei, ist, so viel ich sehe, von niemandem ausgesprochen worden. Und doch ist eine solche, wie ich nunmehr zeigen werde, in den idg. Sprachen häufig und fügt sich aufs beste in das, was wir über die Stellung des Hausherrn in altindogermanischen Zeiten wissen, ein.

Auf diesen Sprachgebrauch wurde ich zuerst durch eine Eigentümlichkeit der grössrussischen Kaufmannssprache aufmerksam, über die sich Morawskij in seinem Echo der russischen Unterhaltungssprache² p. 57 folgendermassen äussert: „„Er selbst“ (*samǔ*), das ist der charakteristische Ausdruck, mit dem im Kaufmannsleben der Hausherr, das Haupt der Familie, bezeichnet wird. „Er selbst“ bringt sämtliche Hausgenossen zum Zittern, angefangen mit der „sie selbst“ (*samá*), d. i. der Hausfrau, bis zu den Gehilfen. Die Devise eines solchen *Titǔ Tityčǔ* (einer bekannten Figur einer Komödie Ostrovskijs, des genialen Schilderers des russischen Kaufmannslebens) ist das bekannte: ‚Wage nicht, Dich meinem Willen zu widersetzen!‘ Überhaupt ist das „Selbstnarrentum“ (*samodǔrstvo*) ein hervorstechender Zug des *Titǔ Tityčǔ*.“ Obgleich nun diese russischen Kaufleute, die vielfach Raskolniker (s. o. p. 328) sind, in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel Altertümliches, besonders die unbedingte *patria potestas* des Hausherrn über Frau und Kinder, bewahrt haben, glaubte ich doch anfangs, dass es sich bei dem geschilderten Gebrauch von „er selbst“ und „sie selbst“ um eine jüngere Besonderheit ihrer Ausdrucksweise handele. Bald aber erkannte ich, dass sie auch hierin etwas durchaus Volkstümliches und

zweifellos Uraltes erhalten haben. Zunächst ist im Weissrussischen (vgl. das Wörterbuch von Nosovičü) die Verwendung von *samü* im Sinne von *xozjainü* und von *samá* im Sinne von *xozjáika* „Haustrherr und Hausfrau“ offenbar ganz gewöhnlich: „Der *samü* hat Dich zu sich gerufen“, „Gehe zu dem *samü*“, „Ohne den *samü* werde ich es nicht geben“, „Trage es zur *samá*“, „Wie die *samá* es sagt, so wird es geschehn“, „Frage die *samá*“ sind weissrussische Ausdrucksweisen. Aber auch im Polnischen und Czechischen ist die Verwendung der beiden Wörter für „Herr“ und „Frau“, wie ein Blick in die Wörterbücher der betreffenden Sprachen zeigt, so gewöhnlich, dass man nicht bezweifeln kann, dass es sich um einen alten und weitverbreiteten Sprachgebrauch handelt, zu dem in gewissem Sinne auch russ. *samécü* für Männchen, *sámka* für Weibchen (bei Tieren) gehört.

Und dasselbe ist auf germanischem Sprachboden der Fall. In einem sehr interessanten Aufsatz Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven in seinen gegensätzlichen Erscheinungen (Globus LXXXII Nr. 7, p. 277) sagt K. R h a m m das folgende: „Es muss bei allen skandinavischen Germanen üblich gewesen sein, den Hauswirt schlechtweg mit der Anrede „er selbst“ zu bezeichnen. Ich kann diesen Brauch aus drei voneinander entlegenen Stellen nachweisen. P. Saeve sagt bei Beschreibung des alten Bauernlebens auf der Insel Gotland (*Ákerns sagor* 1876, S. 64): „Aber in der Stube war es doch stets der Vater, Bauer oder „er selbst“ (*han sjalvr*), der Herr war, im Vorsitz sass, oft mit dem Hut auf dem Kopf“. Ferner zweimal aus Dänemark. In dem Führer durch das dänische Volksmuseum in Kopenhagen (*Veiledet til Danskt Folkemuseum*, Seite 15) heisst es bei der Beschreibung der alten Stube von Ingelstad auf Seeland: „hier (auf der Ofenbank) brachte „er selbst“ (*han sael*), d. h. der Bauer, den Tag und Abend zu, wenn die Arbeit und die sechs Mahlzeiten ihn nicht hinderten“. Für Jütland endlich ergibt sich die Gepflogenheit aus Molbecks Danse Dialect-Lexikon (Kopenhagen 1841), wo unter *stavn* die Frage angeführt wird: *aer han siael til stauns?* „Ist er selbst (der Bauer) daheim?“ Auch in Ivar Aasens Norse Ordbog (Christiania 1873) finden sich p. 657 unter *sjølv* die folgenden Angaben: *Han sjølv: Huusbonden el. Formanden, Ho sjølf: Huusmoderen, Dei sjølve: Mand og kone i Huset.*

Endlich treffen wir auch das *himself* und *herself*, was Rhamm entgangen ist, in dem in Frage stehenden Sinne in England wieder. In Wrights The English Dialect-Dictionary heisst es: *himself* „a term applied to the husband or master of the speaker“, z. B. *The servant said ,himself was not at home'. His wife heard me asking after him and shouted that himself has gone to the herrings* und *herself* „a wife“, z. B. *How is herself? Herself is gone to town.*

Ganz in Übereinstimmung hiermit wird in einer Dichtung Moria O'Niells, einer irisch-englischen Dichterin, „*Songs of the Glen of Antrino*“ (*The Grace for light*) folgendes gesagt:

*Herself would take the rushlight and light it for us all,
An' „God be thanked“! she would say, „now we have a light“.
Then we be to quiet the laughin' and pushin' on the floor
And think of One who called us to come and be forgiven;
Himself 'nd put his pipe down an' say the good word more,
„May the Lamb of God lead us all to the Light of Heaven!“*

Aus den übrigen idg. Sprachen ist bis jetzt nur etwa auf das griech. *αὐτὸς ἔφα* „der Meister hat es gesagt“ und auf das lat. *ipsa* in der Bedeutung von *domina* (Delbrück p. 57=435) hinzuweisen. Vielleicht kommt noch mehr zutage. Aber das reiche aus dem slavischen und germanischen Sprachgebiet für den Bedeutungsübergang von „er selbst“ in „Herr“ beigebrachte Material genügt, um hinsichtlich des idg. **poti-s* nummehr den folgenden Schluss zu rechtfertigen: Da in der idg. Grundsprache neben einem substantivischen **poti-s* „Herr“, „Ehegatte“ ein damit völlig identisches pronominales **poti* „selbst“ liegt, ein Bedeutungsübergang von „Herr“ zu „selbst“ in den idg. Sprachen aber nirgends nachzuweisen ist, so folgt aus diesem allen, dass von der letzteren Bedeutung auszugehn, und die im Slavischen und Germanischen nachzuweisende Sitte, den Hausherrn als „er selbst“ zu bezeichnen, als bereits indogermanisch anzusetzen sei.

Selbstverständlich muss dieser Bedeutungsübergang in sehr früher Zeit stattgefunden haben, da er von Bildungen wie scrt. *pátyaté* „er ist Herr über etwas“ oder lat. *potior aliqua re* „ich werde Herr von etwas“ bereits vorausgesetzt wird, eine Anschauung, der nicht das geringste im Wege steht¹⁾.

1) Ich will nicht verhehlen, dass ich die hier erörterte Frage mit einem hervorragenden Sprachforscher durchgesprochen habe und dabei

Ein Wort ist schliesslich noch über das idg., neben **poti-s* „Herr“, „Ehegatte“ liegende und (nach K. Brugmann Grundriss II, 315) aus diesem durch eine falsche Analogiebildung nach Wörtern wie sert. *tákshan*: *takshní* entstandene **potní* zu sagen, d. h. über die „sie selbst“ neben dem „er selbst“. Dass es nicht angeht, aus diesem **potní* „sie selbst“ irgendwelche Schlüsse auf eine „parentalrechtliche“ Stellung oder gar eine Gleichstellung von Mann und Frau in der idg. Urzeit, wie man es früher getan hat (vgl. I³, 187f.), zu ziehen, geht allein schon aus dem oben über die Stellung der russischen *samá* dem *samü* gegenüber bemerkten hervor. Wie diese russische *samá*, mag auch die idg. **potní* dem übrigen Hause oder wenigstens den weiblichen Mitgliedern desselben gegenüber (s. u.) eine gewisse Ehrenstellung eingenommen haben, dem **poti-s* selbst gegenüber war sie, ebenso wie die *samá* in ihrem Verhältnis zum *samü*, ohne Zweifel die zitternde Sklavin. Dies folgt aus allem, was wir über die Lage der Frauen in der idg. Urzeit wissen.

auf einen unerwarteten Widerspruch gestossen bin, den derselbe folgendermassen formuliert hat: „Der Begriff „Herr“ ist gewiss ein sehr alter, „selbst“ aber ein ziemlich junger, wie sich nicht nur aus der Erwägung, sondern auch aus den sehr mannigfachen Darstellungen ergibt, die er in den verschiedenen Sprachen erfahren hat. Daher ist mir „Herr“ — „selbst“ viel wahrscheinlicher als „selbst“ — „Herr“. Aber entscheidend ist das natürlich nicht. Ihre Beispiele zeigen deutlich, dass „selbst“ den Sinn von „Herr“ annehmen kann, wo ein Wort für „Herr“ längst besteht; und es lässt sich auch nichts dagegen einwenden, dass es ein solches Wort ganz verdrängt habe. Es bleibt also eigentlich nichts übrig, als dass wir nicht annehmen dürfen, eine Sprache habe eher einen Ausdruck für „selbst“ als für „Herr“ besitzen.“ Ich möchte hierauf erwidern, dass mir der Satz, dass unter allen Umständen der Begriff „Herr“ älter wie der Begriff „selbst“ sei, als eine *petitio principii* erscheint, dass ich aber auch, wenn derselbe richtig ist, nichts gegen die Annahme einzuwenden hätte, dass **poti* „selbst“ in der idg. Grundsprache ein älteres Wort für „Herr“ verdrängt habe. Die Hauptsache ist immer, dass, rein sprachhistorisch, nicht sprachphilosophisch betrachtet, **poti* „selbst“ ebenso alt wie **poti* „Herr“ ist, und dass es für den Bedeutungsübergang „selbst“ — „Herr“ zahlreiche, für den umgekehrten keine Analogien gibt. Übrigens zeigt auch der Begriff „Herr“ „in den verschiedenen Sprachen sehr mannigfache Darstellungen“. Vgl. unser „Herr“, engl. *Lord*, ital. *signore* usw., die sämtlich in ihrer gegenwärtigen Bedeutung nachweislich sehr jung sind.

b) Die Lage der Frauen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass sich erst nach der Trennung der einzelnen Völker die reinere Form der Monogamie aus der Polygamie der Urzeit entwickelt hat. Treffen wir doch unzweideutige Spuren der Vielweiberei noch in den Hymnen des Rigveda¹⁾, namentlich bei Königen und Vornehmen, an (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 324 f. und Delbrück p. 162 = 540), berichtet doch Herodot I, Kap. 135 von den alten Persern ausdrücklich: *γαμέουσι δ' ἕκαστος αὐτῶν πολλὰς μὲν κορυθίας γυναῖκας, πολλῶ δ' ἔτι πλεῖνας παλλακὰς κτῶνται*, und tritt doch bei unserem eigenen Volk im Anbeginn seiner Geschichte die Vielweiberei im Westen noch als Ausnahme (Tac. Germ. Kap. 18), im Norden aber als Regel (Weinhold Altn. Leben p. 219) uns entgegen. Auch für die Gallier lässt der Bericht Caesars *de bello Gall.* VI, Kap. 19: *et cum paterfamiliae inlustriore loco natus decessit, propinqui conveniunt et, ejus de morte si res in suspicionem venit, de uxoribus in servilem modum quaestionem habent* auf Vielweiberei schliessen. Oder wie sollte man den Plural *uxoribus* anders verstehen? Das gleiche wird endlich auch von den alten Thra- kern (Herodot V, 5), Paeoniern (oben p. 275), Preussen (vgl. Hartknoch Das alte und neue Preussen p. 177) und Slaven (oben p. 319 und Krek Litg.² p. 362) berichtet.

In der Tat ist nicht abzusehen, wenn nach altidg. Brauch die Frau durch Kauf oder Raub in den Besitz des Mannes überging, warum ein Bedenken dagegen hätte obwalten sollen, sei es, wenn die eine Gattin dem Hauptzwecke antiker Ehe, der Erzeugung männlicher Nachkommenschaft nicht genügte, sei es, wenn der vermehrte Reichtum des Besitzers vermehrte Arbeit und Beaufsichtigung nötig machte, sei es, wenn es wünschenswert war, neue Familienverbindungen anzuknüpfen, sich auf dem gleichen Wege eine zweite und dritte Frau zu erwerben.

Indessen wird man gut tun, der Polygamie der Urzeit keine allzugeschlossene Ausdehnung zuzuschreiben; denn es liegt auf der

1) Auch später ist in Indien die Zahl der Weiber nicht gesetzmässig beschränkt gewesen; doch begnügt man sich mehr und mehr mit einer legitimen Gattin. Es scheint, dass die sakrale Gemeinschaft von Mann und Frau hierauf von Einfluss gewesen ist. Vgl. Jolly Über die rechtliche Stellung der Frauen bei den alten Indern, Sitzungsab. d. phil.-hist. Klasse d. Münchner Akademie 1876, § 13.

Hand, dass der Wunsch nach dem Besitz mehrerer durch Kauf zu erwerbender und auch im Falle des Raubs zu erhaltender Weiber nicht jedem ausführbar gewesen ist. Für gewöhnlich mochte man daher nur im Falle der Kinder-, namentlich der Sohnlosigkeit der Frau zu einer zweiten Heirat schreiten. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie von diesem Gesichtspunkt aus bei den Südslaven noch gegenwärtig Bigamie in Gestalt einer Stellvertreterin (*namiestnica*) gestattet ist. In höchst anschaulicher Weise erzählt Krauss a. a. O. p. 228 ff., wie es in einem solchen Fall hergeht.

Aber auch, wenn der Mann als die Ursache der Kinderlosigkeit galt, scheint der Urzeit ein Ausweg zu Gebote gestanden zu haben, rechtmässige Kinder dem Hause zu verschaffen. Bei Indern, Griechen und Germanen findet sich der rohe Brauch, dass der Eheherr sich durch einen Stellvertreter, der ursprünglich vielleicht der Mannesbruder oder ein anderer naher Verwandter war, sich bei seiner Frau Nachkommen erzeugen lassen kann (vgl. Leist Altarisches *Jus gentium* p. 105, Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 46, Grimm R. A. p. 443 und mein Reallexikon s. v. Zeugungshelfer). Jedenfalls scheint mir ein solcher Brauch in die idg. Auffassungsweise des Eheverhältnisses sich aufs beste zu fügen. Die Frau gehört dem Manne mit Leib und Leben, und was sie hervorbringt, ist sein Eigentum, wie das Kalb seiner Kuh oder die Frucht seines Ackers. Der Mann sieht daher auch das von der Frau geborene, von einem anderen gezeugte Kind als das seine an, wenn die Zeugung nur mit seinem Willen geschehen ist. Es ist im Grunde derselbe Gedanke des unbedingten Eigentumsrechtes über die Frau, wenn der Skandinavier sich nicht scheut, das Bett der Ehefrau dem Gastfreund anzubieten (Weinhold Altnord. Leben p. 447).

In denselben Ideenkreis gehört es, wenn der naive Sinn des frühen Altertums in dem geschlechtlichen Umgang des verheirateten Mannes mit anderen Weibern nichts sittlich Anstössiges erblickt, während der Ehebruch der Frau mit den härtesten Strafen geahndet wird, weil er in das Eigentumsrecht des Mannes eingreift. Der homerische Held spricht ohne Scheu von seinen Keksweibern, wie Agamemnon (Il. IX, 128 ff.) dem zürnenden Achill ausser der Briseis, deren Bett er aber nicht bestiegen zu haben feierlich versichert, seine sieben lesbischen Weiber und

nach der Einnahme Trojas zwanzig der schönsten Troerinnen und schliesslich als Ehefrau eine seiner Töchter (*ἀνάεδνον* „ohne Kaufpreis“) zusichert. Die *ἄνητή* oder *δοουριζιητή παλλακίς* steht im allgemeinen unbeanstandet neben der *κουριδίη ἄλοχος*. Die Tötung der im Ehebruch betroffenen Frau ist in Griechenland zwar nicht mehr zu belegen; dafür trifft sie der moralische Tod, die Atimie (*ἀτιμῶν τὴν τοιαύτην γυναῖκα καὶ τὸν βίον ἀβίωτον αὐτῇ παρασκευάζων*). In Kyme ward die Ehebrecherin auf einem Esel durch die Stadt geführt und auf einem Stein zur Schau gestellt (K. F. Hermann Lehrbuch der griech. R. A., herausg. v. Th. Thalheim p. 18). Der Mann fordert die *ἔδνα* zurück (oben p. 320 f.) und darf den *in flagranti* ertappten Buhlen erschlagen¹⁾ (Hermann a. a. O. p. 37 Anm. 5).

Genau den urzeitlichen Standpunkt stellt die altrömische Rechtsauffassung dar, wie sie Cato bei Gell. 10, 23 äussert: *In adulterio uxorem tuam siprehendisses, sine iudicio impune necares* (bis auf die *lex Julia de adulteriis*): *illa te, si adulterares sive tu adulterarere, digito non auderet contingere, neque ius est*. Ebenso ist es bei den Nordgermanen (Weinhold Altu. Leben p. 248, 250). Dem Manne ist das ausgedehnteste Konkubinat gestattet, die Frau, im Ehebruch ergriffen, darf samt ihrem Buhlen erschlagen werden. Etwas milder, auf den Begriff der griechischen Atimie hinauslaufend, ist die Bestrafung der Ehebrecherin bei den Westgermanen des Tacitus (*Germ.* Kap. XIX): *paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritis permissa: accisis crinibus, nudatam, coram propinquis expellit domo maritus ac per omnem vicum verbere agit*, womit aufs beste die Nachricht des Bonifacius (*Monum. Magunt. ed. Jaffé* p. 172) hinsichtlich der Sachsen übereinstimmt: *Aliquando, congregato exercitu femineo, flagellatam eam mulieres per pagos circumquaque ducunt, virgis caedentes et vestimenta eius abscindentes iuxta cingulum*. Dagegen bestimmt wieder *lex Visig.* III, 4, 4 (Grimm R. A. p. 450): *si adulterum cum adultera maritus vel sponsus occiderit, pro homicida non teneatur*, und auch bei den Sachsen kam es, wiederum nach Bonifacius, vor, dass sich die Ehebrecherin auf

1) Vgl. über die sehr lehrreichen Verhältnisse des Gortynischen Rechts F. Bücheler und E. Zitelmann Das Recht von Gortyn 1885 p. 101 ff.

knüpfen musste, und der Ehebrecher über ihrem Grabe gehängt wurde.

Auch nach südslavischem Gewohnheitsrecht darf der gekränkte Mann den Buhlen und die Ehebrecherin auf der Stelle töten. Zuweilen wird in den Volksliedern erwähnt, dass die Frau erst später von Pferden zu Tode geschleift wird (Krauss a. a. O. 511, 566).

Im alten Indien lassen sich Konkubinat und Polygamie selten scharf voneinander scheiden. Über die Behandlung der Ehebrecherin stehen mir aus den älteren Quellen keine Nachrichten zu Gebote. In den späteren Rechtsbüchern (Jolly a. a. O. § 12) ist der Ehebruch der Frau natürlich ein legitimer Grund für ihre Verstossung. Dazu soll man einer Ehebrecherin nur die notdürftigste Nahrung reichen, ihr das Haar scheren (vgl. oben die Nachricht des Tacitus), sie schlecht kleiden und zur niedrigsten Sklavenarbeit anhalten. Aber auch die Todesstrafe der Ehebrecherin kommt vor (Jolly Recht und Sitte, Grundriss der indoarischen Phil. II).

Eine weitere Folge des Kaufes der Frau, die, wie wir schon sahen, dadurch zum unbeschränkten Eigentum des Mannes geworden ist, ist die wohlbeglaubigte Tatsache (vgl. mein Reallexikon s. v. Ehescheidung), dass, in je frühere Zeiten wir zurückgehen, die Verstossung der Ehefrau dem Manne um so mehr erleichtert wird, während diese mit unlösbaren Banden an ihren Gebieter gefesselt bleibt. Sprengt sie dieselben, so trifft sie auch hier der Tod (*Lex Burg. XXXIV, 1: Si qua mulier maritum suum, cui legitime iuncta est, dimiserit, necetur in luto*).

Dieselbe Gewaltherrschaft des Gatten über das Eheweib tritt uns auch in dem Umstand entgegen, dass hinsichtlich der Kinder, die das Weib gebiert, der Vater durch die bei Indern, Griechen, Römern und Germanen gemeinsame Sitte des Aufhebens (*ἀναρπείσθαι, tollere, suscipere*) des Kindes zu entscheiden hat, ob dasselbe leben oder sterben, d. h. ausgesetzt werden soll. Bei den Germanen kann es wenigstens keinem Zweifel unterliegen, dass in dieser Angelegenheit lediglich der Wille des Vaters entscheidet (Grimm R. A. p. 455 ff., Weinhold Altn. Leben p. 260), und auch im alten Rom ist das Verkaufs- und Tötungsrecht des Kindes als der konsequente Ausfluss der väterlichen Gewalt zu betrachten (Marquardt Privatleben p. 3, 81).

Etwas weniger klar liegen die Dinge bei den Indern. Eine Stelle im Rigveda (V, 2, 1) könnte nach Ludwig (Rigveda VI, 142) darauf bezogen werden, dass auch in Indien die Mutter das Kind dem Vater „gibt“¹⁾, eine Stelle der *Taittirīya-Samhitā* (Zimmer Altind. Leben p. 319, Ludwig Rigveda V, 568) berichtet, so scheint es, von dem Aussetzen von Töchtern und deutet auf die schon oben genannte Sitte des Aufhebens des Kindes durch den Vater²⁾ hin. Wenn dagegen in den Sūtras ausdrücklich Vater und Mutter als diejenigen genannt werden, welche die Macht haben, ihre Söhne zu geben, zu verkaufen und zu verstossen (vgl. bei Leist Altar. *Jus gent.* p. 115), so werden wir kaum irren, diese Auffassung nicht als etwas ursprüngliches, sondern lediglich als die Folge der immer mehr aufkommenden Anschauung zu betrachten, dass Mann und Weib die beiden Hälften eines und desselben Körpers seien (vgl. Jolly Sitzungsber. p. 437).

Auch in Griechenland war der *ἐγγυρισμός* „das Aussetzen in tönernen Gefässen“ sehr verbreitet. Ebenso der Verkauf der Kinder, den noch zu Solons Zeit kein Gesetz verhinderte (Plutarch Solon 23, 13). Nur in Theben war die Aussetzung durch ein strenges Gesetz verboten, dafür aber der Verkauf im Falle höchster Armut gesetzlich geregelt (Aelian *V. H.* II, 7). Dass hierbei auch in Griechenland überall der Wille des Vaters (nicht der beiden Eltern) als oberste Instanz über Leben und Tod des Kindes anzusehen ist, kann kaum bezweifelt werden, wenn derselbe auch frühzeitig durch Hinzuziehung eines Familien- oder Sippenrates begrenzt wurde. In Sparta, wo das Kind von einem gewissen Alter an nicht mehr den Eltern, sondern dem Staate

1) *kumārām mātā yuvatīḥ sāmubdham
gūhā bibhartī nā dādāti pitrē.*

2) Die Stelle lautet: *tasmāt striyaṃ parāsyanti, ut pumānsam haranti* (6. 5, 10, 3). „Deshalb setzt man ein Mädchen aus, einen Knaben hebt man auf“ (*tollunt, ἀναγοῦνται*). Anders Böhtlingk (*Z. d. D. Morgenl. Ges.* XLIV, 494): „Einen Sohn hebt man bei seiner Geburt vor Freude in die Höhe, ein Mädchen legt man bei Seite“; doch macht der genannte Gelehrte in den Berichten d. Kgl. sächs. Ges. d. W. (15. Dez. 1900) das Zugeständnis, dass das *parāsyanti* auf einen „Gestus bei der Geburt eines Mädchens“ und „als symbolische Verstossung“ desselben gedeutet werden könne. Im modernen Indien waren Mädchenmorde bis tief in die Zeiten der englischen Regierung überaus häufig.

gehörte, τὸ γεννηθὲν οὐκ ἦν κύριος ὁ γεννήσας (also wie anderwärts) τρέφειν, sondern τῶν φυλετῶν οἱ πρεσβύτατοι entschieden über die Aufnahme des Kindes (Plutarch Lycurg XVI), wie dasselbe auch in Rom πέντε ἀνδράσι τοῖς ἔγγιστα οἰκοῦσι (Dion. Hal. II, 15) vor der Aussetzung vorgezeigt werden musste.

Betroffen wurden von der Aussetzung ausser kranken, schwächlichen und hinsichtlich ihres Ursprungs verdächtigen Kindern zumeist Töchter, deren Besitz der vedischen Welt ein „Jammer“ ist (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 320). Dieselbe Anschauung durchzieht auch das griechische (Hermann-Blümner Privatalt. p. 282), römische (Marquardt Privatleben p. 3) und germanische (Weinhold Altnord. Leben p. 260) Altertum und ist nicht ungeeignet, ebenfalls ein Streiflicht auf die Auffassung des Weibes in der Urzeit zu werfen¹⁾.

Dass ferner dasselbe Verkaufs- und Tötungsrecht wie über die Kinder dem Hausherrn auch über das Weib selbst von Haus aus zugestanden habe (vgl. über die Gallier Caesar VI, 19: *virī in uxores, sicut in liberos, vitae necisque habent potestatem*, über die Nordgermanen Weinhold Altn. Leben p. 249, über Rom Rossbach Röm. Ehe p. 20), ist nicht minder in dem Charakter der idg. Ehe begründet, wenn auch gerade diese Härten am frühesten durch die Anteilnahme der weiblichen Sippe an den Geschicken ihrer Blutsverwandten gemildert wurden; doch ist bei den Germanen der Verkauf der Frau lange üblich und im englischen Recht bis in die neueste Zeit gestattet gewesen (vgl. R. Bartsch Die Rechtsstellung der Frau, Leipzig 1903 p. 62).

1) Vgl. Russen über Russland, herausg. von J. Melnik, Frankfurt a. M., p. 70 (Alexander Nowikof „Das Dorf“): „Über einen Knaben freut sich die ganze Familie, ein Mädchen ist oft von vornherein ein ungebetener Gast und weckt nur in dem Herzen der Mutter ein freudiges Gefühl. Beinahe in ganz Russland herrscht folgender Brauch: wenn einem jung vermählten Paar das erste Kind geboren wird, und es ist ein Mädchen, so packen am nächsten Tage die Freunde den Vater, legen ihn über und prügeln ihn. Das geschieht nicht nur symbolisch, sondern es wird tatsächlich bis zu Tränen und Striemen geschlagen. Und er darf es nicht übelnehmen — denn so will es der Brauch.“ Ähnlich wird in den Abruzzen der Vater eines Mädchens auf einen Esel mit dem Gesicht nach dem Schwanz gesetzt und durchs Dorf geführt (vgl. P. A. Rovinskij Sbornik d. kais. Ak. d. W. in St. Petersburg LXIII, 223).

In genauestem Zusammenhang mit diesem unumschränkten Besitzrecht des Hausherrn über die Gattin stehen meiner Meinung nach auch die grausamen Bestimmungen, welche das frühe idg. Altertum über die überlebende Frau, die Witwe (scrt. *vidhāvā*, lat. *vidua*, ir. *fedb*, altsl. *vidova*, got. *viduvō*)¹⁾ verhängt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Sitte des gemeinschaftlichen Todes der Frau mit dem Manne eine altindogermanische, wenn auch, ähnlich wie die Polygamie, nur bei den Reichen und Mächtigen übliche Einrichtung ist, die einerseits aus dem Wunsche hervorgeht, dem Manne in sein Grab alles dasjenige mitzugeben, was im Leben ihm teuer gewesen ist (vgl. Kap. XVI: Religion), andererseits den Zweck hat, das Leben des Hausherrn sicherzustellen (vgl. Caesar *de bell. Gall.* VI; Kap. 19) und zu einem Gegenstand steter Angst und Fürsorge der Seinen zu gestalten (s. u.). Über den Brauch der Witwenverbrennung bei den nördlichen Indogermanen hat bereits V. Hehn⁷⁾ (p. 531 ff.) erschöpfend gehandelt. Spuren derselben finden sich aber auch in Griechenland (Pausanias VI, 2, 7) und Italien²⁾.

Bei den Indern herrschen bereits im Rigveda mildere Sitten, wie ein Hymnus (X, 18, 7) zeigt, wo dem an der Leiche ihres Gatten trauernden Weibe die tröstenden Worte zugerufen werden:

Erhebe Dich, o Weib, zur Welt des Lebens:
Des Odem ist entflohn, bei dem Du sitzt,
Der Deine Hand einst fasste und Dich freite,
Mit ihm ist Deine Ehe nun vollendet.

(Geldner-Kaegi 70 Lieder.)

Auch in den an den Veda sich anschliessenden Literatur-epochen und in den ältesten Rechtsbüchern findet sich nach R. Garbe Die Witwenverbrennung in Indien (Deutsche Rundschau, März 1903) keine Erwähnung dieses schrecklichen Brauches. Trotzdem ist auch Garbe, ebenso wie H. Zimmer (Altindisches Leben) und vor diesem E. B. Tylor (*Primitive Culture* I), der

1) Daneben lässt sich, wie Delbrück (p. 160 = 538) gezeigt hat, ein idg. Ausdruck für den Witwer nicht nachweisen. Auch dies ist charakteristisch, da in der Urzeit offenbar ein Mann, der seine Frau verloren hatte, ein bedeutungsloser Begriff war.

2) In den „umbrischen“ Brandgräbern Oberitaliens finden sich mehrfach weibliche Skelette, die Montelius *La civilisation primitive de l'Italie* p. 462 für die mitgegebener Frauen hält.

Ansicht, dass es sich bei dem in Indien bis in die Vorzeit üblichen Mitsterben der Witwe nicht um eine mittelalterliche grausame Erfindung der Brahmanen, sondern um einen in den genannten altidg. Zuständen wurzelnden, eine Zeitlang zurückgetretenen und dann wieder neu belebten Brauch handelt; denn schon die Begleiter Alexanders des Grossen auf dessen Zuge nach Indien, Aristobulos (vgl. Strabo p. 714) und andere (vgl. Diodorus Siculus XIX, 33), hatten gehört, „dass dort die Weiber sich freiwillig mit ihren Männern verbrennen, und es denen, die es sich nicht gefallen lassen, zur Schande gereicht“.

Nachdem die Anschauungen menschlicher geworden sind, zeigen sich die Spuren des alten Verhältnisses noch in dem Verbot, welches gegen die Wiederverheiratung der Witwe erlassen wird. So fand es Tacitus (*Germ.* Kap. 19) in westgermanischen Staaten (*in quibus tantum virgines nubunt*), und auch im alten Griechenland πρότερον δὲ καθεστήκει ταῖς γυναῖξιν ἐπ' ἀνδρὶ ἀποθανόντι χηρεύειν (Paus. II, 21, 7).

Als äusserst charakteristisch für das Verhältnis der Ehegatten in der idg. Urzeit können endlich die zahlreichen Nachrichten gelten, die wir bei den meisten idg. Völkern über häufige Mord-, namentlich Giftmordversuche der Frauen gegen ihre Männer und Vorkehrungen der letzteren gegen diese Nachstellungen besitzen. So bringt Diodorus Siculus (a. o. a. O.) die indische Witwenverbrennung in ursächlichen Zusammenhang mit zahlreichen Giftmordversuchen der indischen Frauen, gegen die die Gewissheit, mit dem Manne zu sterben, eine Schutzwehr gebildet habe, und es scheint mir kein ausreichender Grund vorhanden zu sein, mit Garbe an der Richtigkeit dieses in anderer Beziehung den Eindruck der Wahrhaftigkeit machenden Berichts zu zweifeln. In Rom konnte der Mann nach den *Leges Regiae* (vgl. Plutarch Rom. Kap. 22) seine Frau verstossen ἐπὶ φαρμακείᾳ, τέκνων ἢ κλειδῶν ὑποβολῇ „wegen Giftmordversuch und der Unterschlebung von Kindern und Schlüsseln“ (wenn wir dieser Interpunktion der Stelle bei Ihering Vorgeschichte der Indo-europäer p. 420 vertrauen dürfen). Im Jahre 329, also, da die „gute alte Zeit“ in Rom noch herrschte, versuchten nicht weniger als 170 römische Matronen (Livius VIII, 18) ihre Männer durch Gift zu beseitigen. Auf die Nachricht des Caesar von peinlichen Untersuchungen gegen die gallischen Ehefrauen, wenn ihr Mann

gestorben war, wurde schon oben (p. 348) hingewiesen. Nicht weniger häufig ist in den germanischen Volksrechten (vgl. Löning Geschichte des germanischen Kirchenrechts II, 621) von Nachstellungen der Frauen gegen das Leben des Ehemannes die Rede.

Eine lebendige Illustration erhalten diese Vorgänge grauer Vergangenheit durch das heutige russische Volksleben, in dem die Frau im wesentlichen dieselbe niedrige Stellung einnimmt, die wir für die idg. Ehefrau voraussetzen müssen¹⁾. Überaus häufig wird in den russischen Volksliedern (vgl. z. B. Sobolevskij III, s. v. *zamužestvo*) erzählt, wie die Frauen ihre verhassten Eheherren und oft grausamen Peiniger erwürgen, vergiften oder sonstwie aus der Welt schaffen. Wollte man glauben, dass hier poetische Übertreibungen und Verallgemeinerungen vorlägen, so würden uns prosaische Berichte über dieselben Zustände eines besseren belehren. So besitzen wir eine Erzählung des bekannten Schriftstellers *Maminü Sibirjakü: Otrava* „die Giftmörderin“ (Uralische Erzählungen I). Die Heldin der Erzählung hat schon manchen Bauer, der es mit seiner Frau zu toll trieb, ins Jenseits befördert. Endlich wird sie entlarvt und nach Sibirien geschickt. Hierzu äussert sich ein Bauer, namens Vachruška, folgendermassen: „Erstlich — diese Weiber sind Närrinnen (dass sie nämlich Otrava verraten haben); sie hätten sich mit ihren Zähnen an Otrava festbeissen müssen, da sie ihr Schutz und Schirm war. Wie man die Frauen jetzt bei uns peinigt, ist

1) Dasselbe gilt von den Südslaven. Kein Montenegriner vergisst, wenn er von Frau oder Tochter spricht, sein *oprostitute* „verzeiht“ hinzuzufügen. Die Frau küsst jedem Mann die Hand, entschützt ihn und wäscht ihm die Füsse. Sie ist immer dem Manne zu Diensten. Er wird ihr keinen Trunk Wasser geben, selbst wenn er ihn zur Hand hat. Wehe dem Weibe, das die *struka* (eine Art Plaid) ihres Mannes mit der ihrigen verwechselt; es kann ihr Tod sein. In dem steinigen Teile Montenegros kann man lange Karawanen von Frauen sehen, die auf ihren Schultern Bretter, Ziegelsteine und andere Baumaterialien wie Lasttiere einerschleppen; aber auch in anderen Teilen Montenegros ruht die Arbeit, besonders auch die ganze Wartung des Viehs, fast ausschliesslich auf den Schultern des Weibes usw. So lauten die Mitteilungen Rovinskijs (vgl. Kap. XIII), des gegenwärtig wohl besten Kenners Montenegros und Serbiens, der noch dazu sichtlich bemüht ist, diesen Verhältnissen eine Lichtseite abzugewinnen. Vgl. auch Rhamm im Globus LXXXII, 274, Serbien betreffend.

schrecklich.“ Dann erzählt er eine Reihe geradezu entsetzlicher Fälle solcher Misshandlungen und fährt höchst naiv fort: „Alle Frauen, die es nicht mehr aushalten konnten, gingen zur Otrava, und die gab ihnen ihr Mittel und lehrte sie es gebrauchen. Nun, für die Männer war es immer eine Drohung. Auch meine Evlacha wollte mich einmal in dieser Weise vergiften. Damals kriegte ich ein solches Reissen im Bauch, schlimmer wie der Tod: als ob man in meinen Eingeweiden Gras mähte. Damals dachte ich gleich an die Otrava. Ja, unsere Weiber haben einen schweren Verlust erlitten. Jetzt haben sie nichts, womit sie sich vor ihren Männern schützen können.“ Und als er hinausgegangen ist, sagt Ivanü Antonyčü, der Gemeindeschreiber: „Ja, was wahr ist, muss wahr bleiben . . . Die Bauern sind wie die wilden Tiere, und die Frauen vergiften sie, so ist's in allen Dörfern.“ Und der Feldscher fügt hinzu: „Ja, ja, jedes grössere Dorf hat seine eigene Otrava.“ Auch sonst macht die russische Dorfdichtung mit Vorliebe von dem Motiv des Giftmords, begangen von der Frau an dem verhassten Ehemann, Gebrauch, wofür noch auf ein in kulturhistorischer Beziehung in mannigfacher Hinsicht interessantes Stück von N. Garinü „Ein Dorf-drama“ (*Sbornikü tovariščestva „Znanie“ za 1903 godü, I. Petersburg 1904*) verwiesen sei.

Es ist diesen Tatsachen gegenüber eine verzweifelt naive Frage, ob die Stellung der idg. Frau eine „ziemlich hohe“ oder eine „niedrige“ gewesen sei, und, ob es sich „um eine bewusste Erniedrigung handle, wenn die Frau arbeite“ (vgl. H. Hirt *Die Indogermanen II, 444, 716*). Die idg. Frau war ganz einfach ein Geschöpf zweiter Ordnung. Als solches wird sie vom Manne angesehen, als solches betrachtet sie sich selbst und sieht die Behandlung, die ihr zuteil wird, wenn sie nicht alles Mass übersteigt, als die natürliche Ordnung der Dinge an. Jene russischen Frauen, wie sie uns die Volkslieder schildern, werden nicht nur von ihren Männern geschlagen, sondern sie wollen auch geschlagen sein. Sie würden es als unbegreifliche Schlappheit, ja als Kälte von seiten ihres Mannes empfinden, wenn sie faul, näschig, ungehorsam, untreu gewesen sind, und derselbe wollte sie nicht handgreiflich „belehren“ (*učiti*), wie der technische Ausdruck für „schlagen“ heisst. Die Peitsche in der Hand des Mannes ist diesen schwachen und leidenschaftlichen

Wesen ein Zeichen seiner Stärke und Männlichkeit, und jederzeit haben diese Eigenschaften den Frauen imponiert. Nach einem häufigen, vielfach variierten Thema der Volkslieder (vgl. Šejn Der Grossrusse I Nr. 464, Sobolevskij IV, 804) beklagt sich ein junger Ehemann, dass seine Frau ihn nicht liebe, die Freude hasse, den Leuten ihr Antlitz, ihm den Rücken zuekehre. Vergebens fährt er nach Nowgorod, um ihr Shawl und Schleier, nach Kasan, um ihr seidene Strümpfe und safrangelbe Schuhe zu kaufen. Es ist alles umsonst. Sie sagt: „Das ist alles ganz hübsch, aber Dich mag ich nicht, Dich will ich nicht, Du bist mir viel zu grün.“ Da endlich kauft er ihr auf dem Jahrmarkt die seidene Peitsche, und siehe da, alles ändert sich: „Lieben Leute, beglückwünscht mich zu meiner Frau! Sie liebt mich, sie liebt die Freude. Sie wendet den Leuten den Rücken und mir ihr Antlitz zu.“ Ähnliches erzählt Glëbū Uspenskij in seinem kulturhistorisch äusserst wertvollen Werk *Vlasti zemli* p. 157. Er führt uns eine Frau aus der „guten alten Zeit“ vor. Sie klagt über die „neuen Ordnungen“: „Ja, ja, was mein Seliger war, der war auch ein rechter Tyrann (*istirdnitū*): die Zähne haben mir weh getan, dass ich kaum essen konnte, und die Kinnladen hat's mir zusammengezogen. Und mein Gesicht, Du meine Liebe, das hat der Selige zugerichtet, dass es schwarz wie Eisen war. Nun, ich hab' alles erduldet. Ich hab' geweint und es erduldet, aber ich hab's verstanden. Und jetzt, rühr' nur so ein Luder mit dem Finger an, gleich wird sie Dich umbringen.“

Aber, wird man einwenden, das ist so bei den Russen, das ist nichts Ursprüngliches, das ist Entartung von der frommen Sitte unserer idg. Vorfahren. Wenden wir uns also zu den Südslaven, „deren Verhältnisse den indogermanischen ähnlicher sind, wie sonst irgend etwas in unserer Überlieferung“ (H. Hirt I. F. XIII, Anzeiger p. 12). Auch hier sind die jungen Frauen mit der Sanftmut der Männer gar nicht zufrieden. „Ein interessantes Beispiel bildet Tekla, die Mutter berühmter Helden. Ihr erster Mann trieb Ziegen nach Hause und wagte sie, die am Spinnrad sass, nicht mit dem Befehl, sich um das Vieh zu kümmern, zu stören. Da sagte sie: „Das ist kein Mann für mich“, und lief fort. Ebenso erging's ihr mit dem zweiten. Erst als der dritte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil sie die von ihm erbeuteten Türkentühe nicht eingetrieben hatte, ihr einen

solchen Fusstritt gab, dass sie zu Boden stürzte, sagte sie: „Na, das ist der Rechte“ (vgl. Rovinskij Sbornik LXIII, 228).

Und dennoch lassen sich in diesem leidenreichen, wenn auch als solches damals weniger empfundenen Dasein der altindogermanischen Frauen auch einige Lichtpunkte unterscheiden. Wenn wir die Nachrichten des Tacitus über die Stellung der germanischen Frauen überschauen, finden wir, dass dieselben in einer dreifachen Richtung den Männern in einem höheren Sinne denn als Gebärerinnen und Arbeiterinnen dienstbar sind. Sie gelten für Prophetinnen (*Germ. Kap. VIII: inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt*), als Ärztinnen (*Kap. VII: ad matres, ad coniuges vulnera ferunt; nec illae numerare aut exigere plagas pavent*) und sie sind, in gewissem Sinne, ihre Helferinnen im Krieg (*Kap. VII: cibosque et hortamina pugnantibus gestant. Kap. VIII: memoriae proditur quasdam acies inclinatas iam et labantes a feminis restitutas constantia precum et obiectu pectorum et monstrata comminus captivitate*). Alle diese Züge sind nichts spezifisch Germanisches, sondern kehren auch bei andern idg. Völkern (vgl. mein Reallexikon u. Frau) und besonders auch bei den Slaven wieder. Das grandiose Bild einer russischen Dorf-znacharka (Dorfzauberin) hat Melnikow In den Wäldern III, 248 ff. entworfen. Über die Tätigkeit der montenegrinischen Frau im Krieg berichtet Rovinskij a. a. O. p. 234 f. fast mit Taciteischem Schwung: „Fortwährend folgten sie den Heeren, indem sie ihren Männern, Vätern oder Brüdern Proviant und Munition zutrug. Gleichzeitig beschäftigten sie sich mit dem Zusammenlesen der Verwundeten vom Schlachtfeld und ihrer Pflege und taten das nicht selten unter dem Feuer der Feinde, wobei die Kugeln einige verwundeten oder töteten“, und: „In der Geschichte Montenegros kennen wir Fälle, in denen die Frauen ihre Leute von der Übergabe vor dem Feind abhielten und das Schicksal der Kriegsgefangenen entschieden, zu geschweigen von der unabwendbaren Wirkung, welche die Flüche der Mutter ausübten. Wenn die montenegrinische Geschichte auf ihr Heldentum stolz ist, so muss sie neben die Helden auch die Heldinnen stellen.“

gerufen wird, treten die Begriffe des Verbrechens und die Korrelaten des Strafprozesses und der Strafe in die Erscheinung.“

Für die idg. Urzeit ist, wie es scheint, von einem Zustand sittlichen Empfindens auszugehen, in dem ein Unterschied zwischen gewollter und nicht gewollter Übeltat nicht gemacht, sondern lediglich der objektive Tatbestand in Erwägung gezogen wurde. Dieser Zustand liegt in dem heroischen Zeitalter der Griechen noch deutlich vor uns (vgl. Hermann-Thalheim Lehrbuch der griech. Rechtsalt. p. 121³, Rohde Psyche I², 265, Gilbert Beiträge z. Entw. d. griech. Gerichtsverfahrens in Fleckeisens Jahrb. XXIII. Suppl. 504). Dasselbe ist in der germanischen Götter- und Heldensage der Fall (vgl. Brunner und Roethe a. a. O. p. 55 und 64). Auch hinsichtlich der Inder bemerkt Oldenberg a. a. O. p. 76: „Die Tendenz ethischen Fortschritts im Strafrecht, welche schliesslich dahin führt, das unabsichtliche Vergehen der Strafe zu entziehen, ist im Recht der indischen Rechtsbücher längst erwacht, aber doch noch weit davon entfernt, ihr Ziel erreicht zu haben.“ Mehrfach tritt der nicht gewollten Übeltat gegenüber die Entsühnung (*piaculum, expiatio*) an Stelle der Strafe (vgl. Hitzig a. a. O. p. 34 hinsichtlich der Römer, Oldenberg a. a. O. p. 76 hinsichtlich der Inder).

Es ergibt sich also, dass alle Versuche, eine Übeltat nach dem ihr zugrunde liegenden fehlerhaften Willen zu beurteilen, erst der Entwicklung der Einzelvölker angehören, und da wir unter 2) einen deutlichen bereits idg. Ausdruck für das Verbrechen (scrt. *ágas* = griech. *áγος*) kennen gelernt haben, so kann der Mommsensche Gedanke, dass die Begriffe des Verbrechens usw. (in der Sprache?) erst in die Erscheinung getreten seien, als die staatliche Ahndung sich nur gegen diejenige äusserliche Verfehlung zu richten angefangen habe, die durch eine seelische hervorgerufen worden sei, nicht für richtig gelten (s. u. 4).

Solche Versuche, zwischen gewollter und nicht gewollter Übeltat zu unterscheiden, mögen bei den Einzelvölkern teilweise in sehr frühe Zeit zurückgehen. Auf germanischem Boden gehört hierher die Ausbildung des allen Stämmen eigenen Ausdrucks ahd. *fâra*, agls. *fár* „Nachstellung“ (got. *férja* „Nach

steller“), der in Ablaut zu dem oben genannten gemeingermanischen got. *fairina* „Verbrechen“ zu stehen scheint, so dass ein Verbrechen diejenige feindliche oder schädliche Handlung wäre, der eine „Nachstellung“ zugrunde liegt. In Griechenland hat man frühzeitig den Unterschied zwischen *ἐκούσιος* (sert. *uçân*, *uçântam* „wollend“) und *ἀκούσιος* auch in Beziehung auf die menschlichen Verfehlungen erkannt, aber noch im ältesten Attika (Paus. I, 28, 8) bestand in dem Palladion ein besonderer Gerichtshof *τοῖς ἀποκτείνασιν ἀκούσιος*. In Rom unterscheidet man in den Königsgesetzen zwischen *prudens* und *imprudens*, oder bezeichnet den vorsätzlichen Mörder mit *dolo sciens mortis dicit* (lat. *dolus* = griech. *δόλος*). Innerhalb der imprudenten oder nichtdolosen Handlungen gewinnt man dann später den Unterschied zwischen *culpa* (altlat. *colpa*, osk. *kulupu*; leider etymologisch ganz dunkel, vgl. Walde Lat. et. Wb.) „Fahrlässigkeit“ und *casus* „Zufall“.

4. „Die staatliche Abndung der Straftat des einzelnen richtet sich zunächst und notwendig gegen die der Gemeinde selbst zugefügte Schädigung [lat. *crimen publicum*], nicht als Notwehr, wie sie der Kriegführung zugrunde liegt, sondern als Vergeltung des Bruches der dem Gemeindeverband zugrunde liegenden sittlichen Verpflichtung.“

Es ist hier nunmehr der Platz, über den eigentlichen Sinn der schon unter 2) und 3) genannten idg. Gleichung sert. *á'gas* = griech. *ἄγος* (*ánâgas* = *ἀναγής*) zu handeln. Indem ich mich hierbei auf die Ausführungen meines Reallexikons p. 905 beziehe, ergibt sich, dass in der älteren griech. Literatur der Ausdruck *ἄγος* in Beziehung auf folgende Straftaten angewendet wird: auf Landesverrat, Königsmord, Eingriff in die königliche Gewalt, Vätermord, Verletzung der Bestattungspflicht und des Asylrechtes der Götter. Setzen wir diesen Bedeutungsinhalt des griech. *ἄγος*, wogegen der (seltene) Gebrauch des sert. *á'gas* jedenfalls nicht streitet, in seinen Grundzügen bereits als indogermanisch an, so ergibt sich, dass schon in der idg. Urzeit der Begriff des öffentlichen Deliktes erkannt worden war, indem die gegen die Allgemeinheit oder gegen die diese schirmenden Geister und Götter gerichteten Untaten als „Frevel“ oder „Greuel“

(*á'gas* = *ἄγος*) bezeichnet wurden. Als selbstverständlich folgt weiterhin hieraus, dass solche Verbrechen nicht der „Menschenrache“ oder besser „Privatrache“ (Sippenrache) überlassen bleiben konnten, sondern vor der Allgemeinheit, gegen die sie gerichtet waren (vgl. oben über sert. *sabhá'* „Gerichtshof“), auch festgestellt und von ihr geahndet wurden. Am schärfsten ist dieser also schon idg. Begriff des öffentlichen Vergehens (*crimen publicum*) im ältesten römischen Recht erhalten. „Es ist nach römischer Auffassung die der Gemeinde selbst zugefügte Schädigung; das Einschreiten der Gemeinde erscheint ursprünglich als ein Akt der Selbsthilfe des Gemeinwesens; die Strafverfolgung und Strafvollstreckung steht bei den Organen des Gemeinwesens; die Strafe ist öffentliche Strafe“ (Hitzig). Nur solche Verbrechen werden in der ältesten Zeit mit öffentlicher Strafverfolgung bedroht, die sich unmittelbar gegen die Existenz des Gemeinwesens richten, die *perduellio*, worunter ursprünglich nicht nur Überlauf und Landesverrat, sondern auch die Tötung des Gemeindebeamten (vgl. Hitzig p. 37) zu verstehen ist, und das *sacrilegium*, Entwendung und Schändung der Heiligtümer, beide also inhaltlich sich mit dem griech. *ἄγος* deckend. Aber auch bei den Germanen (vgl. Roethe p. 65) tritt die Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Delikt uns noch mit genügender Deutlichkeit insofern entgegen, als die Straftaten, je nachdem sie „Acht“ oder „Fehde“ (Blutrache) hervorrufen, sich in zwei Gruppen sondern lassen. Von diesen entspricht die erstere, welche die sogenannten „Meintaten“ (ahd. *mein*, ags. *mán*, altn. *mein* „Falschheit, Unrecht, Frevel“), wie Landesverrat, *herisliz*, Tötung geheiligter Personen, Sakrileg umfasst, ungefähr dem Kreis des griech. *ἄγος*, nur dass bei den Germanen hierher bereits eine Anzahl von Untaten, wie Mord (d. i. verheimlichter Totschlag) und Brandstiftung gestellt wurden, die von Haus aus nicht hierher gehören. Die Aburteilung solcher Meintaten durch das *concilium* wird von Tacitus *Germ.* Kap. 12 geschildert: *distinctio poenarum ex delicto: proditores et transfugas arboribus suspendunt, ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude iniecta insuper crate mergunt.*

So kann also nunmehr auch auf die erste der oben (unter 1) gestellten Fragen, ob nämlich in der idg. Urzeit die Verfehlungen des Menschen lediglich der Menschenrache (Privatrache) über-

lassen gewesen seien, eine bestimmtere Antwort als bisher, und zwar in verneinendem Sinne gegeben werden. Neben den ausschliesslich der Privatrache zufallenden Vergehungen des Menschen stand vielmehr schon in der Urzeit ein Kreis von gegen die Allgemeinheit gerichteten Untaten, die in dem Lexikon der Ursprache als scrt. *á'gas* = griech. *áγος* bezeichnet, von der Allgemeinheit auch untersucht und bestraft wurden. Dass diese Art von Verbrechen zugleich auch direkt oder indirekt als gegen die Götter gerichtet angesehen wurde, deren Zorn es daher zu besänftigen galt, geht ebenso aus dem bisherigen wie aus dem folgenden (vgl. u. 9) hervor.

5. „Die staatliche Ahndung kann weiter sich richten gegen die dem einzelnen von dem einzelnen zugefügte, zunächst dem Racheverfahren unterliegende Handlung als Regelung und weiterhin als Beseitigung der Selbsthilfe. Die Grenzen und Formen dieses staatlichen Einschreitens sind durchaus positiver Art und daher in stetigem Flusse begriffen.“

Als ältester Zustand des idg. Strafrechts, soweit von einem solchen die Rede sein kann, ergibt sich aus dem bisherigen, dass in der Urzeit nur solche Untaten als „Verbrechen“ angesehen wurden, welche sich gegen die Allgemeinheit und ihre Götter richteten, und dass nur diese von der Allgemeinheit verfolgt und bestraft wurden, während die grosse Masse der den einzelnen betreffenden Delikte der Privat- oder Sippenrache überlassen blieb. Die weitere, mit ihren Anfängen, wie wir noch sehen werden, vielleicht noch in vorgeschichtlichen Völkerzusammenhängen wurzelnde Entwicklung ist nun die, dass mit dem Übergang des Stammstaates (Kap. XIII) in den politischen Staat einerseits der Kreis der öffentlichen auf Kosten der privaten Delikte immer mehr erweitert, andererseits die Selbsthilfe oder Blutrache von der Gesetzgebung des Staates zunächst übernommen und geregelt, dann immer mehr beschränkt und schliesslich beseitigt wird. Diese Entwicklung lässt sich naturgemäss deutlicher bei den nordeuropäischen Völkern, als im Süden verfolgen. So beginnt z. B. die älteste Fassung des russischen Rechtes in der *Pravda Jaroslavs* mit den beiden Sätzen: 1. „Erschlägt der Mann einen Mann, so räche der Bruder den Bruder, oder

der Sohn den Vater, oder der Vater den Sohn, oder der Brudersohn oder der Schwestersohn.“ 2. „Wenn niemand da ist, welcher räche, dann 40 Grivnen für den Kopf, wenn es ein Russe . . . wäre“ usw. Das Gesetz hat hier also die alte volkstümliche Einrichtung der Blutrache ganz einfach übernommen, hat die Berechtigung zu ihr aber auf bestimmte Verwandtschaftskreise beschränkt und, „wenn niemand da ist, der räche“, ein Wergeld, das ohne Zweifel zunächst der Geschädigte ungeschmälert empfängt, festgesetzt. Bei den Germanen (vgl. Brunner a. a. O. p. 56) hatte schon zur Zeit des Tacitus „in Fehdesachen“ der Verletzte die Wahl zwischen Rache im Wege der Fehde und Geltendmachung eines Anspruchs auf Sühngeld (Wergeld, Busse). Wird es eingeklagt, so fällt ein Teil der *Compositio* als Friedensgeld (*fredus*, fries. *fretho*, agls. *wite* an die Rechtsgenossenschaft (Tac. *Germ.* Kap. 12: *Pars mulctae regi vel civitati, pars ipsi, qui vindicatur, vel propinquis eius exsolvitur*). „Mit Erstarkung der Staatsgewalt wird der Kreis der Missetaten, *unde faida crescere potest*, mehr und mehr eingeschränkt.“ In Rom (vgl. Hitzig p. 36) zeigt besonders die Geschichte des Privatdelikts sowohl das einstige Bestehen wie auch die allmähliche Überwindung der Selbsthilfe. Noch in den XII Tafeln (VIII, 2, Schöll) steht der Satz: *Si membrum rupsit, ni cum eo pacit, talio esto* („Vergeltung durch Gleiches mit Gleichem“). Doch steht daneben (VIII, 3) die weitere Bestimmung: *Manu fustive si os fregit libero, C.C.C., si servo, C.L. poenam* („Busse“, s. o.) *subito*.

Diese wenigen Beispiele mögen für die Charakterisierung dieser in der Form verschiedenen, im Prinzip überall gleichen Entwicklung genügen, die, abgesehen von einzelnen, in die Urzeit zurückgehenden Spuren (s. u.) auf dem Boden der Einzelvölker verläuft und daher hier nicht ausführlicher erörtert zu werden braucht.

6. „Das Strafverfahren hat die staatliche Ordnung, das Gesetz, zur Voraussetzung und ist notwendig positiv. Für Erkenntnis der vergleichenden Völkerentwicklung dürfte es vorzugsweise sich eignen, weil einerseits die eigentlich primitiven Zustände hinter demselben liegen, andererseits die Individualität der

Völker hier in frühester Zeit und unter im grossen und ganzen gleichartigen Voraussetzungen dabei in die Erscheinung tritt. Eine möglichst prägnante Zusammenfassung der erkennbaren Grundformen des Verbrechens (7), der Ermittlung (8), der Strafe (9) scheint sich zu empfehlen.“

Die „Ordnung“, die dem, wie wir gesehen haben, schon in der idg. Urzeit in Beziehung auf *publica crimina* vorhandenen Strafverfahren zugrunde liegt, ist die auf uralter Sitte (sert. *svadhá* „gewohnter Zustand“, „Eigenart“ = griech. *ἔθος* „Gewohnheit, Sitte, Brauch“; vgl. auch got. *sidus*, altn. *sidr*, ahd. *situ*) beruhende der Sippe und des Stammes und ihrer Versammlungen (vgl. Kap. XIII). Gesetze im Sinne der von einem Gesetzgeber erlassenen und schriftlich niedergelegten Satzungen waren damals natürlich noch nicht vorhanden (vgl. mein Reallexikon u. Recht). Immerhin scheinen Sprachreihen wie griech. *θεμωτες*, sert. *dhá'man*, got. *dōms*: griech. *τίθημι* „ich setze“ oder lat. *lex* = altn. *lög*, Pl. „Gesetz“: got. *liġan*, *lagjan* „liegen“, „legen“ darauf hinzudeuten, dass sich in jenen Sippen- und Stammesversammlungen schon in der Urzeit bei den unter Leitung des Sippen- und Stammesvorstehers (*rēx*) stattfindenden Verhandlungen über die gegen die Allgemeinheit gerichteten Missetaten gewisse, natürlich noch sehr flüssige und von der Stimmung des Augenblicks beeinflussbare Grundsätze ausgebildet hatten, die einmal „gesetzt“, auch für zukünftige Fälle als Vorbild dienten. Was sodann die einzelnen Seiten dieses demnach schon für die Urzeit vorauszusetzenden Strafverfahrens anbetrifft, also die Fragen, welche einzelne Verbrechen schon damals als solche deutlich erkannt und benannt waren, welche Mittel man anwandte, um den Schuldigen zu ermitteln, in welcher Weise man ihn bestrafte, so lässt sich hierauf vom Standpunkt der idg. Altertumskunde bis jetzt das Folgende antworten:

7. „Grundformen des Verbrechens: a) Unmittelbarer Angriff auf den Staat (Überlauf, Landesverrat). b) Tötung der von der Gemeinde geschützten Person. c) Entfremdung des Gemeindceigentums. d) Entfremdung des von der Gemeinde geschützten Privateigentums. e) Blutschande. f) Notzucht und Verführung

der Jungfrau und der Ehefrau. g) Körperverletzung.
h) Sachbeschädigung.“

Wie für die Erkenntnis der Entwicklung des Verbrechensbegriffs im allgemeinen (vgl. u. 2), so würde es auch für die Frage, wie die einzelnen Verbrechen allmählich erkannt worden sind und sich gegeneinander abgegrenzt haben, von hoher Bedeutung sein, wenn die etymologische Forschung, die hierbei in erster Linie heranzuziehen ist, mehr, als es bis jetzt zu geschehen pflegt, die einschlägigen Wörter und Wortgruppen nicht einzelnen, sondern nach kulturhistorischen Kategorien geordnet untersuchen wollte, ein Weg, den ich in meinem Reallexikon (s. v. Mord, Diebstahl, Raub, Verwandtenehe (Blutschande), Notzucht, Ehebruch, Körperverletzung) eingeschlagen habe. Einige wichtigere Ergebnisse sind hierbei die folgenden:

Ad b). Tötungsverbrechen. Während die Tötung eines unversippten Mannes in der Urzeit ganz und gar der Privatrache überlassen war und in keiner Weise dem Begriffe des *d'gas* — *ἀγος* untergeordnet wurde¹⁾, musste bei der ausserordentlichen Bedeutung des Verwandtschaftsverbandes bei dem Urvolk die Erschlagung eines Sippen-genossen als etwas ungeheures erscheinen und frühzeitig eine Bezeichnung fordern. Eine solche liegt in dem lat. *pāri-cida* vor, das von den neueren Etymologen (vgl. z. B. Brugmann Grundriss I², 2, 801, W. Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.² p. 367, A. Walde Et. Wb. d. lat. Spr. p. 449) nahezu einstimmig²⁾ zu griechisch *παρός* aus **pāso-s* „der Verwandte“ gestellt wird. In der Tat kann eine schlagendere Worterklärung gar nicht gefunden werden, und die Juristen würden daher gut tun, die sprachlich gar nicht zu begründende Mommsensche Auffassung des *par(r)icidium* als „arger Mord“ (*per-*

1) So ist es noch bei Homer. So wird Od. XV, 222 ff. Theoklymenos, der in Argos einen Mann erschlagen hatte und flüchtig ward, von Telemachos aufgenommen, ohne dass es irgend einer Reinigung, wie sie später üblich ist, bedurft hätte. Auch Odysseus selbst (Od. XIII, 256 ff.) fürchtet nicht den Abscheu seiner Hörerin, als er in einer, wenn auch erdichteten, Erzählung sich als einen Mann hinstellt, der einen andern meuchlings im Hinterhalt erschlug.

2) Nur Bréal *Mém. soc. lingu.* XII, 75 hat neuerdings wieder den Versuch gemacht, *paricida* aus **patri-cida* zu erklären. Eine Schrift von Lunak *De paricidii vocis origine*, Odessa 1900 ist mir nicht zugänglich geworden.

-duellio, periurus etc.), an der auch Hitzig (p. 37) noch festhält, endlich fallen zu lassen. Inhaltlich entspricht dem lat. *paricida* „Verwandtenmörder“ auf keltischem Boden genau altr. *fin-gal* „Mord eines Stammesgenossen oder Verwandten“, *fin-galach* „one who has killed a tribesman“, *fin-galcha* Gl. zu *parricidalia arma* (vgl. über ir. *fine* oben p. 384 f.). Die früheste Stelle, in der *paricida* auftritt, ist ein Königsgesetz des Numa: *si qui hominem liberum dolo sciens morti dicit, paricidas esto*. Da nun lat. *liber* „frei“ zusammen mit griech. *ἐλεύθερος* zu altsl. *ljudŭ*, ahd. *liut* „Volk“ gehört (Beistimmung bei A. Walde a. a. O. p. 334), also eigentlich den Volksgenossen bezeichnete, so kann, wie dies schon Brunnenmeister Tötungsverbrechen im altröm. Recht (1887) wollte, der angeführte Satz nur bedeuten: „Wer einen Volksgenossen (d. h. einen zur Allgemeinheit des Stammes oder der Stämme) gehörenden Menschen absichtlich tötet, soll wie ein Verwandtenmörder behandelt werden, d. h. er soll, wie die, welche die Hand gegen die Schwiegereltern erhebt (oben p. 360) *sacer* sein. Damit wird der Mord oder Totschlag überhaupt dem Begriff des *ágas* — *ἄγος* eingereiht.

Ad d). Eigentumsverletzung. Während man im allgemeinen sagen muss, dass die Terminologie der einzelnen Verbrechen sowohl in der idg. Grundsprache wie auch in den älteren Epochen der Einzelsprachen noch eine sehr unbestimmte und schwankende war, macht hiervon die Nomenklatur des Diebstahls eine sehr bemerkenswerte Ausnahme. Bereits idg. Bezeichnungen für dieses Verbrechen liegen in den Reihen: scrt. *stēná, táyá* „Dieb“, aw. *táya* „Diebstahl“, altsl. *tatŭ* „Dieb“, ir. *táid* „Diebstahl“; griech. *κλέπτο*, lat. *clepere*, got. *hlifan*; griech. *φῶρ*, lat. *fūr*. Die neben allen diesen Reihen liegenden Ausdrücke für „heimlich“, „verstohlen“ (scrt. *stáyát* „heimlich“, altpr. *aukliptas* „verborgen“, lat. *furtim* „heimlich“) machen es sicher, dass mit allen diesen Wörtern das heimliche Nehmen im Gegensatz zu dem offenen oder gewaltsamen Nehmen, dem Raub, der noch nichts entehrendes hat¹⁾, gemeint ist. Diesen heimlichen Dieb darf man, namentlich des Nachts und wenn er sich zur Wehre setzt,

1) Noch Telemachos (Od. III, 70 ff.) nimmt keinen Anstoß daran, dass man ihn fragt, ob er vielleicht ein Räuber sei, der über das Meer schweife und unter Einsatz seines Lebens andern Leid bringe.

nach den ältesten griechischen, römischen, germanischen und slavischen Gesetzgebungen (vgl. die Belege in meinem Reallexikon p. 137 ff.) straflos töten, woraus sich vielleicht eine schon idg. Rechtsanschauung ableiten lässt, der zufolge die Tötung des auf offener Tat ergriffenen Diebes nicht die Blutrache der betreffenden Sippe hervorzurufen pflegte. Da wir ferner im folgenden Abschnitt (8, b) sehen werden, dass schon in der Urzeit wahrscheinlich ein bestimmtes Ermittlungsverfahren gegen den nicht auf offener Tat ergriffenen Dieb bestand, so liegt die Vermutung nahe, dass der heimliche Diebstahl oder gewisse Formen desselben schon in vorhistorischer Zeit in den Kreis der von der Allgemeinheit verfolgbaren Übeltaten einbezogen wurden, ähnlich wie auch bei den Germanen der schwere Diebstahl zu den unsühnbaren, durch Hinrichtung zu ahndenden Meintaten gerechnet (Brunner p. 57) oder in Rom für den Erntediebstahl in den zwölf Tafeln öffentliche Strafverfolgung, d. h. Todesstrafe vorgesehen ward (Hitzig p. 39).

Ad e. f. Sittlichkeitsverbrechen. Ihre Terminologie ist in den idg. Sprachen der älteren Zeit besonders dürftig ausgebildet. Der Grund dieser Erscheinung liegt offenbar darin, dass auf der damaligen Stufe der geschlechtlichen Sittlichkeit dem Geschlechtsakt nicht diejenige sittliche Bedeutung beigelegt wurde, die wir ihm heute beilegen oder beilegen sollten. Ob man ein Weib verwundete oder es zum Beischlaf zwang, in beiden Fällen wird man nur die Gewalt erblickt haben, die ihr angetan wurde, und Rache forderte. So ist im Griechischen der Begriff der Notzucht erst aus dem der *βία* oder *ἔβρις*, im Lateinischen erst aus dem der *iniuria* (Freudenthal p. 13, Hitzig p. 41) hervorgegangen. Entsprechend erkannte man im Ehebruch das eigentliche Unrecht nicht in dem Beischlaf mit der fremden Ehefrau, sondern, ganz wie bei dem Diebstahl, in dem heimlichen Einbruch in einen fremden Bezirk. Ganz wie den auf offener Tat ergriffenen Dieb, darf man daher auch den auf offener Tat ergriffenen Ehebrecher nach römischem, germanischem, indischem, griechischem Recht straflos, d. h. ohne sich der Gefahr der Blutrache auszusetzen, töten (vgl. die Belege in meinem Reallexikon s. v. Ehebruch). Da ferner ein Ehebruch des Mannes, ausser mit einer fremden Ehefrau, in der Urzeit nicht denkbar war (oben p. 344), und es Wörter für Ehe (oben p. 334) in der ältesten Zeit überhaupt

nicht gegeben hat, so versteht man ohne weiteres, warum die Nomenklatur des Ehebruchs eine junge sein muss. Dasselbe gilt von derjenigen der Blutschande. Zwar waren die Heiratsbräuche der Urzeit durchaus exogame (oben p. 389), aber lediglich aus wirtschaftlichen, nicht aus sittlichen Gründen. Was Roethe p. 66 von den Germanen aussagt, dass bei ihnen in vorchristlicher Zeit Blutschande schwerlich hart bestraft worden sei, ist gewiss als der ursprüngliche Zustand anzusetzen, zu dem auch stimmt, dass es bei den nordeuropäischen Völkern eine häufige Erscheinung ist, dass der Sohn die von seinem Vater hinterlassenen Weiber als die seinigen übernimmt. Wie freilich aus derartigen Verhältnissen in vorchristlicher Zeit sich z. B. bei Indern und Römern das Verbot gewisser Verwandtenehen und damit der Begriff der Blutschande entwickeln konnte, ist noch in mancher Beziehung dunkel.

8. „Das Ermittlungsverfahren steht naturgemäss unter den Normen des historischen Beweises, und die positive Satzung greift in eigentlich prinzipielle Fragen hier wenig ein. Die folgenden Punkte indes dürften allgemeine Erwägung verdienen.

a) Die Unzulänglichkeit der einfachen Befragung zur Ermittlung des Tatsächlichen drängt auf diesem Gebiet sich überall auf. Inwieweit hier Verstärkungsmittel der Frage durch körperlichen Zwang (Folterung des Angeschuldigten und des Zeugen) von der Gesetzgebung zugelassen oder vorgeschrieben sind, verdient Erwägung.“

Über das Alter der Folter und ihre Nomenklatur bei den idg. Völkern liegt eine eingehendere Untersuchung bis jetzt nicht vor. Aus der Beantwortung unserer Frage seitens der genannten Einzelforscher scheint hervorzugehen, dass es sich bei diesem Zwangsmittel der Untersuchung um eine den Indogermanen ursprünglich fremde Erfindung handelt, die zunächst in den Verhältnissen des Sklavenstandes aufgekommen ist.

b) „Dass, was der Mensch nicht wissen kann, der Gottheit bekannt ist, und dass diese unter Umständen durch bestimmte Zeichen die Bejahung oder Verneinung der Schuldfrage dem Gerichte kundgibt, ist

eine weitere Konsequenz der Unzulänglichkeit des kriminellen Ermittlungsverfahrens.“

Je primitiver das kriminelle Ermittlungsverfahren (vgl. auch u. e) noch bei dem idg. Urvolk gewesen sein muss, eine um so wichtigere Rolle wird in demselben, wie es noch bei den Germanen (Brunner p. 58, Roethe p. 66) der Fall war, der Eid, d. h. der Reinigungseid des Beschuldigten gespielt haben. Dass der Begriff des Eides dem idg. Urvolk wohlbekannt war, geht aus den Gleichungen: sert. *am* (*amît* „er schwur“), griech. *ᾠμνυμ*; osset. *ard* „Eid“, armen. *erdnum* „schwöre“, altsl. *rota* „Eid“; ir. *óeth* = got. *aips* mit Sicherheit hervor. Dieser älteste Eid (vgl. mein Reallexikon u. d. Wort) charakterisiert sich als eine Selbstverfluchung, die man unter Berührung eines bestimmten Körperteils oder Gegenstands in dem Sinne gegen sich ausspricht, dass der berührte Körperteil oder Gegenstand, wenn man die Unwahrheit sage, Verderben leiden oder einem bringen solle. Wie bedeutsam der Eid als Reinigungsmittel auch auf römischem Boden in prähistorischer Zeit gewesen sein muss, geht deutlich aus dem lat. *iūs* „Recht“ hervor. Dieses Wort hat, wie *iūrāre* „einen Eid leisten“ beweist, ursprünglich „Eid“ bedeutet und entspricht etymologisch genau dem awestischen **yaos* in *yaoždā* „Reinigung, Purifizierung, Entseuchung“ (sert. *yōs* N. „Heil“). Die Grundbedeutung von lat. *iūs* kann also nur „Reinigungseid“ (vgl. auch altn. *mánna skírsl*, wörtlich „Menschenreinigung“: got. *skeirs* „rein“ = Eid) gewesen sein, und hat, später natürlich vergessen, dem ganzen Rechtsbegriff seinen Namen gegeben¹⁾. Prinzipiell auf gleicher Stufe mit dem Eid steht auch das Gottesurteil (vgl. mein Reallexikon u. d. Wort), das im Grunde nur eine verschärfte Form desselben darstellt und daher vielfach auch ebenso wie der Eid bezeichnet wird (vgl. altn. *guðs skírsl* „Gottesurteil“, sert. *çapátha* „Eid“ und „Gottesurteil“).

1) Was an dieser Bedeutungsentwicklung, sobald man annimmt, dass das römische Recht in prähistorischer Zeit auf gleicher oder ähnlicher Stufe wie das altgermanische gestanden hat, unwahrscheinlich sein soll (vgl. Walde Lat. et. Wb. p. 313), verstehe ich nicht. In jedem Fall hätte W. für den auch von ihm angenommenen Zusammenhang zwischen lat. *iūs* und aw. *yaoždā* eine wahrscheinlichere Bedeutungsentwicklung ausfindig machen müssen, bei der meines Erachtens immer von *iūs* „Eid“ (*iūrāre*) auszugehen wäre.

Neben dem Reinigungseid bestand für den Fall des Diebstahls (7, a) schon in der Urzeit vielleicht noch ein anderes Ermittlungsverfahren, die feierliche Haussuchung, bei der der Bestohlene nackt und von Zeugen begleitet sich in das Haus des vermeintlichen Diebes begibt, um nach dem gestohlenen Gute zu suchen (vgl. mein Reallexikon s. v. Diebstahl).

c) „Das Ermittlungsverfahren selbst bewegt sich in zwei Grundformen, der magistratischen Untersuchung und dem durch den Magistrat herbeigeführten und geleiteten Schiedsgericht. Inwieweit das letztere im Strafverfahren zugelassen wird, verdient Erwägung.“

Besondere Personen, die mit der Ermittlung eines Verbrechens und dem Urteil über den Verbrecher berufsmässig beauftragt gewesen wären, sind für die Urzeit nicht anzunehmen (vgl. mein Reallexikon u. Richter). Was vielmehr Curtius VI, 8, 25 über die nächsten Verwandten der Hellenen, die länger als diese in primitiven Verhältnissen verharrenden Makedonen berichtet: *De capitalibus rebus vetusto Macedonum modo inquirebat exercitus, in pace erat vulgi*, dass also die Untersuchung von Kapitalverbrechen im Frieden bei der Volksversammlung, im Kriege bei dem Volk in Waffen, der Heeresversammlung, ruhte (vgl. weiteres bei O. Hoffmann Die Makedonen p. 21), wird als ältester idg. Zustand überhaupt anzusetzen sein. Dieselbe Volksversammlung wird zugleich, wie nach den oben p. 376 angeführten südslavischen Analogien zu vermuten ist, sich häufig als Schiedsrichter aufgeworfen haben, wenn die das ganze Dasein des Urvolkes durchziehenden Familien- und Sippenfehden allzu grossen Umfang annahmen und allzusehr die Sicherheit und den Bestand des Stammes bedrohten.

9. „Grundformen der Strafe. a) Tötung. Die Auffassung derselben lässt sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade bestimmen; ob die einzelnen Formen der Hinrichtung fruchtbare Momente für die Vergleichung abgeben, ist mir zweifelhaft.“

Die Todesstrafe ist in der idg. Urzeit die einzige Strafe für die unter der Bezeichnung *á'gas* — *ἄγος* zusammengefassten Verbrechen, und da nur diese einer Strafverfolgung seitens der Allgemeinheit unterlagen, somit die einzige Strafe überhaupt

gewesen (vgl. mein Reallexikon u. Strafe). Sie wurde, wenn die Täterschaft offenbar war, oder der Verdächtige sich durch Eid oder Gottesurteil (s. u. 8, b) nicht zu reinigen vermocht hatte, an dem Schuldigen von der Gemeinde selbst durch Steinigung oder Totpeitschung, wobei der Delinquent an einen Pfahl gebunden wurde, vollzogen (vgl. die Belege Reallexikon p. 834). War man des Übeltäters nicht habhaft geworden, so traf denselben die Friedlosigkeit oder Acht, durch die er aus dem Stamm ausgestossen wurde und busslos von jedermann erschlagen werden konnte. Eine idg. Bezeichnung für einen solchen Ausgestossenen liegt in der Reihe:

sert. *parāvīj*, „Verbannter“ = agls. *wrecca*, alts. *wrekio*, abdt. *reccho*, altn. *rekr*.

Wie der Begriff des *ágas* = *ἄγος* selbst nicht nur gegen die Gemeinschaft des Stammes, sondern auch gegen die den Stamm schirmenden Geister und Götter gerichtet ist, so wird auch die Todesstrafe, wie dies besonders bei den Römern (Hitzig p. 47) und Germanen (Brunner p. 59, Roethe p. 66) hervortritt, schon in der Urzeit eine gewisse sakrale Bedeutung gehabt, d. h. man wird geglaubt haben, durch die Hinrichtung zugleich den Zorn der beleidigten Götter zu besänftigen (lat. *supplicium*: *supplicare*). Es ist daher hier der Platz, noch kurz auf die Frage einzugehen, welche der unzähligen in der idg. Urzeit verehrten Geister und Götter (Kap. XV: Die Religion) in der ältesten Zeit durch ein *ágas* — *ἄγος* beleidigt, und welche es infolgedessen durch die Todesstrafe des Verbrechers zu besänftigen galt. Bei Aeschylus *Septem* v. 1017 heisst es von Polyneikes: *ἄγος δὲ καὶ θανάων κεκλήσεται θεῶν πατρῶων, ὄς ἀτιμάσας ὄδε στρατεύμ' ἐπακτὸν ἐμβάλων ἤρει πόλιν*, also: „er, der das Heer gegen die Stadt führte, war im Leben ein Greuel der *θεῶν πατρῶων* und soll es — als Unbeerdigter — nun auch im Tode sein“. Diese *θεοὶ πατρῶοι* aber sind nach der ausführlichen Besprechung dieses Ausdrucks durch Caland (*Totenverehrung* p. 69) — wenigstens ursprünglich — nicht die Himmlischen oder die ihnen nächstverwandten Götter, also nicht Zeus, Apollo, Athene usw., sondern niemand anders als die göttlich verehrten Seelen der Vorfahren, die Heroen des Stammes oder der Sippe, denen in dem festländischen Griechenland noch später ein reicher Kultus gewidmet ist (vgl. E. Rohde *Psyche* I², 167 ff.). Wir werden

unten ausführlicher sehen, dass die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Organisation der Indogermanen auf dem Ahnenkultus beruhen, und es ist daher eine fast selbstverständliche Anschauung, dass die Seelen dieser verehrten Vorfahren mit eifersüchtiger Strenge über der Bewahrung der alten Ordnungen in Familie und Sippe, und über der Erweiterung der Sippe, dem Stamm, wachend gedacht werden (vgl. Kap. XV, Abschnitt I). Besonders deutlich reden auch in dieser Beziehung die römischen Verhältnisse. Nach einer schon oben p. 360 genannten Stelle der Königsgesetze sollen der Sohn, der den Vater, oder die Schwiegertochter, die die Schwiegereltern schlägt, *sacer* und *sacra* den *divis parentum* sein. Auch hier kann unter *divi parentum* schwerlich etwas anderes als die *θεοὶ πατρῶν* der Griechen verstanden werden. Und so möchte ich überhaupt glauben, dass die älteste Verknüpfung von Recht, Sitte und Religion in der Verehrung der Toten, nicht in dem Kult der Himmlischen (Kap. XV, Abschnitt II) zu suchen ist, die zunächst nur als starke Helfer innerhalb des Bereichs derjenigen Naturgewalt angerufen wurden, der sie ihr Dasein verdankten.

b) „Verlust der Freiheit.“ Man kann diese Frage im Sinne von Verknechtung oder von Gefängnisstrafe verstehen. Mommsen (vgl. a. a. O. 16 Anm. 3) meinte sie (auf eine briefliche Anfrage) in dem ersteren. In diesem würde ihre Beantwortung für uns von der Vorfrage abhängen, ob für die idg. Urzeit bereits das Vorhandensein eines Sklavenstandes anzunehmen sei oder nicht. Da wir aber (vgl. mein Reallexikon u. Stände) diese Frage aus triftigen Gründen¹⁾ verneinen zu müssen glauben, so kann selbstverständlich auch von einer Versetzung in den Sklavenstand während der Urzeit keine Rede sein. Als früheste Form der Verknechtung wird man die Schuldhaft (vgl. mein Reallexikon u. Schulden) anzusehen haben. Als eine ganz späte Form der Strafe stellt sich der Verlust „der körperlich freien Bewegung“ (Gefängnisstrafe) dar (vgl. Reallexikon p. 836). Ihre älteste Gestaltung ist das Schlagen in den Block. Vgl. Sprachvergl. u. Urg. I³, 164 Anm. 1, wo noch auf russ., klein-

1) Zu dem gleichen Ergebnis kommt K. Brugmann in seinem Aufsatz Zu den Benennungen der Personen des dienenden Standes in den idg. Sprachen I. F. XIX, 377 ff.

russ., poln. *dyby* „Fussfesseln“, poln. *dyba* „Pranger“, lit. *dybà* id.: altsl. *dabŭ* „Eiche“ (vgl. Miklosich Et. Wb. p. 48) hätte verwiesen werden können.

c) „Körperverstümmelung.“ Wo sie in älterer Zeit als gesetzliche Strafe vorkommt (vgl. mein Reallexikon u. Körperverletzung), ist sie vom Staate aus den Gewohnheiten der Privatrache übernommen, die auf dem Grundsatz „Gleiches mit Gleichem“ (*talio*) beruhte.

d) „Die Lösung durch eine Wertleistung unterliegt mehrfacher Erwägung: aa) Der Kreis des Delikts, auf den sie sich erstreckt, ist festzustellen. bb) Weiter inwieweit die Höhe der Wertleistung entweder allgemein durch Gesetz oder im Einzelfall durch richterliches Ermessen oder durch ein gemischtes Verfahren (gerichtliche Schadensschätzung nebst gesetzlicher Vielfachung) festgestellt wird. cc) Endlich ob bei dem in ökonomischer Schädigung eines Dritten bestehenden Delikt blosse Schadloshaltung bezweckt wird, oder ob die Lösung darüber hinausgeht (Schadensersatz mit Zuschlag), oder endlich ob sie da eintritt, wo ökonomische Schädigung nicht vorliegt.“

Alle nicht in den Kreis des *á'gas* — *áγος* fallenden Übeltaten waren in der idg. Urzeit noch der Privatrache (Blut-, Sippenrache) überlassen. Wie die idg. Bezeichnung dieser letzteren, **qoinā* (aw. *kaēnā* = griech. *ποινή*) zugleich auch die Ablösung der Rache durch Busse bezeichnete, so war es seit Urzeiten möglich, sich und seine Sippe von der Wiedervergeltung durch eine Wertleistung an Vieh (namentlich an Kühen) loszukaufen¹⁾. Hierbei müssen sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger feste Sätze ausgebildet haben. So werden z. B. übereinstimmend 100 Kühe als Wergeld für den erschlagenen Mann bei Indern, Germanen und Slaven genannt. Aber auch alle übrigen der Privatrache überlassenen Übeltaten (Körper- und Sachverletzungen, Beleidigungen, Notzucht usw.) werden es allmählich zu gewohnheitsmässigen Taxen gebracht haben, gegen

1) Wie es hierbei noch vor kurzem in Montenegro herging, wird in der Z. f. vergl. Rechtsgeschichte XV (Montenegrinische Rechtsgeschichte von Milan Paul Jovanović), p. 134 beschrieben.

deren Zahlung man von der Wiedervergeltung abstand. Diese Taxen werden, je mehr die Selbsthilfe vom Staate absorbiert wird, durch die Gesetzgeber als Strafen übernommen; doch führt die Verfolgung dieses Gegenstandes zu weit in die Geschichte der Einzelvölker, um hier ausführlicher erörtert zu werden (vgl. mein Reallexikon u. Blutrache und Körperverletzung, sowie die Beiträge der genannten Einzelforscher in Mommsens Fragen zum ältesten Strafrecht 9).

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, dass das Strafrecht des idg. Urvolks zwar noch auf einer niedrigen Stufe stand, aber immerhin doch schon eine gewisse Ordnung zeigte, die durch die oben erörterten, bereits der idg. Grundsprache angehörenden Ausdrücke wie aw. *kaēnā* = griech. *ποινή* „Blutrache“ (und ihre Ablösung durch Wertleistung); sert. *vāira* = agls. *wēre-(gild)* „Wergeld“; sert. *ā'gas* = griech. *ἄγος* „Verbrechen“ (gegen die Allgemeinheit); sert. *tāyū* = altsl. *tati* „Dieb“; sert. *am* = griech. *ὄμνυμι* „ich schwöre“; sert. *parāvrij* = agls. *wrecca* „der Verbannte“ allein schon hinreichend verbürgt ist.

Schwieriger dürfte es z. Z. sein, die älteste Geschichte des Eigentumsrechts, das Verhältnis von Sippen- zum Privateigentum, bei den idg. Völkern zu erörtern. Einiges über diesen wichtigen, aber vielfach noch nicht geklärten Gegenstand vgl. in den Kapiteln XI, XII und XIII.

Die wichtigsten Züge des Familienrechts sind in Kap. XII enthalten.

XV. Kapitel.

Die Religion.

Einleitung: Geschichtliches. M. Müller. A. Kuhn. W. Schwartz. W. Mannhardt. E. H. Meyer. O. Gruppe. I. Die Verehrung der Toten. Begraben und Verbrennen. Die Beigaben. Der Unsterblichkeitsglaube. Das Begräbniszeremoniell (Ausstellung der Leiche. Totenklage. Leichenzug. Leichenschmaus). Der Ahnenkult („Die Väter.“ Totenfeste. Stätten der Verehrung. Speisung und Tränkung der Vorfahren. Totenspeisen. Stimmung. Bettler). Die allgemeine Bedeutung des Totendienstes. Totenreiche. II. Die Verehrung der Himmlischen. 1. Die Himmlischen selbst (Litauische und römische Sondergötter. Die altindogermanischen Himmelsmächte. Ihre Namen und Erscheinungsformen. Vater Himmel und Mutter Erde. Welträtsel und Mythos). 2. Der Kult der Himmlischen (Zauber und Opfer. Zauberer, Priester und Arzt. Stein-, Pfahl- und Baumkultus. Feste. Die Sonnenwenden). — Das Schicksal und das Erraten der Zukunft.

Als die Begründer einer vergleichenden Mythologie, die zunächst als identisch mit einer vergleichenden Religionsgeschichte der idg. Völker angesehen wurde, müssen M. Müller und Adalbert Kuhn bezeichnet werden, deren Anschauungen, so sehr sie auch im einzelnen oft auseinandergehen, doch im Grunde so viel Verwandtes besitzen, dass sie hier zusammen betrachtet werden dürfen. Dieselben gründen sich auf drei Hauptvorstellungen dieser beiden Gelehrten, nämlich erstens auf die schon durch die Brüder Grimm erweckte Überzeugung, dass der Mythos nicht etwa die Schöpfung höher stehender Volkskreise, etwa eines Priester- oder Sängerstandes sei, sondern dass derselbe ebenso wie die Sprache selbst in den Tiefen der Volksseele wurzele, zweitens in der Überzeugung, dass in den zum Teil unzweifelhaft auf naturalistischer Grundanschauung beruhenden Liedern des Rigveda, dessen genaueres Bekanntwerden in die Zeit der besten Arbeitskraft beider Gelehrten fiel, die älteste

Form idg. Götterglaubens vorliege, und drittens in der Beobachtung, dass eben diese Lieder des Rigveda mit den Mythen der verwandten Völker sowohl inhaltlich wie sprachlich so viel Übereinstimmung zeigten, dass dieselbe bis in die Epoche der idg. Urzeit zurückgehen müsste. Derartige idg. Mythenzyklen hat A. Kuhn in grosser Anzahl zu ermitteln versucht, worüber auf seine Arbeiten über Gandharven und Kentauren, (K. Z. I), 'Ερωός, Saranyú' (ebenda), über Manus, Μίωος, Mannus (K. Z. IV, 81 ff.), 'Ερωής, Saramâ, Sâramêya, Wuotan (Haupts Z. VI, 117 ff.), über die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes (Berlin 1859) und andere verwiesen sei. Besonders kühn in der naturalistischen Deutung mythischer Namen zeigt sich M. Müller, dessen mythologische und religionsgeschichtliche Studien in den Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, den Essays, der Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, in *Origin and growth of religion* (London 1880) usw. vorliegen.

Eine Zusammenstellung dessen, was M. Müller auf diesem Gebiete noch am Ende seines Lebens für möglich hielt, bieten die *Biographies of words* p. 188—198 (*religion and myth*). Hier begegnen Gleichungen wie Ἀπέλλων = sert. *apôrnwân* „removing, opening“, Ἀθήνη = sert. *ahanâ* „morning“, day“, Ἀχιλλεύς = sert. **aharyu*, from *ahar* „day“, Βρισηΐς, *if for* **Bacōnīs*, the offspring of Brises, conquered by Greeks, given to Achilles = sert. *bṛsaya* the offspring of *Bṛsaya*, conquered by *pani* usw.

Der Ursprung des Mythos liegt nach der Ansicht beider Forscher in dem Wesen der Sprache selbst. „Es ist“, sagt A. Kuhn (Die Entwicklungsstufen der Mythenbildung Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1873), „ein mehr und mehr zu allgemeiner Geltung kommender Satz, dass die Grundlage der Mythen auf sprachlichem Gebiet zu suchen, und dass Polyonymie und Homonymie die wesentlichsten Faktoren derselben seien.“

Diese Mannigfaltigkeit des Ausdrucks beruht aber einmal auf der Eigenschaft der Sprache, bei aller Substantivbildung immer nur eine einzelne an dem betreffenden Gegenstand haftende Eigenschaft hervorzuheben, wie wenn die Nacht zugleich als die schwarze, dunkle, feuchte usw. bezeichnet wird; das andere Mal auf der poetischen Übertragung, wie wenn z. B. die Strahlen als Zügel, Finger, Hände oder Kühе bezeichnet werden. Ursprünglich

sagte man z. B., „das Tageslicht ist verschwunden, die Nacht ist gekommen“, bald aber hiess es mit poetischer Übertragung: „die Kühe sind verschwunden, der finstre Nachtgeist hat sie geraubt“. So entschwand allmählich das Verständnis des ursprünglichen Ausdrucks. Man erzählte von den Rindern des Helios oder von dem Rinderraub des Cacus usw., und der Mythos war fertig.

Überaus verwandt ist die Auffassung M. Müllers, dessen Betrachtungsweise in dem Satze gipfelt: „Mythologie ist nur eine alte Form der Sprache.“ Wie er die ersten Anfänge mythologischen Ausdrucks sich denkt, zeigt z. B. das, was er *Origin and growth of religion* p. 190 ff. über die Hilfsverba bemerkt. Diese wie englisch *he is, to be, I was* hatten ursprünglich eine vollere Bedeutung und bezeichneten soviel wie „atmen“ (sart. *as, ás-u* „Atem“), „wachsen“ (griech. *φύω*), „wohnen“ (sart. *vás*). Wenn die alten Arier daher irgend etwas über Sonne, Mond, Erde, Berge, Flüsse aussagen wollten, so konnten sie nicht wie wir sagen z. B. „die Sonne ist da“ oder „es regnet“, sondern sie konnten nur denken und sich ausdrücken „die Sonne atmet“ (*súryô asti*), „der Regen regnet“. Überhaupt ist es dem alten Arier nur möglich gewesen, die Gegenstände seiner Wahrnehmung als aktiv wirkende zu bezeichnen. Die Sonne ist der Erleuchter, Erwärmer, Nährer, der Mond der Messer, die Morgenröte, die Erweckerin usw.: „Here, in the lowest depth of language, lie the true germs of what we afterwards call figurism, animism, anthropopathism, anthropomorphism“ (p. 187). Wie sich M. Müller den weiteren Verlauf der Mythenbildung denkt, zeigt z. B. der Mythos von Apollo und Daphne: es gab in der Ursprache ein **dah-anâ* = *δάφνη* „die brennende“ („leichtbrennende“), eine Bezeichnung sowohl für die Morgenröte als auch für die Lorbeerpflanze. Von der Morgenröte erzählte man, die Sonne habe sie verfolgt. Allmählich verlor sich nun in der Sprache *δάφνη* in dem Sinne von Morgenröte, und nun erzählte man, Apollo (die Sonne) habe eine Nymphe, namens Daphne, verfolgt, welche die Götter alsdann in einen Lorbeer verwandelt hätten.

Der Grundton, welcher durch die gesamte Mythenbildung der idg. Völker hindurchklingt, ist nach der Müller-Kuhn'schen Anschauung also die Belebung und Deutung der Natur und ihrer Erscheinungen, nicht am wenigsten aber die Vorstellung von einem Kampf, einem Gegensatz in denselben, mochte man den-

selben nun mehr in dem Schauspiel des Gewitters und der Wolkenbildungen oder mehr in dem täglich sich wiederholenden Wechsel von Tag und Nacht erblicken. „Die Hauptgrundlage der Religionen und Mythen der meisten idg. Völker“, sagt A. Kuhn Über Entwicklungsstufen a. a. O. p. 126, „bildet der Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis, der bekanntlich bei keinem derselben so scharf ausgebildet ist, wie bei den alten Baktrern. Wie bei diesen, so ist auch bei allen übrigen die Überlieferung vom endlichen Siege des Lichts durchgedrungen, durch welchen die Mächte desselben zur Herrschaft gelangen, während die der Finsternis zeitweise oder dauernd gefesselt oder besiegt werden. Dass dieser endliche Sieg des Lichts schon bei allen Indogermanen zur Zeit, als sie noch ein Volk waren, zur allgemeinen Überzeugung geworden sein müsse, davon liegt uns bekanntlich ein Zeugnis in ihrer Bezeichnung der Götter durch ein Wort vor, welches der Wurzel *div* „leuchten“ entstammt und somit ein Beweis ist, dass sie die Macht dieser leuchtenden Wesen als Beherrscher und Lenker ihres Lebens anerkannten und verehrten.“

Gegen diese Grundanschauungen der genannten beiden Gelehrten haben sich nun in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her mit nicht geringerer Sachkenntnis geführte Angriffe gerichtet, welche teils eine wesentliche Modifikation der Müller-Kuhnschen Anschauungen bezweckten, teils eine völlige Vernichtung derselben versuchten. Die Müller-Kuhnsche Schule war bei ihrer Rekonstruktion des idg. Götterglaubens im wesentlichen von den ältesten literarischen Denkmälern der idg. Völker, von dem Veda, dem Awesta, von Homer, von der Edda ausgegangen. Der moderne Volksglaube war erst in zweiter Linie herangezogen worden, und wo dies geschehen war, waren die Gestalten desselben nach Grimmschem Vorbild als (hauptsächlich durch das Christentum veranlasste) Verblässungen der altheidnischen Götter und Heroen aufgefasst worden. Die Volkssage von dem wütenden Heer und dem wilden Jäger war der letzte Überrest des alten hochheiligen Wuotandienstes. „Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge, und ging in den Begriff einer finsternen, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in

den Lüften teuflisch und gespenstig“ (J. Grimm Deutsche Myth. II³, 870).

Diese Anschauung hatte bereits im Jahre 1849 W. Schwartz in einem Programm *Der Volksglaube und das alte Heidentum gemissbilligt* und den Nachweis zu führen versucht, dass der moderne Volksglaube, weit davon entfernt, nur die Trümmer einer höheren Mythologie zu enthalten, vielmehr in sehr vielen Fällen die Wurzeln treu bewahrt habe, aus welchen jene höheren, in der Edda und sonst waltenden Gottheiten entsprossen seien. Diese Meinung, getragen von der mehr und mehr in ganz Europa erwachenden Freude an der Sammlung der noch heute im Volke lebenden Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche hat nun allmählich zu der Begründung einer neuen Richtung der vergleichenden Mythologie geführt, die ihre namhaftesten Vertreter in Deutschland in Wilhelm Mannhardt und in Elard Hugo Meyer gefunden hat.

Mannhardt hat seinen Absagebrief an die Müller-Kuhnsche Richtung in dem Vorwort zu dem II. Bande seiner *Wald- und Feldkulte*¹⁾ geschrieben. „Ich darf“, sagt er p. XIV, „mit dem Geständnis nicht zurückhalten, dass nach meiner Ansicht die vergleichende idg. Mythologie die Früchte noch nicht getragen hat, welche man allzu hoffnungsreich von ihr erwartete. Der sichere Gewinn beschränkt sich doch auf einige sehr wenige Gottesnamen (wie Dyaus-Zeus-Tius, Parjanya-Perkunas, Bhaga-Bog, Varuna-Uranos usw.) und Mythenansätze, und im übrigen auf zahlreiche Analogien, welche aber noch nicht notwendig historische Urverwandtschaft begründen. . . . Ich fürchte, dass die Geschichte der Wissenschaft sie (Parallelen wie *Sāramēya* — *Hermias*) einmal eher als geistvolle Spiele des Witzes, denn als bewährte Tatsachen zu verzeichnen haben wird“ usw. Dagegen wird es ihm immer klarer, dass unsere mythologischen Handbücher der antiken Mythologie nur enthalten, was das verfeinerte Leben städtischer Kreise aus dem ursprünglichen Volksglauben geschaffen hat. „Nun schimmert unter dieser Mythologie der

1) W. Mannhardt *Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung* erläutert, Berlin 1877 und *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme*, Berlin 1875 (beide Werke jetzt neu herausgeg. v. W. Heuschkel).

Gebildeten mit einmal eine Volksmythologie hervor, welche die überraschendsten Ähnlichkeiten mit den Volksüberlieferungen der nordeuropäischen Bauern bekundet.“ Diese Analogien erstrecken sich auf Volkssagen, Märchen und Gebräuche, nicht minder wie auf mythische Personifikationen, auf die verwandten Gestalten der Moosleute und Holzfräulein (= Dryaden), der wilden Männer (= Kyklopen, Kentauren, Pane, Satyrn), der Wassermuhme (= Thetis) usw. usw. Kurz, alle die Geister, welche im Altertum und in der Neuzeit Feld und Wald und Haus bevölkern, gehören dem Kreise der ursprünglichen Vorstellungen an, aus welchem so manche erhabene Götter- oder Heldengestalt noch — nachweisbar — hervorgegangen sei. „So bestätigt sich“, damit schliesst das genannte Buch, „durch gewichtige Analogie Schwarzes Entdeckung, dass der Volksglaube der Bauern die noch grösstentheils in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Keime der höheren Mythologie in sich berge.“

Dieselbe Vorstellung von einem Geister-, einem Dämonenglauben mehr als von einem Götterglauben bei dem idg. Urvolk begegnet uns, und zwar in Verbindung mit der namentlich von anthropologischer Seite mehr und mehr in den Vordergrund gestellten Ahnentheorie, nach welcher aller Götterglaube von der Totenverehrung seinen Ausgang genommen¹⁾ habe, bei Elard Hugo Meyer, nach Mannhardts Tode wohl dem besten Mythenkennner Deutschlands, dem Herausgeber von J. Grimms Deutscher Mythologie.

Nach der Ansicht dieses Gelehrten durchläuft die Mythengeschichte drei Hauptperioden, welche er als die des Seelen-, Geister- und Götterglaubens bezeichnet (vgl. Indogerm. Mythen I, 210 ff.). In der ersten Periode beginnt das mythische Denken mit der Vorstellung, dass die Seele nach dem Tode noch einige Zeit weiterlebt und, zum Teil in Tieren oder Pflanzen verkörpert, den Freunden nützen und den Feinden schaden könne. Diese Seelen bedürfen der Ernährung. Der älteste Opferbrauch ist Totendienst. Diese Glaubensstufe, die der Belebung der Naturerscheinungen überall vorangeht, haben alle Völker der

1) Vgl. z. B. J. Lippert Die Religionen der europäischen Kulturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer in ihrem geschichtlichen Ursprung, Berlin 1881.

Erde durchlaufen. Noch bei einigen Kulturvölkern wie Chinesen, Ägyptern, Römern ist der Totenkult der Kern ihrer Religion geblieben. Die Kulturstufe dieser Periode ist die des Jagdlebens.

Während der zweiten Periode werden die Seelen mehr und mehr Geister, zumal Windgeister, dann auch Gewitter- und Regendämonen. Aus ihren Scharen treten schon einzelne Individuen mit mythischen Eigennamen hervor. Die Lichtwesen stehen noch zurück. Die Kulturstufe ist die des Hirtenlebens. Die idg. Völker haben diese Periode noch zum grössten Teil miteinander verlebt, am längsten die arisch-hellenischen Völker. Als ein Beispiel dieses also recht eigentlich indogermanischen Glaubens sucht E. H. Meyer die sachliche und sprachliche Identität der Gandharven und Kentauren zu erweisen, die er als Wind- und Wetterdämonen fasst¹⁾.

Die dritte Periode, in welcher die individualisierten Einzeldämonen sowie die Lichtgottheiten zu Göttern werden, findet die idg. Völker bereits getrennt, zu Ackerbau und staatlicher Kultur übergegangen. „Wenn trotzdem die Ähnlichkeit zweier Gottheiten, z. B. zweier verschiedener idg. Völker, überrascht, so beruht dieselbe mehr auf der Gleichartigkeit der in den früheren Perioden geschaffenen Elemente, aus denen das höhere Gebilde besteht, und auf einer analogen Fortentwicklung derselben als auf einer gemeinsamen Hervorbringung dieses Gebildes.“

Wenn somit in dieser Richtung der vergleichenden Mythologie die lichten Himmelsgötter der idg. Urzeit von ihren Thronen gestürzt und dafür Scharen von Wind- und Wettergeistern eingetreten waren, so bleibt hier nun noch schliesslich eines Versuches zu gedenken, welcher dazu bestimmt ist, der Vorstellung von einem Götterglauben der Urzeit, welcher Art er auch immer sei, den Todesstoss zu versetzen und die Indogermanen schlechthin als religionslos zu erweisen. Es ist dies das, wie ich glaube, in hohem Grade bedeutsame Werk Otto Gruppes *Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen*, von welchen bisher nur der erste Band (Leipzig 1887) erschienen ist, welcher in zwei Kapiteln erstens eine Übersicht über die

1) Weibliche Wesen gleicher oder ähnlicher Art sucht ihnen L. v. Schröder (*Griechische Götter und Heroen I.* 1887) in den Apsaras, der Aphrodite, den Schwanenjungfrauen usw. zur Seite zu stellen.

wichtigsten Versuche, die Entstehung des Kultus und des Mythos zu erklären, und zweitens über die wichtigsten Denkmäler, welche von der Geschichte des Mythos und des Kultus berichten, enthält¹⁾.

Die Richtigkeit der drei Fundamentalsätze, auf denen, wie wir oben (p. 415) bemerkten, die Müller-Kuhn'schen Hypothesen beruhten, und welche auch von den Dämonisten wenigstens nicht prinzipiell aufgegeben waren, wird von O. Gruppe schlechterdings geleugnet. Der Mythos ist nicht die religiöse Sprache des Volkes, er ist die Schöpfung und das Eigentum der höheren Gesellschaftsklassen, bewusste Dichtung, ein Teil der Kunstpoesie. Der Rigveda — hier wandelt der Verfasser auf dem von A. Ludwig eingeschlagenen und von A. Bergaigne weiter verfolgten Wege — ist weit davon entfernt, uns das Walten naiver Naturpoesie zu enthüllen. Er ist schon in seinen ältesten Teilen voll „verzwickter“ Theologie, voll priesterlichen Raffinements. Nichtsdestoweniger bleibt er für uns die wichtigste Quelle, an welcher wir noch deutlich den Ursprung aller Religion und aller mythischen Ausdrucksweise aus gewissen, später Kultus genannten Manipulationen erforschen können; denn der Ritus ist der Ursprung aller Religion. Der Priester giesst Fettströme in das lodernde Feuer, um den Anbruch des Tageslichtes zu fördern. Diese Ströme werden brünstige Kühe genannt, die zu ihrem Jungen, Agni, hinströmen, sich mit ihm zu vermählen. So ist dieser nun als zeugungskräftiger Stier in den Schoss seiner Mütter gesetzt, sich mit ihnen selbst zu erzeugen (p. 455). Schon die ungetrennten Indogermanen, obwohl sie keine Götter kannten, übten gewisse Manipulationen, aus denen später Kultushandlungen hervorgingen, und mit denen Vorstellungen verknüpft waren, die sich dereinst zu mythologischen und zuletzt zu dogmatischen Ideen verdichten oder umgestalten sollten (p. 121). So heisst es von dem Trankopfer (p. 277): „Der Kultusakt war nicht etwa nur mit einem Gelage verbunden, sondern er war recht eigentlich ein Gelage, man verehrte die Götter, indem man sich berauschte, und der Genuss des Rauschtranks war die Andacht.“

Und endlich drittens: Alles, was die vergleichende Sprachwissenschaft bisher an angeblichen indogerm.

1) Vgl. Berl. Philolog. Wochenschrift 1888 Nr. 29/30 (R. Fritzsche), *The Classical Review* Febr. 1888 (F. B. Jevons), Deutsche Literaturzeitung 1888 Nr. 14, Lit. Zentralblatt 1889 Nr. 14.

Götterbenennungen oder an angeblichen indogerm. Ausdrücken für Kultushandlungen zutage gefördert hat, ist entweder lautlich unbegründet oder inhaltlich ohne Beweiskraft. Nur für die arischen Stämme wird p. 125 „ein beschränktes Mass primitiver Zeremonien“ für die Urzeit zugegeben.

Bestehen bleibt und der Erklärung bedarf die unleugbare Übereinstimmung der Religionen in ihren Mythen und Kulturen, eine Übereinstimmung, welche sich aber weit über das indog. Völkergebiet hinaus erstreckt. Auch hieraus folgt, dass diese Zusammenhänge sich nicht aus einer Vererbungstheorie erklären lassen, vielmehr beruhen sie — und hier liegt der Kernpunkt der Gruppenschen Bestrebungen — in einer ungeheuren Entlehnung, durch welche „vorderasiatische und ägyptische Religionsformen im grossen Umfang nach Griechenland, nach Indien und nach Mittel- und Nordeuropa importiert wurden“.

Den Beweis dieser Hypothese sollen die folgenden Bände erbringen; in dem vorliegenden soll nur der Boden für diese Auffassung geebnet werden, worüber auf die §§ 20—25 (Über die Möglichkeit, die Vererbungstheorie durch die Annahme nachträglicher Übertragung zu ersetzen) zu verweisen ist.

Wenn wir nun auch auf diesem schwierigsten und umstrittensten Gebiet selbst versuchen¹⁾, das Erbe der idg. Urzeit zu ermitteln, so lassen sich aus der grossen Masse religiöser Vorstellungen und Gebräuche, die sich bei den altidg. Völkern finden, zunächst zwei Gruppen aussondern, die es auf ihre vorhistorische Herkunft zu untersuchen gilt. Es sind dies erstens die auf die Verehrung des Toten bezüglichen und zweitens diejenigen Anschauungen und Riten, die sich auf den Kult „der Himmlischen“ beziehen, für die schon in der idg. Grundsprache der Ausdruck *sert. dēvá* = lat. *deus*, lit. *diēwas*, ir. *dia*, altn. *tivar* (: *sert. dyáuis*, griech. *Ζεύς*, lat. *Juppiter*, eigtl. „der Himmel“) bestand. Nach diesen beiden Gruppen soll daher der Stoff im folgenden gegliedert werden.

1) Ausführlicher ist dies in einem grösseren Aufsatz geschehen, den ich für *J. Hastings Dictionary of Religion and Ethics* geschrieben habe, und der, wie ich hoffen darf, bald gedruckt vorliegen wird. Auf diesen Artikel (*Aryan religion*) werde ich mich daher im folgenden häufiger zu beziehen haben.

I. Die Verehrung der Toten.

Die erste Frage, die uns hier zu beschäftigen hat, ist die, in welcher Weise das idg. Urvolk seine Toten bestattete, oder, da es sich hierbei nur um den Modus des Begrabens oder Verbrennens handeln kann, ob das idg. Urvolk seine Toten begrub oder verbrannte. Ich bin der Ansicht, dass diese Frage in dem ersteren Sinne zu beantworten ist. Die prähistorische Forschung hat den überzeugenden Nachweis geführt, dass auf dem in geschichtlicher Zeit von idg. Völkern besetzten Boden das Begraben der unverbrannten Leiche als die ältere Bestattungsform zu betrachten ist und die jüngere Steinzeit im Verein mit der Epoche des ersten Auftretens des Metalles in Gestalt des Kupfers nahezu vollständig ausfällt. Da nun oben p. 113 ff. gezeigt worden ist, dass die Kultur des idg. Urvolkes lediglich steinkupferzeitliche Verhältnisse aufweist, so ergibt sich der Schluss auf die Bestattungsform der Urzeit hieraus ohne weiteres.

Dazu kommt, dass sich die Verhältnisse der idg. Einzelvölker besser verstehen lassen, wenn wir von dem Begraben als von der älteren Bestattungssitte ausgehen. Dies gilt namentlich von den Griechen. Allerdings tritt uns in der homerischen Welt der Leichenbrand in vollkommener Durchführung entgegen. Aber vor der homerischen liegt die mykenische Epoche, die uns in ihren Schachtgräbern, Kammern und Gewölben die Leiche in unverbranntem Zustand zeigt, und wollte man gegen dieses Argument den Einwand erheben, dass es sich bei der Bevölkerung, die diese Grabstätten errichtete, möglicherweise um nichtgriechische Stämme handele, so würde doch der im Jahre 1901 im Nordwesten der Stadt Athen aufgedeckte umfangreiche Friedhof den Beweis erbringen, dass man im griechischen Mutterland in der ältesten Zeit die Verstorbenen begrub und nicht verbrannte; denn aus den 19 ältesten (Dipylon-)Gräbern dieser Totenstätte sind, mit einer einzigen Ausnahme, unverbrannte Skelette an den Tag gebracht worden (vgl. A. Brückner und E. Pernice Ein attischer Friedhof, Mitteilungen des kaiserl. deutschen arch. Inst. Athen. Abt. XVIII).

Aus Rom haben wir die bestimmte Überlieferung des Plinius (*Hist. nat.* VII, 187): *Ipsum cremare apud Romanos non fuit veteris instituti; terra condebantur*, und es scheint be-

denklich, selbst nach Aufdeckung der frühzeitigen Spuren des Leichenbrandes auf dem *Forum Romanum* durch Prof. Boni, dieselbe ausser acht zu lassen. Auch weist das lat. *sepelio* (nur „begraben“) durch seine genaue (von Walde Et. Wb. der lat. Spr. mit Unrecht bezweifelte) Übereinstimmung mit scrt. *sapary* „dienen, huldigen, ehren“ und lat. *Orcus* „die Unterwelt“ = got. *airahi* „Grabeshöhle“ auf eine unter grossen Feierlichkeiten erfolgende Beisetzung der Leiche im Grabe hin.

Freilich ist die Ausbreitung der Sitte des Leichenbrandes, wo immer sie ihren Ausgangspunkt genommen haben mag¹⁾, in der westlichen Hälfte des nördlichen Europa zu frühzeitig und zu intensiv erfolgt, als dass die römischen Autoren bei Kelten und Germanen noch die nur durch die Prähistorie aufdeckbaren Spuren der älteren Bestattungsart (vgl. Montelius Archiv für Anthropologie XVII, 151 ff.) hätten antreffen können. Hingegen liegen im Osten Europas, zunächst bei den Thrakern, dann bei Litauern und Preussen, aber auch wohl bei den alten Slaven Begraben und Verbrennen nebeneinander, ohne dass es möglich wäre, die Priorität des einen oder anderen zu bestimmen. Doch glauben wir, dass wer das ganze archäologische und historische Nachrichtenmaterial (vgl. mein Reallexikon s. v. Bestattung und Ridgeway *Early age of Greece*, Kap. VII) überblickt, den Eindruck gewinnt, dass in dem ganzen heidnischen Europa im Grunde die Beerdigung überall der herrschende Brauch war, der durch den Leichenbrand hier mehr, dort weniger, hier dauernder, dort vorübergehender nur eingeschränkt, bezüglich stellenweis beseitigt wurde. Wenn J. Grimm Über das Verbrennen der Leichen (Kl. Schr. II, 211) anderer Meinung war, so geschah dies auch deswegen, weil er das griech. *θάψω* „begrabe“ und „verbrenne“, das entweder zu ahd. *tunc* „Grube“, „unterirdische Wohnung“ (so nach meinem Vorgang Kluge und Zupitza) oder zu armen. *damban* „Grab, Gruft, Grabmal“ (so Lidén, Armen. Stud. p. 42) gehört, fälschlich mit scrt. *tap*, lat. *tepeo*, griech. *τέφρα* „Asche“ verband.

1) Vielleicht von der sumerischen Bevölkerung Babylons aus, wo im Jahre 1887 in den Ruinenstätten Surghul und El Hibba weite Grabplätze mit verbrannten Leichen aufgefunden worden sind (vgl. R. Koldewey Z. f. Assyriologie II, 403 ff.). Die Semiten und Etrusker begruben ihre Leichen.

Endlich darf man sich auch nicht durch den Umstand, dass der Veda im allgemeinen von der Sitte des Leichenbrandes beherrscht wird, über deren verhältnismässige Jugend täuschen lassen; denn noch im Rigveda (X, 15, 14) werden neben den „vom Feuer verbrannten“ auch „vom Feuer nicht verbrannte“, in Himmelsfreuden lebende Vorfahren unterschieden, und bei dem iranischen Brudervolk der Inder war ohne Zweifel bei Fürsten wie Gemeinen die Beerdigung der von den Vätern ererbte Brauch.

Ich kann also E. de Michaelis, *L'origine degli Indo-Europei* (p. 71—76, 80—83), nicht das Recht zugestehen, die Sitte des Leichenbrandes als urindogermanisch anzusetzen und aus diesem Ansatz Schlüsse auf die Lage der idg. Urheimat zu ziehen.

Mochten nun aber die Indogermanen in der Urzeit ihre Toten begraben oder verbrennen, sicher ist jedenfalls, dass sie dem unverbrannten oder verbrannten Leichnam allerhand für den Gebrauch des Toten bestimmte Beigaben in das Grab mitgaben oder dieselben auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche verbrannten, damit sie dem Toten in das Jenseits folgten. „Noch heute“, erzählt Šejn von den Weissrussen (Sbornik der Kais. Ak. d. W. in St. Petersburg LI Nr. 3 p. 534), „senken sie nach dem Totenamt den Verstorbenen in das Grab zusammen mit Gegenständen, die von ihm besonders geschätzt und ihm bei Lebzeiten besonders lieb waren. Wenn er z. B. seinem Gewerbe nach ein Schuhflechter war, so legen sie ihm unweigerlich einen angefangenen Bastschuh hin, wenn er ein Zimmermann war, oder sonst ein Handwerker, dann geben sie ihm eine Axt, einen Meissel, einen Hobel, eine Feile. Abgesehen von diesen Dingen geben sie jedem Toten ins Grab mit: Brot, Salz, Eier für einen Eierkuchen, Nüsse, Bier und Schnaps in einer Flasche, ebenso wie eine kurze Tabakspfeife mit Tabak und Feuerzeug oder eine Tabaksdose mit Schnupftabak.“ Dieselben Verhältnisse wie hier im XIX. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung begegnen uns auf jenem oben erwähnten altathenischen Friedhof, dessen älteste Gräber mit Waffen und Geschirr aller Art, mit Töpfen voll von Speisen und Getränken aufs reichlichste versehen sind. In den jüngeren Grabstätten werden diese Beigaben immer seltener, bis man schliesslich nur noch den Frauen ihr Putzgerät, den Kindern ihr Spielzeug beilegt. Rein zum Symbol ist, was

einmal realistische Wirklichkeit war, in den Zeiten der vedischen Hymnen geworden, nach denen man (Rigv. X, 18) dem toten Krieger seinen Bogen erst auf den Scheiterhaufen mitgibt, um ihn später wieder ihm aus der Hand zu nehmen, oder nach denen man die Gattin des Verstorbenen erst sich neben den Gatten legen lässt, um ihr dann zu befehlen, „sich wieder zur Welt der Lebenden zu erheben“ (vgl. oben p. 348 über Witwenverbrennung). So bilden diese Verhältnisse ein Musterbeispiel für den in der methodologischen Einleitung dieses Buches (I³, 218, 230) erörterten Satz, dass die Zustände der Urzeit im Osten Europas oft in der Gegenwart noch treuer erhalten sind als in den ältesten Denkmälern der kulturhistorisch fortgeschritteneren Völker.

Aus dem Angeführten folgt, dass die Indogermanen an ein Leben nach dem Tode glaubten; denn nur bei dieser Anschauung lassen sich die für den unmittelbaren Gebrauch des Toten bestimmten Beigaben erklären. Erst ganz allmählich hat der Mensch das Phänomen des Todes einigermaßen verstehen gelernt. Noch heute denkt sich der russische Bauer, dass ein Verstorbener ganz gut hören und verstehen könne, was man zu ihm sage, und dass er nur nicht imstande sei, seine Gedanken und Gefühle zu äussern (vgl. Šejn a. a. O. p. 520). Der Unsterblichkeitsglaube ist somit der Kindheitsstufe der Menschheit eigen.

Schon in ihrer Grundsprache haben die Indogermanen, wie für die inneren und äusseren Teile ihres Leibes (vgl. I³, 164), so auch für das Lebensprinzip, die Seele, feste Ausdrücke gehabt, die in den beiden Gleichungen: scrt. *ātman* „Hauch, Leben, Seele“ = ahd. *ātum* „Atem, Seele“ und scrt. *mānas* „der innere Sinn, Geist, Seele“ = griech. *μένος* (vgl. auch lat. *Minerva* aus **Menesova*) „Kraft, Mut, Streben“ vorliegen. Diese geistige Potenz, als Hauch (ir. *athach*), Rauch (griech. *θυμός*, altsl. *duma* „der Gedanke“: scrt. *dhāmā*, lat. *fūmus* „der Rauch“) oder Wind (lat. *animus* „Seele“: griech. *ἄνεμος* „Wind“) gedacht, löst sich mit Eintritt des Todes von dem Körper los, um, zunächst in der Nähe des Grabes, ein selbständiges Dasein zu führen. Hieraus entwickeln sich dann zahlreiche, je nachdem sie behandelt werden, teils freundliche, teils feindliche Seelenwesen, für die in den idg. Sprachen eine reiche und charakteristische urverwandte Terminologie vorhanden ist. Hierher gehört die Reihe: lit. *dwāsė*

„Atem, Geist“, altsl. *duchŭ* id., *duša* „Seele“: lit. *dwesiù*, *dwèsti* „hauchen“, altgall. *dušii* „Druckgeister, Maren“, mhd. *getwäs* „Gespenst“, lat. *Fērālia*, ein Totenfest, aus dem sich ein ursprüngliches **feris* = **dhvesis* „Geist eines Toten“ ergibt. Wahrscheinlich ist auch das griech. *θεός* „Gott“ aus **dhveso-s* (vgl. *θεο-πατος*) hier anzuknüpfen, dessen ursprüngliche Bedeutung alsdann „göttlich verehrter Geist eines Toten“ gewesen ist (so auch Prellwitz und Walde; abweichend Bechtel in B. B. XXX, 267). Bedeutungsverwandte Gleichungen sind ferner scrt. *drūh*, aw. *druj* = altn. *draugr*, ahd. *gitroc* „Unhold, Gespenst“ (ags. *dréag* „larva mortui“) und altn. *álfr*, ags. *ælf*, mhd. *alp* „Elfe, gespenstiges Wesen, Alp“, ursprünglich ebenfalls „Geister der Toten“ (vgl. mein Reallexikon s. v. Zwerge und Riesen) = scrt. *ṛbhū* „3 kunstreiche elbische Wesen im Rigveda“ (K. Z. IV, 102) u. a.

Eine besondere Bedeutung gewinnen nun in religions- und kulturgeschichtlicher Beziehung diese Totengeister für den Verwandtenkreis, zu dem sie gehören, und über dessen Wohl und Wehe sie walten. Das sind die indischen *pitāras* „die Väter“, die griechischen *θεοὶ πατῶν* (ins Urzeitliche zurückversetzt, nach dem obigen: „die Geister der Väter“) oder die *τοιπατόρες* „die Urgrossväter“, oder die *ἡρώες* (*ἥρωες*: got. *svērs* „geehrt“?), die lateinischen *di parentes* (vgl. *parentalia* „das Totenopfer“, *parentare* „ein Totenopfer darbringen“) oder die *Divi mānes* (altlat. *mānus* „gut“), die gotischen *Anses* (ags. *ése* „Elfe“, vgl. oben über altn. *álfr*), die russischen *rodíteli* „Eltern“, die weissrussischen *džjady* „Grossväter“ (*svjaty džjady* „die heiligen Grossväter“) usw. An dem einzelnen Herdfeuer, über dessen Verehrung unten zu handeln sein wird, lokalisiert, werden sie zu Hausegeistern, zu Schützern der Herdgemeinschaft. Hierher gehören der griech. *ἀγὰθος δαίμων* (vgl. Rohde *Psyche* I², 225), die römischen *penātes* „die drinnen“ (vgl. *penus*, *penitus penetrare*) und *lāres*, die ihren von Wissowa (*Religion und Kultus der Römer* p. 148) mit Unrecht bezweifelten Zusammenhang mit dem Dienst der Toten schon durch das dazu gehörige *larva*, *lārua* „böser Geist, Gespenst“ und *Lārentalia*, ein Totenfest (*ā: ā* wie *ācuo: ācer*, vgl. auch Walde *Et. Wb. d. lat. Spr.* s. v. *lārua*) beweisen, der gemeingermanische „Kobold“, „der im Hause waltende“ (vgl. I³, 214), der russische *domovój*¹⁾, „der im Hause“ u. a. Äusserlich

1) Ausführlich über den russischen *domovój* Ralston *The songs*

stellt man sich die Seelen der Verstorbenen gern unter dem Bilde der Schlange vor, deren am Boden sich fortschlängelnde Bewegungen an die halb unter, halb über der Erde gedachten Geister erinnern mochten. Hieraus hat sich dann bei den Römern (vgl. Wissowa Religion und Kultus p. 155) und Litauern, die, wie wir noch sehen werden, auch sonst in religionsgeschichtlicher Beziehung merkwürdige Übereinstimmungen miteinander zeigen, ein häuslicher Schlangenkultus (vgl. Lasicius *De diis Samogitarum* p. 51: *Nutriunt etiam quasi deos penates nigri coloris, obesos et quadrupedes quosdam serpentes, Giuoitos* — lit. *giwätė* „Schlange“ — *vocatos*) entwickelt¹⁾. Auf die Übereinstimmungen in dem Namen dieses Tieres haben wir I³, 162 hingewiesen. Es kann also eine tiefe kulturhistorische Bedeutung gehabt haben.

Diesen Toten ist nun bei allen altidg. Völkern ein bis in die feinsten Einzelheiten ausgebildeter Kult gewidmet gewesen, dessen Grundzüge ohne Zweifel in die idg. Urzeit zurückgehen, und die es mit Hilfe der idg. Altertumskunde zu erschliessen gilt. Von besonderer Wichtigkeit erweisen sich für diese Aufgabe die litauischen und slavischen, namentlich die russischen Zustände, von denen die ersteren von *Johannes Menecius* (*De sacrificiis et idolatria veterum Borussorum, Livonum aliarumque vicinarum gentium, Script. Rer. Liv. II, 389*), die letzteren von *Kotljarevskij*²⁾ Über die Begräbnisbräuche der heidnischen Slaven (*Sbornik der kaiserl. Ak. in St. Petersburg XLIX*) und

of the Russian people p. 119 ff. Er hat sehr viel mit dem römischen *Lār familiaris* gemeinsam. Besonders interessant ist in dieser Beziehung die Überführung des *domovój* zusammen mit dem Ofenfeuer bei einem Wohnungswechsel aus dem alten Haus ins neue, wo er von dem Hausherrn mit den Worten: „Willkommen, Grossväterchen, am neuen Ort!“ begrüsst wird. Ebenso wechselte in Rom der *Lār familiaris* mit der Familie das Haus. Gleich beim Eintritt in die neue Wohnung wurde ihm ein Opfer dargebracht. Vgl. Plautus *Trin. v. 39*:

Larem corona nostrum decorari volo:

Uxor, venerare ut nobis haec habitatio

Bona fausta felix fortunataque evenat.

1) Eine Spur dieses Schlangendienstes findet sich auch bei den Langobarden, die nach der *Vita Barbati* im geheimen das Bild einer Viper verehrten (vgl. *Hirt Die Indogermanen II, 737*).

2) Mitteilungen aus diesem vorzüglichen, in Westeuropa wenig benutzten Werke finden sich bereits bei *Ralston The songs of the Russian people* Kap. V (*Funeral songs*), London 1872.

von P. V. Šejn Materialien zur Kenntnis des Lebens und der Sprache der russischen Bevölkerung des Nordwestens (Weissrussland), I, 2, 2. Abteilung: Begräbnis- und Gedächtnisbräuche, Leichenklagen und Klagegesänge über Verstorbene (Sbornik 51 Nr. 3, Petersburg 1890) dargestellt worden sind (vgl. auch noch Šejn Der Grossrusse in seinen Liedern, Bräuchen, Gewohnheiten, Aberglauben, Märchen, Legenden usw. Petersburg 1898, 1900, 2. Teil p. 777 ff.). Ausgehend von diesen bedeutsamen Materialien, habe ich in der oben p. 423, Anm. 1 genannten Abhandlung für Hastings *Dictionary of religion* die Grundlagen des idg. Totendienstes zu erschliessen versucht und beschränke mich daher hier darauf, eine Übersicht über das dort Gebotene zu geben.

Zu unterscheiden ist zunächst zwischen der Pflge, die dem Toten bei der Bestattung und derjenigen, die ihm nach derselben von seiten der Verwandten zu teil wird. Mit besonderer Deutlichkeit tritt die Übereinstimmung der Begräbnisbräuche, zu denen natürlich auch die oben vorweg genommene Niederlegung der Totenbeigaben gehört, bei einer Vergleichung der litu-slavischen mit den altgriechischen Riten (vgl. Rohde *Psyche* I², 218 ff.) hervor. Es lassen sich vier Akte des Begräbniszeremoniells unterscheiden:

1. Die Ausstellung der Leiche (griech. *πρόθεσις*). Nachdem der Tote feierlich gewaschen und bekleidet worden ist, wird er, mit den Füßen zur Tür gewendet, zur Besichtigung für Freunde und Verwandte aufgebahrt.

2. Die Totenklage (griech. *θρήνος*). Durch alle Phasen der Bestattung, besonders aber durch die Dauer der Ausstellung der Leiche ziehen sich die von den Weibern der Verwandtschaft angestimmten Totenklagen, die von leidenschaftlichen und handgreiflichen Ausbrüchen des Schmerzes, wie Zerkratzen des Gesichts und Busens, begleitet sind. Oft nimmt die Totenklage den Charakter eines Zwiegesprächs mit dem Toten an¹⁾.

3. Der Leichenzug (griech. *ἐξφορά*). Am dritten Tage wird die Leiche aus dem Hause getragen und (in Russland vielfach auf einem Kufenwagen — russ. *sáni* „Schlitten“) nach dem

1) Hinzugekommen an neuester Literatur: E. K. Blümmel *Germanische Totenlieder mit besonderer Berücksichtigung Tirols*, Archiv f. Anthropologie N. F. V (XXXIII), Heft 3/4.

Friedhof gefahren. Nach Winternitz (Beilage zur Allg. Z. 1903 Nr. 258) hätte in der idg. Urzeit eine dreimalige Umwandlung des Grabes seitens der Leidtragenden stattgefunden; doch kann ich diesen Brauch bis jetzt bei den Slaven nicht belegen.

4. Der Leichenschmaus (*περίδειπνον*). Wenn man vom Friedhof kommt, muss man sich vor allem waschen. Dann wird ein Mahl hergerichtet (griech. *τάρον δαύναι*, russ. *právití stolú*). Bei demselben gedenkt man ausschliesslich der guten Taten des Verstorbenen (Weiteres s. u.).

Was die Pflege der Toten nach ihrer Bestattung, also den eigentlichen Ahnenkult betrifft, so gilt es, die litu-slavische Überlieferung vor allem mit den nächst dieser am vollständigsten bewahrten altindischen Riten (O. Donner Das Pindapitryajña oder Manenopfer mit Klössen, Berlin 1870, W. Caland Über Totenverehrung bei einigen der idg. Völker, Amsterdam 1888, Altindischer Ahnenkultus, Leiden 1893, Oldenberg Die Religion des Veda, passim) in Beziehung zu setzen, um alsdann von hier aus die trümmerhaften Nachrichten der übrigen idg. Völker verstehen zu lernen. Auf diesem Wege lassen sich folgende Punkte als auf vorgeschichtlichen Zusammenhängen beruhend zusammenstellen:

1. Die „Väter“ walten als mächtige Götter über dem Wohl der Familie, und an sie wendet man sich in allen Nöten des täglichen Lebens. Besonders die Kindererzeugung, auf der der Bestand des Hauses beruht, steht unter ihrer Obhut. Sie gelten als sehr streng und reizbar, und man muss sich hüten, ihren Zorn durch Nichtbeobachtung der Gebräuche zu erregen. Der Verstorbene tritt nicht sofort in die Zahl der „Väter“ ein. Bevor er feierlich in ihre Mitte aufgenommen wird, vergeht eine gewisse Zeit, während der seine Seele gespenstig herumschweift.

2. Die Verehrung der „Väter“ ist an bestimmte Zeiten gebunden, die in besondere und allgemeine Totenfeste zerfallen. Die ersteren werden in dem Kreis der Familie gefeiert, der der Verstorbene angehörte (nach Menecius z. B. am III., VI., IX. und XL. Tage), die letzteren (die indische Ashtakafeier, die griechischen *Ἀρθεσθήσια*, die römischen *Feralia*, *Larentalia*, *Lemuria*, in Litauen das Fest des Flachsgottes *Waizganthos* und des Totengottes *Viëlona* und das Wurstfest *Skierstuvves*, in

Russland 4—6 Totenfesté, darunter die *radunica*) werden von dem ganzen Volke begangen. Bei den ersteren Fristbestimmungen spielen die ungeraden Zahlen, die überhaupt den Toten gehören, eine wichtige Rolle.

3. Die Stätte, wo man den Toten ihre Mahlzeit aufischt, ist zunächst das Grab, in dem er ruht, und um das herum in der ältesten Zeit wohl auch das oben erwähnte Leichenmahl (*περὶδειπνον* „das Mahl um den Grabhügel“) stattfand. Als Stellvertretung des Grabes ist die Grube (lat. *mundus*) zu betrachten. Auch auf Kreuzwegen, einer Lieblingsstätte für Beerdigungen in ältester Zeit, wurde gern der Toten gedacht. Später ziehen sich diese Erinnerungsfeiern mehr in die Wohnungen der Menschen zurück oder werden am Grab und in den Wohnungen abgehalten.

4. Auch die wichtigsten Riten, unter denen sich die Speisung und Tränkung der toten Vorfahren vollzog, lassen sich noch ermitteln¹⁾. Die Bewirtung derselben beginnt mit ihrer feierlichen Herbeirufung (z. B. in Weissrussland:

„Ihr heiligen Grossväter, wir rufen Euch,
Ihr heiligen Grossväter, kommt zu uns!
Es gibt hier alles, was Gott gegeben hat“ usw.),

und schliesst mit ihrer ebenso feierlichen Entlassung (Weissrussland:

„Ihr heiligen Grossväter, Ihr seid hierher geflogen,
Ihr habt getrunken und gegessen,
Fliehet jetzt wieder nach Hause!“ usw.)

Für das Erinnerungsmahl selbst lassen sich die drei Sätze aufstellen: 1. Speise und Trank wird für die „Väter“ während der Mahlzeit von den Schmausenden auf den Tisch ausgeschüttet. 2. Was bei der Mahlzeit unter den Tisch fällt, gehört den Toten, die keine Verwandten oder Freunde haben. 3. Reste von Speise und Trank werden nach der Mahlzeit in Gefässen zum Genuss der „Väter“ aufgestellt.

5. Einer besonderen Untersuchung bedarf noch die Fest-

1) Eine reiche Fülle über den ganzen Erdboden verbreiteter Bräuche findet sich bei Sartori Die Speisung der Toten (Schulprogramm, Dortmund 1903). Dass wir es bei dem Totendienst mit einer allgemein menschlichen Einrichtung zu tun haben, wurde schon oben p. 131 bemerkt. Für uns handelt es sich darum, ihre besondere Gestaltung bei den Indogermanen zu ermitteln.

stellung der Speisen und Getränke, mit denen man die Toten bewirtete. Vorläufig lässt sich sagen, dass Bohnen (vgl. oben p. 190) und Honig oder Met (vgl. ausser sert. *mádhu* usw. oben p. 252 noch: sert. *sutá* „Somaopfer, Somasaft“ = russ. *sytd* „Honigwasser“, häufig zur Würzung der Totenspeisen gebraucht) unter ihnen eine wichtige Rolle spielten.

6. Wie bei den Leichenmahlen (s. o.), ist auch bei den Erinnerungsfeiern die Stimmung der Teilnehmer zunächst eine ernste und schweigsame (lat. *silicernium* „Mahl der Schweigenden“?). Man glaubt durchaus, dass die Seelen der Väter anwesend seien. Allmählich aber geht, teils unter dem Einfluss der reichlich genossenen *Alcoholica*, teils, weil man glaubt, dass allzu langer Schmerz den Verstorbenen nicht angenehm sei, die anfängliche Traurigkeit in ausgelassene Fröhlichkeit über, und Leichen- wie Erinnerungsmahl (beide lassen sich nicht immer deutlich scheiden) endigen mit Tanz, Maskerade und Musik, besonders aber mit Spielen und Wettkämpfen¹⁾.

7. Schliesslich sei auf die bei den slavischen Völkern herrschende Sitte hingewiesen, bei den Totenfeiern ganze Scharen von Bettlern und Krüppeln festlich zu bewirten, eine Sitte, mit der die in Indien an den *Gráddha's* obligatorische Speisung der Brahmanen offenbar in engem Zusammenhang steht.

So sehen wir schon in der Urzeit Lebende und Tote durch einen festgeregelten Totendienst verbunden, dessen Ausübung bei der „näheren Verwandtschaft“ des Verstorbenen ruht. Diese näheren Verwandten sind im Griechischen die *ἀγγιστεῖς*, in Rom die *propinqui sobrino tenus*, in Indien die *sapinda*, d. h. die Klossgenossen, diejenigen Verwandten, welche die „Klösse“ (sert. *pinḍa*; auch in Weissrussland sagt man *na klëckachü* „auf Klössen“, d. h. bei einem Leichenmahl, *nu klëcki jemu* „nun Klösse ihm“, d. h. er wird bald sterben) den drei Vorfahren (Vater, Gross-, Urgrossvater) darzubringen verpflichtet sind. Gab es schon in der Urzeit den Begriff einer solchen Nahverwandt-

1) Zu den von Winternitz Beil. z. Allg. Z. 1903, Nr. 259 p. 301 und mir (bei Hastings) für die *ἀγῶνες ἐπιτάφιοι* beigebrachten Zeugnissen möchte ich noch Herod. V, 8 hinsichtlich der Thraker hinzufügen: *χώμα δὲ χέαντες ἀγῶνα τιθεῖσι παντοῖον, ἐν τῷ τὰ μέγιστα ἀεθλα τίθεται κατὰ λόγον μονομαχίης.*

schaft, so muss sie den Charakter dieser indischen Sapinda-genossenschaft gehabt haben.

In erster Linie sind es aber doch immer die Söhne, von denen der Vater nach seinem Tode die Darbringung der Totenopfer erwartet, wie sie auch die nächsten zur Ausübung der Blutrache für den beleidigten oder getöteten Vater sind. Seine Sicherheit im Leben und seine Ruhe im Tode liegt bei ihnen. Daher erklärt sich der heisse Wunsch nach Söhnen, der uns in der ganzen idg. Welt entgegentritt. Offenbar aber konnten solche Söhne nicht mit jedem beliebigen Weibe gezeugt werden, es bedurfte vielmehr dazu der Frau, die unter feierlichen Bräuchen dem Manne „zugeführt“ worden ist. Darum muss, worauf bereits oben p. 335 hingewiesen wurde, die Ehe schon in der Urzeit als eine unausweichliche Notwendigkeit gegolten haben, der sich in der Regel niemand entziehen konnte und wollte.

Wie die Verwandten im Leben zusammen oder wenigstens benachbart gewohnt haben, so werden sie auch familien- und sippenweis begraben. Dem altn. *ætthaugar* „Geschlechtshügel“ für Friedhof entspricht im gleichen Sinn das russ. (Dial.) *roditeliskoje město* „Ort der Vorfahren“. Über historische und archäologische Zeugnisse für diesen Brauch vgl. mein Reallexikon s. v. Friedhof und M. Much Mittl. d. anthrop. Ges. in Wien XXXVI, 90 f.

Auf diesen, wie es scheint, besonders an Strassen und Kreuzwegen (s. o.) angelegten Sippenfriedhöfen dachte man sich in der Urzeit die Seelen der Vorfahren in der Tiefe der Erde oder in der Nähe des Grabes hausen. Eigentliche, in weiter Entfernung von dem Grabe unter oder über der Erde gelegene, von mächtigen Herrschern regierte, mit Straförtern für die Bösen und Lustgefilten für die Guten versehene Totenreiche, wie die arische Totenwelt des Jama und der Jamī, der griechische Hades (**A-Fidā* („Ort der Unsichtbarkeit“), das getische Totenreich des Gottes *Záλμoxis* oder *Γεβελέιζis* (Herod. IV, 94), das gemeingermanische got. *halja*, ahd. *hella* „Ort der Verbergung“, vergl. lat. *celare*), das angelsächsische *neorxna-wong* (vergl. A. Leitzmann, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. XXXII, 1 und F. Kluge, Z. f. deutsche Wortf. VIII, 144), das gemein-slavische *raj* (lit. *rojus*) u. a., sind, abgesehen vielleicht von gewissen vorgeschichtlichen Ansätzen (vgl. die wurzelverwandten

lit. *Viëlona* „deus animarum“, altn. *Valhöll*, griech. *Ἡλύσιον*, **Ἡλύσιον*: lit. *wēlēs* „Geister der Verstorbenen“, altn. *valr*, agls. *wæl* „der Tote des Schlachtfeldes“), einzelvolkliche und also verhältnismässig späte Bildungen. Auch hierüber bitte ich meine Ausführungen in Hastings *Dictionary of religion* zu vergleichen.

II. Die Verehrung der „Himmlischen“.

1. Die „Himmlischen“ selbst.

Wie für die Religion überhaupt, so ist auch für die des idg. Urvolkes von einem Zustand unbegrenzter Fähigkeit, das Unbelebte zu beleben und zu vergöttlichen, auszugehen, den man mit den Anthropologen als *Animismus* bezeichnen kann. Es gibt daher von Anfang an so viele Götter, als es Gegenstände, Handlungen und Zustände gibt, die ein Gefühl religiöser Scheu bei dem Menschen auszulösen imstande sind.

Diese unbegrenzte Fähigkeit, Götter zu bilden, um mit dem Usenerschen¹⁾ Ausdruck zu reden, „Sondergötter“ zu schaffen, göttliche Wesen, die sich zunächst streng innerhalb der Sphäre des Begriffes halten, der ihrem Namen zugrunde liegt, lässt sich unter den idg. Völkern mit besonderer Deutlichkeit bei den Litauer-Preussen und Römern verfolgen. Was hinsichtlich der ersteren ein jesuitischer, im Anfang des XVII. Jahrhunderts das polnische Livland bereisender Missionar berichtet: *Hi varios deos habent, alium coeli, alium terrae, quibus alii subsunt, ut dii piscium, agrorum, frumentorum, hortorum, pecorum, equorum, vaccarum, ac singularium necessitatum proprios*, was auch Helmold *Chronica Slavorum* ed. Pertz I. 1 p. 163 von den heidnischen Westslaven mitteilt: *Inter multiformia vero deorum numina, quibus arva, silvas, tristitias atque voluptates attribuunt, non diffitentur unum in celis ceteris imperitantem*, die Worte, mit denen Censorinus die zahllosen Gottheiten der römischen *Indigitamenta* charakterisiert: *Sed et alii sunt praeterea* (d. h. ausser den grossen Kultgöttern) *dei complures hominum vitam pro sua quisque portione adminiculantes, quos volentem*

1) Vgl. H. Usener *Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung*. Bonn 1896 (darin F. Solmsens Ausführungen über die Religion der Litauer und Preussen).

cognoscere indigitamentorum libri satis edocebunt, alles das ist nur der unbeholfene Versuch römischer oder römisch gebildeter, an eine beschränkte Zahl grosser Götter des fortgeschrittenen Heidentums gewöhnter Berichterstatter, die ihnen befremdliche Erscheinung eines uneingeschränkten Animismus zum Ausdruck zu bringen. Die Analogien zwischen den beiden genannten Religionsgebieten¹⁾ sind zu schlagend, um von irgend jemandem geleugnet werden zu können.

Wie es in den baltischen Ländern auf dem Gebiet der für ihre Bewohner besonders wichtigen Viehzucht zunächst einen Gott gibt, der im allgemeinen für das Vieh sorgt, dann eine Göttin für die Vermehrung, einen Gott für das Füttern, einen Gott für das Weiden der Herden, ferner Götter für das Rindvieh, die Pferde, die Schafe, die Schweine, das Federvieh, die Bienen, für ihr Ausschwärmen und das Ausschneiden des Honigs, für die Kälber, für die Ferkel, für die Lämmer, ja für das Geschmeiss der Bienen, so sind auf dem Felde des für die altrömische Kultur grundlegenden Ackerbaus in der Volksreligion besondere Gottheiten unterschieden worden für die Aussaat (*Sāturnus*: *sero*, auch *Sēia* und *Segetia*), für die Ernte (*Consus*: *condere*, *Ops*), für das Wachstum (*Ceres*), die Blüte (*Flōra*), die Frucht (*Pōmōna*), den Misswachs (*Rōbīgus*), für alle einzelnen Akte des Pflügens und Bestellens, Mähens und Einscheuerns, für das Düngen (*Sterculīnius*) usw. Wie in Haus und Hof bei den Preussen und Litauern ein „Herr des Gehöftes“, ein Behüter des Hauses, ein Gott des Gesindes, eine Herrin des Herdes, eine Gottheit der Brunnen, des Wechsels der Wohnung, der Feuersbrunst vorhanden war, so in Rom ein Gott der Türen (*Jānus*), eine Göttin der Türangeln (*Cardea*) und der Schwellen (*Lima*), eine Göttin des Herdes (*Vesta*) und der Feuersbrunst (*Stata māter*). Wie im Bereich des Familienlebens in Preussen und Litauen ein Schutzgeist im allgemeinen, ferner eine Gottheit des Beilagers für Mädchen und eine solche für Burschen, eine Göttin der Entbindung, ein Heilgott, ein Gott des Todes ver-

1) Vgl. für die Preussen und Litauer Usener(-Solmsen) Götternamen p. 79 ff., für die Römer H. Peter *Indigitamenta* in Roschers Lexikon d. griech. u. röm. Myth.; dazu Wissowa *Echte und falsche „Sondergötter“*, Ges. Abh. zur römischen Religions- und Stadtgesch., München 1904, p. 304 ff.

ehrt wurden, so in Rom, ausser dem allgemeinen Schutzgeist (*Genius*), eine Göttin der Geburt (*Mater Matuta, Carmenta*), eine Göttin der Geburt und des Sterbens (*Genita Mana*), eine Göttin, die Mann und Frau versöhnt (*Viriplaca*), ein Gott des Beischlafs (*Mutunus Tutunus*), Gottheiten für alle Akte der Eheschliessung und des Beilagers, für das Fieber (*Febris*), für die schädlichen Ausdünstungen (*Mefitis*), für den Tod (*Larenta, Carna, Vêjovis*), für das Begräbnis (*Libitina*).

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Analogien mehr als blosser Analogien, also etwa gemeinsame, vorhistorische Begriffsbildungen erkennen wollte. Was durch sie als vorhistorisch erwiesen werden soll, ist vielmehr lediglich die Fähigkeit und der Trieb, jeden für den primitiven Menschen bedeutungsvollen Natur- oder Kulturbegriff zu einer Gottheit auszugestalten und die so geschaffenen Götter in ihrer ursprünglichen Sphäre eine Zeitlang festzuhalten.

Was von derartigen Bildungen, wie sie im Bisherigen geschildert worden sind, schon in der idg. Urzeit vorhanden war, wird sich schwerlich jemals mit Sicherheit ermitteln lassen. Zweifellos aber ist, dass sich schon damals aus der unübersehbaren Menge ursprünglich voranzusetzender Sondergötter eine in besonders hohem Grade das religiöse Empfinden der Menschen anregende Klasse von Wesen losgelöst hatte, für die in der Ursprache der schon oben genannte Gattungsname:

sert. *dēvā*, lat. *deus*, lit. *diēvas*, ir. *dia*, altn. *tivar*, N. Pl., „die Himmlischen“ bestand. Schon in dem früher angeführten Missionsbericht, sahen wir, wurde bei den Litauern an erster Stelle der Gott des Himmels genannt, und ausdrücklich hervorgehoben, dass die übrigen Sondergötter als unter diesem und einem Gott der Erde stehend betrachtet würden (*subsunt*). Nicht weniger treten aber auch in den übrigen preussisch-litauischen Quellen die grossen Himmelsgewalten in der Religion dieser Völker vor allen anderen Gottheiten bedeutungsvoll hervor. Vgl. Peter von Dusburg, den Herausgeber der ersten preussischen Chronik (1326): *Errando omnem creaturam pro deo coluerunt, scilicet solem, lunam et stellas, tonitrua* (*Scriptores rer. Pruss. I, 53*), *Chron. ord. Teut.* von Blumenau: *Prisco gentilitatis errore imbuti omnem ornatum caeli atque terrae adorantes* (*Script. I, 53 Anm. 1*) und Erasmus Stella *De Borussiae Antiquitatibus* bei Grynaeus

Novus Orbis, Basel 1537, p. 582: *Solem et Lunam deos omnium primos crediderunt, Tonitrua fulgetrasque ex consensu gentium adorabant* usw.

Ganz in Übereinstimmung hiermit wird von zwei anderen indogermanischen Völkern, einem europäischen und einem asiatischen, bei denen wir die ursprünglichen Verhältnisse mit besonderer Treue uns bewahrt denken dürfen, durch zwei in persönliche Berührung mit diesen Völkern gekommene, einwandfreie Schriftsteller in ganz unzweideutiger Weise ausgesagt, dass die Verehrung der Naturgewalten die Grundlage ihrer Religion bilde.

Es sind dies einmal die Germanen, von denen Caesar *de bell. Gall.* VI, Kapitel 21 berichtet: *Germani multum ab hac (Gallorum) consuetudine differunt. Nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.*

Es sind dies zweitens die Perser, über die der Bericht des Herodot (I, Kap. 131) lautet: ἀγάλματα μὲν καὶ νηὸς καὶ βωμοὺς οὐκ ἐν νόμῳ ποιευμένους ἰδοῦσθαι, ἀλλὰ καὶ τοῖσι ποιεῦσι μωροίην ἐπιφέρουσι, ὡς μὲν ἐμοὶ δοκέειν, ὅτι οὐκ ἀνθρωποφυέας ἐνόμισαν τοὺς θεοὺς κατὰ περὶ οἱ Ἕλληνες εἶναι. οἱ δὲ νομίζουσι Διὶ μὲν ἐπὶ τὰ ὑψηλότατα τῶν οὐρανῶν ἀναβαίνοντες θυσίας ἔρδειν, τὸν κόκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες· θύουσι δὲ ἠλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ γῆ καὶ πυρὶ καὶ ὕδατι καὶ ἀνέμοις. τοῦτοισι μὲν δὴ μόνουσι θύουσι ἀρχῆθεν, ἐπιμεμαθήκασι δὲ καὶ τῇ Οὐρανίῃ θύειν, παρὰ τε Ἀσουρίων μαθόντες καὶ Ἀραβίων.

Auch den Bericht desselben Herodot (IV, 59) über die zum mindesten stark iranisierten Skythen (vgl. Kap. XVI) darf man in diesem Zusammenhang anführen: Θεοὺς μὲν μόνουσι τούσδε ἰλάσκονται, Ἰστίην μὲν μάλιστα, ἐπὶ δὲ Δία τε καὶ Γῆν, νομίζοντες τὴν Γῆν τοῦ Διὸς εἶναι γυναῖκα.

Überblickt man diese Zeugnisse und vergegenwärtigt sich weiter, wie für alle diese in ihnen genannten Himmelsgewalten unanfechtbare idg. Bezeichnungen vorhanden sind, aus denen, wie sich noch weiter zeigen wird, bei den Einzelvölkern die Namen machtvoller Götterpersönlichkeiten hervorgingen, so gehört ein erhebliches Mass von Zweifelsucht dazu, es bestreiten zu wollen, dass die Verehrung der „Himmlichen“ (*deivo-s)

neben dem Totenkult den eigentlichen Kern der idg. Religionen bildete.

An der Spitze dieser Verehrung steht der Himmel selbst: scrt. *dyāus* (in je ältere Zeit wir zurückgehen, um so deutlicher der sichtbare Himmel selbst) = griech. *Ζεύς*, lat. *Diespiter*, *Juppiter* (letzteres aus *Jū piter* = *Zeῦ πάτερ*), wohl auch (trotz Bremer I. F. III, 301) = altn. *Týr*, ahd. *Ziu*, dem germanischen Kriegsgott. Gewöhnlich wird dies sich so ergebende idg. **dyēus* auch dem lat. *dies* „der Tag“ gleichgestellt, so dass der Himmel in der idg. Urzeit zunächst als der Träger des Tageslichts gegolten hätte¹⁾.

Als besondere Gottheit steht in der Urzeit neben dem Himmel der das Gemüt des primitiven Menschen wohl am mächtigsten erschütternde Donner, dessen idg. Bezeichnung in slav. *perunū* „Donner“ und „Donnergott“, lit. *perkūnas* ebenso („*deus tonitruum ac tempestatum*“) = scrt. *parjanya* „der Gewittergott“ mit der Grundbedeutung „der schlagende“ (altsl. *pīrati*, armen. *hark-anem*, Aor. *hari* „schlagen“) vorzuliegen scheint (vgl. E. Lidén Armen. Studien 1906 p. 88 ff.). Einzelsprachliche Bildungen derselben Art sind das gemeingermanische ahd. *Dunar*, altndd. *Thunar*, altn. *Thórr* und das gemeinkeltische *Taranos*, beide „Donner“ und „Donnergott“ (vgl. ahd. *donar* und ir. *torann* „Donner“). Als Neubildung ist es zu betrachten, wenn sowohl der griech. *Zeus* (*ἔλαχε οὐρανὸν εὐρὸν ἐν αἰθέρι καὶ νεφέλησι*) wie auch der lat. *Juppiter* zugleich als Himmels- und Gewittergott auftreten.

Nicht geringere Verehrung müssen auch die ewigen grossen Lichtgestalten des Himmels, die Sonne, die Morgenröte, der Mond genossen haben: die Sonne: scrt. *súvar* (*sú'rya* und *svàr* = aw. *hvarē*), griech. *ἠῆλιος* (kret. Hes.), *ἥλιος*, *ἥλιος*, lat. *sól*,

1) Eine neue wichtige Rolle sucht L. v. Schröder dem idg. Himmelsgott zuzuerteilen, indem er annimmt, dass derselbe zugleich „das höchste gute Wesen“ der urzeitlichen Indogermanen gewesen sei (vgl. Verh. des II. internationalen Kongresses für allgemeine Religionsgeschichte in Basel, 1905, p. 89 f.). Man wird abzuwarten haben, was L. v. Schröder zur Begründung dieser Ansicht vorbringen wird, der wir nach unsern obigen (p. 412) Bemerkungen über das älteste Verhältnis der Götter zu der Sittlichkeit der Menschen natürlich sehr skeptisch gegenüberstehen.

got. *sauil* (N. neben *sunnô*·F.), meymr. *heul*, altpr. *saule*, lit. *saulė*; — die Morgenröte: scrt. *ushās* und *usrā'*, aw. *ušah*, griech. ἠώς, äol. αὔως, lat. *aurora*, lit. *auszrà*; — der Mond: scrt. *mā's*, aw. *māh*, griech. μήνη, got. *mēna*, lit. *mėnū*. An Vergöttlichungen dieser Lichtgestalten bei den Einzelvölkern sind zu nennen: Bei den Litauern die sagemwobene *Saulėlė*, die mit dem Mond (*Mėnū*) verheiratet ist, und *Auszrà* „die Morgenröte“ (vgl. bei *Lasicius De diis Samagitarum: Ausca* — lies *auszrà* — *dea est radiatorum solis*); bei den Germanen: *Sunna* (im zweiten Merseburger Zauberspruch: *Sinthgunt* d. i. der Mond, eigentlich „Weggenosse“ sc. der Sonne, *Sunna era swister*), auf deren Bedeutung auch der agls. *sunnančfen* = ahd. *sunnunābend*, d. i. der Vorabend vor dem Tag der *Sunna* hinweist, *Ostara* (agls. *Eostrae*), eigentlich die Göttin des Frührots, dann weil, wie im indischen Ritual (vgl. Hillebrandt *Vedische Mythologie* II, 26 ff.), offenbar auch im germanischen die Morgenröten des Jahresanfangs eine wichtige Rolle spielten, die Göttin des Frühlingsanfangs; bei den Römern *Sol* und *Luna*, vgl. dazu sab. *Ausel* (: *aurora*) „*Sol*“, dessen Priester *Auselii* (*Aurelii familia*) hießen; bei den Griechen Ἥλιος, Μήνη, Σελήνη, Ἡώς; bei den Indern: *Sūryā*, die Sonnengöttin, die ihre Hochzeit mit dem Mond (*Sōma*) feiert, *Mās* und die vielbesungene *Ushas*.

Zu den Lichtgestalten des Himmels gehört auch das im Blitz zur Erde herniederfahrende Feuer: scrt. *agni* = lat. *ignis*, lit. *ugnis*, altsl. *ogni*. Dieser Reihe entstammen die litauische *Ugnis szventā* „die heilige Ugnis“ und in Indien die erhabene Gestalt des schon vedischen *Agni*. Feuergötter sind auch, schon ihrem Namen nach, der griech. Ἡρακλειος (: ἀπαί „Anzündung“) und der lateinische *Vulcanus* (von **volkā* = scrt. *ulkā* „Feuerbrand“). Besondere Verehrung genießt das auf dem Herd des Hauses lokalisierte Feuer: lat. *Vesta* = griech. ἑστία, arkad. *ἑστία*. Die Grundzüge dieses Kultes finden wir, wie bei den Skythen (*Ταβτί* „die Göttin des Herdfeuers“: scrt. *tāpati*, aw. *tap*, npers. *tābad*, lat. *tepesco* „wärmen, warm werden“), so bei den Litauern und Preussen wieder. Hieronymus von Prag stieß hier auf ein Volk (*gens*), *quae sacrum colebat ignem eumque perpetuum appellabat. Sacerdotes templi materiam, ne deficeret, ministrabant*. Dieses heilige Feuer wird nach einer bei Indern, Griechen, Römern, Germanen und Litauern nach-

weisbaren gemeinsamen Sitte in der Weise gewonnen, dass ein Stab aus hartem Holz in eine Scheibe aus weichem Holz hineingebohrt und so lange herumgedreht wird, bis durch diese von den primitiven Völkern überall dem Akt der Zeugung verglichenen Reibung Feuer herausspringt (vgl. A. Kuhn Die Herabkunft des Feuers p. 36, Usener-Solmsen Götternamen p. 87).

So bleiben die vom Himmel wehenden oder ihm entstammenden Winde und Wasser übrig. Ein idg. Name für den ersteren Begriff liegt in der Gleichung scrt. *vāyú* = lit. *wėjis*, *wėjas* „Wind“ vor. Ihr entstammt der vedische *Vāyu*, der griechische *Αἰολός* (**Ἔη-γο-λος*) und der litauische *Wėjo-patis*. Ein ursprünglicher Windgott ist wohl auch der germanische *Wōdan-O’dinn*; doch ist es zweifelhaft, ob sein Name mit dem scrt. *vātā* „Wind“ verbunden werden darf. Hinsichtlich des Wassers fehlt es zwar nicht an Zeugnissen, die aus allen Teilen des idg. Gebietes von der Verehrung von Quellen und Flüssen berichten, auch lassen sich Götternamen wie lat. *Neptūnus* (:aw. *naptō* „feucht“), griech. *Νηρεός* (: *ναρός* „fliessend“), scrt. *apsarā* (: *ap* „Wasser“) zusammenstellen, die wie die russischen *vodjanýje* (: *vodá* „Wasser“) von dem feuchten Element hergenommen sind; allein etymologisch durchgehende Reihen, wie bei den übrigen Himmelsgewalten, sind hier noch nicht nachgewiesen worden.

In dem Himmel mit den an ihm sich abspielenden oder von ihm ausgehenden Naturerscheinungen, dem Donner, der Sonne, dem Mond, der Morgenröte, dem Feuer, Wind und Wasser haben wir also die ältesten Götter der Indogermanen, ihre eigentlichen *dii* (= idg. **deivos*) zu erblicken. Es waren auf ein höheres Piedestal der Verehrung gerückte Sondergötter, aber doch immer nur Sondergötter, die sich zunächst streng innerhalb der Sphäre ihrer begrifflichen Entstehung hielten. In *dyáus* — *Zeús* — *Juppiter*, in *agni* — *ignis* — *ugnis* usw. verehrte man in der Urzeit die geheimnisvolle Kraft, den Teil des Unendlichen, die göttliche Anima, die dem Menschen in den Erscheinungen des Himmels und des Feuers entgegentrat, aber noch keinen persönlich gedachten Gott, wie den homerischen Zeus oder den indischen Agni, die auch ausserhalb ihrer begrifflichen Sphäre machtvoll wirken. Es lassen sich in der idg. Ursprache noch

keine Götternamen nachweisen, weil es in der Urzeit noch keine persönlichen Götter und darum noch keine Eigennamen der Götter gab. Es gilt von den Indogermanen dasselbe, was Herodot II, 52 von den Pelasgern berichtet, dass sie nämlich zwar zu Göttern beteten (*θεοῖσι ἐπενχόμενοι*), dass sie ihnen aber noch keine Beiwörter und keine Namen gegeben hatten (*ἑπωνυμίην δὲ οὐδ' οὐνομα ἐποιοῦντο οὐδενὶ αὐτῶν*).

Freilich muss man, um dies zu verstehen, zwei leicht miteinander zu vermengende Begriffe scharf voneinander halten, den Begriff des persönlichen und den des personifizierten Gottes. So fremd dem Urvolk der erstere war, so geläufig, ja so notwendig musste ihm der zweite sein. Der Mensch kann das Übersinnliche nur in der Sinnlichkeit des Bildes verstehen. Wenn man einen weissrussischen Bauer nach dem Wesen seines Perun fragt, dessen appellativische Grundbedeutung „Donner“ ihm noch ganz durchsichtig ist, so sagt er noch heute: „Das ist ein grosser, breitschultriger Dickkopf mit schwarzem Haar, schwarzen Augen, goldenem Bart. In der rechten Hand hat er einen Bogen, in der linken einen Köcher mit Pfeilen. Er fährt am Himmel in einem Wagen und entsendet feurige Pfeile“ (vgl. Dahl Erklärendes Wb. der lebenden grossruss. Sprache III², 104). Tief eingewurzelt ist ferner im russischen Volk die Vorstellung, dass die Sonne als ein goldhörniger, silberhufiger Hirsch (*oléni*) über den Himmel laufe, jede Kreatur, die sie anschaut, zur Freude und zum Leben erweckend (vgl. Melnikow In den Wäldern IV, 128 ff.). So eingewurzelt ist diese primitive Personifikationswut in der slavischen Welt, dass ganz leblose Kulturbegriffe wie das lat.-griech. *calendae* „der Neujahrstag“ sich in lebende Wesen verwandelt haben, und in der Umgegend von Moskau noch heute am heiligen Abend ein junges Mädchen, *koljada* genannt, im weissen Hemd unter feierlichen Liedern umhergefahren wird. Ebenso ist es bereits in der idg. Urzeit gewesen, und alle die oben angeführten „Himmlischen“ sind teils im Bilde von Menschen, teils — denn in je frühere Zeit wir zurückgehen, um so mehr verwischt sich der Unterschied von Mensch und Tier — in dem von Tieren verehrt worden (vgl. hierüber näheres in Hastings *Dictionary of Religion*).

Und vielleicht lassen sich noch andere Ansätze, aus denen sich später kunstvolle und farbenprangende Systeme der Götter-

welt entwickelten, für die Urzeit annehmen, obwohl hier der Phantasie schon ein grösserer Spielraum als in den bisherigen Erörterungen eingeräumt werden muss.

Die Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes war schon in der Urzeit vorhanden. Es gab infolgedessen schon damals, da die beginnende Personifikation sich naturgemäss an das Genus des Appellativums anschloss, männliche, und es gab weibliche Naturgottheiten. *Dyâus* und *Agni* schienen dem Indogermanen männliche Wesen, *Ushas* (die Tochter des *dyâus* schon im Veda) war ihm ein Weib. Sonne und Mond wurden in geschlechtliche Gegensätze gebracht, so dass die Rolle des Mannes bald dem einen, bald dem anderen Gestirn zufiel¹⁾.

Damit ist aber die Vergleichung der Vorgänge in der Natur mit den irdischen der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Und nach dem Vorbild der irdischen Familie, wo der Einfluss des einzelnen dem Willen des Herrn und Vaters gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten gegeneinander abzustufen. Das liegt in der Natur selbst begründet. Die Farbenpracht des jungen Frührots töten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter dunklem Gewölk, schnell rauscht die Macht des Gewittersturmes vorüber, ewig unverändert schaut nur der Himmel Tag und Nacht auf die Erde herab. Und wie alle Naturerscheinungen, die das Auge des Indogermanen beobachtet, von ihm ihren Ausgang nehmen, so liegt die Auffassung nahe, dass er der Erzeuger und Vater sei:

sart. *dyâus pitâ'*, griech. *Ζεὺς πατήρ* (*Δειπάτωρος θεός παρὰ Τυμφαίοις* in Epirus, Hes.), lat. *Ju-piter*.

1) „In der Verschiedenheit des Geschlechtes, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde, gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtnis. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Kreatur in ihren schwersten Nöten bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens lässt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte, gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen.“ Nissen Über altitalisches Klima, Verhandl. d. 34. Vers. deutscher Philologen 1880, p. 30.

In der Tat ist die Verbindung, in der hier das Wort „Vater“ mit dem Wort „Himmel“ erscheint, eine so gleichmässige und enge, dass die Annahme unwahrscheinlich erscheint, dieselbe sei erst von den Einzelvölkern hergestellt worden.

Dem „Vater Himmel“ gegenüber aber kann

scrt. *dēvd*, lat. *deus*, ir. *dia*, lit. *diēvas*, altn. *tívar*
(: *div* „strahlen“ ebenso wie *dyāus* gehörig)

seine Kinder, die Himmelserzeugten, Himmlischen bezeichnet haben.

Als Gattin dieses „Vater Himmel“ hat gewiss schon in der Urzeit, wie es von den Skythen (oben p. 438) ausdrücklich berichtet wird, die „Mutter Erde“ gegolten. Schon im Rigveda erscheint neben dem „Vater“ *Dyāus* eine Mutter *Prthivi*. Dieses *prthivī* entspricht genau dem agls. *folde* „Erde“, und von diesem *folde* heisst es in einem agls. Flursegen, vielleicht dem ältesten Stück agls. Poesie, das wir besitzen:

„Hal wes thu, folde, fra moder,
beo thu growende on godes fæthme,
fodre gefylled firum to nytte.“

„Heil sei Dir, Erde, Menschenmutter,
Werde Du fruchtbar in Gottes Umarmung.
Fülle mit Frucht Dich, den Menschen zu Nutze.“
(Wülcker.)

So geht auch bei den Thrakern aus der Ehe des Himmelsgottes mit der Erdgöttin *Σεμέλη* (vgl. die litanische *Zemyra* von lit. *žemė*, altsl. *zemplja* „Erde“ = *Σεμέλη*) der herrliche *Διώνσος*, der „Himmelssohn“ hervor, und nach dem russischen Volksglauben naht sich der *Gromū gremučij* „der rollende Donner“ oder der leuchtende *Jarū, Jarilo*, der Frühlingsgott, der *Matī-syra-zemplja*, der „feuchten Mutter Erde“ zur ehelichen Begegnung¹⁾.

Dieses im Bisherigen geschilderte Bedürfnis, die Himmels- und Naturgewalten zu personifizieren oder zu animalisieren, ist aber im Grund nur der Ausfluss eines dem Menschen immanenten Verlangens nach Welterkenntnis und Weltverständnis, auf das noch zwei weitere, schon der idg. Urzeit angehörende Erscheinungen zurückgehen, die wir als Welträtsel und Weltmythus be-

1) Natürlich soll der Glaube an eine Erdmutter im obigen nicht als etwas spezifisch indogermanisches hingestellt werden. Vgl. A. Dietrich Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. Leipzig u. Berlin 1905.

zeichnen können. Auch für ihre nähere Charakterisierung muss aber an dieser Stelle auf meine Behandlung dieser Begriffe in Hastings *Dictionary of Religion* verwiesen werden.

2. Der Kult der Himmlischen.

Älter als Opfer und Gebet, mit denen man sich an die Götter wendet, ist auch bei den idg. Völkern die zauberische Handlung und das zauberische Wort, mit denen man die in den Erscheinungen waltenden Geister sich dienstbar macht. Zauber und Opfer sind Früchte, demselben Baume entsprossen, wie es auch in der Sprache zum Ausdruck kommt, wenn z. B. von der Wurzel *kar* (sert. *kr̥óti* „er macht“) einerseits sert. *kárman* „das Opfer“, andererseits aber auch sert. *kr̥tyá* „Behexung, Zauber, Hexe“, lit. *keras* „Zauber“, altsl. *čarŭ* id. abgeleitet werden. In Indien glaubt man den Regen dadurch herbeizaubern zu können, dass man den Soma, den „gekelterten“ (sert. *su*) durch die Seihe giesst. Nur ein Nachklang dieser Vorstellung scheint es zu sein, wenn man in Griechenland für „es regnet“ sagt: *Ζεὺς ὕει*, eigentl. „Zeus keltert“ (*ὑει*: sert. *su*) und den Regen durch Darbringung von Honig herbeilockt (vgl. Windisch Festgruss an Roth p. 140, Oldenberg Religion des Veda p. 459, O. Gruppe Griech. Mythologie I, 819). Kein Bedeutungsübergang ist ferner in den idg. Sprachen häufiger als der von „sprechen“ oder „singen“, d. h. feierlich und rhythmisch sprechen zu „zaubern“: griech. *ἐπωδός* „Zauberer“, *ἐπωδή* „Zauberformel“: *ἐπῶδω* „ich singe dazu“; ahd. *galstar* „Zaubergesang“, *galári* „Zauberer“: *galan* „singen“; altsl. *bajati* „fabulari, incantare, mederi“, *balija* „Zauberer“, serb. *bajati* „zaubern“, alt-russ. *bajanŭ* „incantator“ (*Bojanŭ* schon im *Slovo o polky Igorevě*): griech. *φημί*, lat. *fāri* „sagen“; lit. *žavėti* „zaubern“: sert. *hávati*¹⁾ „er ruft“ usw. Mit solchen Zaubersprüchen, die aber nur dann wirksam sind, wenn sie bis auf die letzte Silbe genau wiedergegeben werden²⁾, heilt man bis tief in die histori-

1) Anders Leskien I. F. XIII, 117, der lit. *žavėti* „zaubern“ zu lit. *žiti* „verderben“ *intr.* stellt, was auch möglich ist. Namentlich hätte sich L. auf russ. *pórtiti*, *pórcá* „behexen, Behexung“, eigentl. „verderben, Verderbung“ berufen können.

2) So ist es noch heute in Russland: „Das russische Volk, das in Sachen des Glaubens fest am Buchstaben und der Gewohnheit hängt,

schen Zeiten Krankheiten und Wunden (s. u.), befreit die Schwangere von ihrer Leibesfrucht, lockt Geister und Götter heran, verflucht sich selbst für den Fall eines Meineids (oben p. 409), dringt in das Dunkel der Zukunft ein usw.

Trotzdem kann nicht bezweifelt werden, dass sich aus diesem Wust des Aberglaubens schon in der idg. Urzeit eigentliche Kultformen herausgehoben haben. Hierauf weisen erstens eine nicht geringe Zahl sakraler Gleichungen, die sichtlich über die Sphäre der Zauberei hinausführen: griech. *ἄγος* „Verehrung, Opfer“ = sert. *yajás* „Verehrung“: sert. *yaj*, aw. *yaz* „opfern“, „durch Opferung verehren“ (griech. *ἄζομαι* „verehere mit religiöser Scheu“); aw. *spenta* „heilig“ = lit. *szweñtas*, altsl. *světŭ* id., wahrscheinlich auch got. *hunsl*, altn., agls. *hisl* „Opfer“ (anders, aber kaum richtig G. Makler Festgabe für Fick. Göttingen 1903); griech. *ἱερός* „heilig“ = sab. *aisos* „Gebet, Bittopfer“, umbr. *esunu*, volsk. *esaristrom* „Opfer“; lat. *victima* „Opfertier“ = got. *veihs* „heilig“, *veiha* „Priester“, *veihan* „heiligen“; ahd. *zëbar*, agls. *tifer*, altn. *tafn* „Opfertier“ = lat. *dapes* „Opferschmaus“; griech. *ἔρχομαι* = lat. *voveo* „bete, gelobe“; griech. *λήη, λίσσομαι* = lat. *litare* „opfern“; got. *blōtan* „opfern“ = lit. *maldà* „Gebet“ u. a. Dazu kommt, dass wir bei allen idg. Völkern, auch den zurückgebliebensten, schon in ihren ältesten Überlieferungen eigentliche, wenn auch noch äusserst primitive Opferriten antreffen. Überblicken wir diese Zeugnisse, wie ich sie in Hastings *Dictionary* zusammengestellt habe, so lassen sich folgende charakteristische Züge des ältesten Opferbrauchs erkennen. Es wird zunächst kein Opferfeuer angebrannt, wie es Herodot I, 132 ausdrücklich von den Persern (*οὔτε πῦρ ἀνακαίουσι μέλλοντες θύειν*) und IV, 60 ausdrücklich von den Skythen (*οὔτε πῦρ ἀνακαύσας*) berichtet. Nachdem das Opfertier getötet, bei den Skythen und Russen (nach Ibn. Fadhlān) erwürgt, bei den Litauern (vgl. Lasicius Kap. 49) mit Knütteln erschlagen worden ist, wird das Fleisch, meist in gekochtem Zustand, zum Genuss für die Götter, wie bei den Persern, auf einer Opferstreu

bewahrt die feste Überzeugung, dass das kirchliche Gebet ebenso wie der Zauberspruch nur dann wirken kann, wenn in ihnen auch nicht ein einziges Wort ausgelassen oder verändert worden ist“ (Melnikow In den Wäldern III, 260). Vgl. damit, was Wissowa p. 32 fast mit denselben Ausdrücken über die römischen *carmina* berichtet.

ausgebreitet oder, wie bei den Litauern, in alle Winkel des Hauses mit den Worten zerstreut: *Accipe, o Zemiennik* (das ist der Gott, dem das von Lasicius beschriebene Erntepferd dargebracht wird) *grato animo sacrificium atque laetus comede*. Auch kommt es vor, dass die Opferleiber, wie bei den Germanen (Tacitus Ann. I, 61) oder bei den Russen (nach Ibn Fadhlān) an Bäumen aufgehängt werden. Die Hauptsache ist immer, dass die Opfer nicht, wie bei Indern, Griechen (*θύω* „ich opfere“, eigentl. „ich lasse in Rauch aufgehen“, vgl. lat. *fūmus*) und Römern nicht durch den Rauch eines Opferfeuers gen Himmel geschickt werden, sondern dass die Götter selbst zum Mahle herabsteigen müssen, wozu es einer besonderen Einladung oder Beschwörung bedarf (vgl. Herodot I, 132).

Der Sinn dieser Darbietungen kann kein anderer sein, als die Götter nach dem Grundsatz *do ut des* durch dieselben Speisen, die auch der Mensch genießt, für die Dienste, die man von ihnen erwartet, zu stärken und fähig zu machen. Daher kommt es, dass, wie den Hauptteil der menschlichen Nahrung das Fleisch der Herdentiere ausmacht (vgl. oben p. 216 und Kap. VIII), Rind, Schaf, Ziege¹⁾ und Schwein (letzteres nicht bei den Ariern) auch die wichtigsten Opfertiere sind. Dabei wird öfters nach einer gewissen Analogie zwischen Gott und Opfertier in Geschlecht, Farbe usw. gestrebt (vgl. Oldenberg²⁾ a. a. O. p. 357, Wissowa a. a. O. p. 348), die auf gewisse Nebenzwecke des Opfers hindeuten scheint; doch ist mir Ähnliches bei den Nordindogermanen bis jetzt nicht begegnet. Nur in das Opfer des Pferdes, das auch in dem Haushalt der Menschen eine besondere Stellung einnahm (vgl. oben p. 156 ff.), scheinen sich sehr frühzeitig noch andere Opfergedanken eingeschlichen zu haben (vgl. J. v. Negelein *Das Pferd im arischen Altertum*, Königsberg 1903). Wildpret (oben p. 138, 244), Geflügel (p. 165 ff.) und Fische (vgl. I³, 163, oben p. 248, 302), wie sie als menschliche

1) Ein Ziegenopfer (vgl. oben p. 156) wird auch von Lasicius *De diis Samagitarum* Kap. 54 bei den Litauern und Preussen beschrieben. Die hier gegebene Schilderung bildet offenbar die Grundlage zu dem a. a. O. angeführten Koljada-Lied.

2) Vgl. dazu auch A. Hillebrandt *Tiere und Götter im vedischen Ritual*, 83. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1905.

Speisen nicht beliebt waren, sind auch dem ältesten Opfergebrauch fremd. Ebenso das Salz (oben p. 220, 246), dessen man bei vorwiegender Fleischnahrung nicht bedarf. Der Rauschtrank für Menschen (oben p. 252) und Götter ist der Met.

Nur das Menschenopfer, das mit finsterem Blick aus der Urgeschichte aller idg. Völker herausschaut, reiht sich bis jetzt schwer in den im übrigen klar hervortretenden allgemeinen Opfergedanken ein (vgl. darüber mein Reallexikon s. v. Opfer und in Hastings *Dictionary* s. v. *Aryan Religion*).

Wenn, wie wir oben gesehen haben, auch bei den idg. Völkern, dem Opfer und Gebet die Zauberhandlung und der Zauberspruch vorausgegangen sind, so folgt daraus von selbst, dass auch der Vorläufer des Priesters der Zauberer gewesen sein muss. Auch diese Entwicklung liegt in der Sprache deutlich vor uns. Zunächst in dem sert. *brahmán* Masc. „der Priester“ und *bráhman* Neutr. „die Andacht“. Man hat neuerdings erkannt (vgl. M. Haug Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *brahma*, Sitzungsber. d. kgl. bayr. Ak. d. W. zu München 1868, II. 80 ff., R. Pischel Götting. gel. Anzeigen 1894, p. 420, H. Osthoff B. B. XXIV, 113 ff.), dass für diese Wortsippe von der Grundbedeutung „Zauberspruch“ auszugehen ist, woraus sich für *brahmán* Masc. der ursprüngliche Sinn „Kenner von Zaubersprüchen“ ergibt. Derselbe würde als schon indogermanisch anzusetzen sein, wenn, was ich noch immer für das wahrscheinlichste halte, diesem sert. *brahmán* das lat. *flāmen* (vgl. die Literatur über dieses Wort bei Walde Lat. et. Wb.) entspricht. Auf jeden Fall ist auch für das lateinische Wort seiner Bildung nach (vgl. *agmen*, *carmen* etc.) von einem neutralen Begriff auszugehen. nach Wissowa (p. 413) „Funktion des Opfervollziehers“, die eben auf der Stufe der Urzeit zunächst in dem Rezitieren des den Gott herbeirufenden Zauberspruches bestand. Ähnliche Erscheinungen treten auch in den zahlreichen Ableitungen von der idg. W. *vid*, *void* „wissen, kennen“ uns entgegen. Einerseits gehören hierher aus dem Altrussischen *vědunŭ* „Zauberer“, also „der Wissende“ *κατ' ἐξοχήν*, *vědi* „Zauberei“, *vědima* „Hexe“, *vědistvo* „Zauberei“, andererseits die Bezeichnung des altgallischen Priesterstands *druida*, ir. *drúí*, d. i. **dru-vids* „der sehr wissende“ (vgl. Thurneysen in Holders Altkeltischem Sprachschatz). Hierher sind etymologisch

auch die in den preussisch-litauischen Quellen häufig genannten *waidewut* (**waidwut* = griech. εἰδώς, **Ἔιδφώς* „der wissende“?), *waidelotte*, *waideler*, *waidler* (vgl. altpr. *waist* „wissen“, *waidimai* „wir wissen“, *waidleimai* „wir waidlen“, d. h. wir verrichten heidnische gottesdienstliche Gebräuche) zu stellen, die man ebensowohl als Zauberer wie als Priester bezeichnen kann. Sie sind Diener eines *kriwe* genannten Oberpriesters, und es scheint, dass alle einzelnen Gottheiten ihre besonderen Weidler gehabt haben. So hiessen die Weidler des Wassergottes *naruttēs* (vgl. griech. Νηρέως oben p. 441), die der geheiligten Tiere *sweronei* (altpr. *swirins*, lit. *žwièris* „wildes Tier“), die der heiligen Wälder *medziorei* (altpr. *median* „Wald“) usw. (vgl. Matth. Praetorius *Deliciae Prussicae* oder Preussische Schaubühne p. 16 ff.). Von besonderem Interesse aber ist es, dass die zauberischen Eigenschaften und Gaben dieser Weidler innerhalb eines Geschlechtes weiter erben; denn gerade dieser Zug, d. h. das Gebundensein des Priestertums an bestimmte Geschlechter, ist es, der bei zahlreichen idg. Völkern wiederkehrt.

Hierfür ist in Indien auf die heiligen Clane der *Vasishta's*, der *Viçvâmitra's*, der *Bharadvâja's*, in Griechenland auf die sakralen Geschlechter der *Ἐδμολπίδαι*, *Ἐτεοβουτιάδαι*, *Ἡονχίδαι*, *Κονυγάδαι* usw., bei den Germanen auf die priesterlichen Familien der norwegischen Goden, in Italien auf die *Fratres Arvales*, d. h. auf die Sippe der Arvalen mit ihrem Erbgesang: *Enos Lases iuvate*, *Enos Marmor iuvato* und anderes zu verweisen.

Insoweit möchte ich also glauben, dass man von dem Vorhandensein eines Priesterstandes schon in der idg. Urzeit sprechen darf, als bereits damals gewisse heilige Familien vorhanden waren, d. h. solche, die sich im erblichen Besitz besonders wirksamer Zauberformeln, Lieder, vielleicht auch Tänze (vgl. z. B. die lateinischen Salier) befanden, um die Götter herbeizulocken. Gewiss konnten die oben geschilderten Opfer von den Hausvätern, für den Stamm von dem „König“ (vgl. oben p. 390) dargebracht werden, aber gern wird man sich dabei, wie es Herodot I, 132 von den Persern berichtet, der Beihilfe eines oder mehrerer „Wissenden“ bedient haben.

Einen Teil jener priesterlichen Tätigkeit wird alsdann sicherlich auch die Behandlung und Heilung der Krankheiten (vgl. lat. *medeor*, *medicus* = aw. *vî-mad* „Arzt“, *vî-mâdaya*

„heilen“) gebildet haben, die man überall als die Eingebungen böser Geister auffasst. Arzt, Zauberer und Priester dürften in jenen ältesten Kulturepochen identisch gewesen sein. Im Awesta wird neben *urvarô-baêšaza* „Heilung durch Pflanzen“ und *karetô-baêšaza* „Heilung durchs Messer“ ausdrücklich ein *maθrô-baêšaza* „Heilung durch Zaubersprüche“ unterschieden, und noch bei Homer (Od. XIX, 457) wird das aus der Wunde des Odysseus strömende Blut durch Beschwörung gestillt (*ἐπαοιδῆ δ' αἴμα κελαιὸν ἔσχεδον*). Die gleiche Wundenbehandlung kennt sogar noch Pindar Pyth. III, 51.

Diesen kulturhistorischen Tatsachen folgt der Bedeutungswandel des schon oben erwähnten altsl. zu *φημί, fâri* gehörigen *bajati, baja* „*fabulari, incantare, mederi*“, bulg. *baja* „Zaubersprüche hersagen, dadurch heilen“, altsl. *balija* „Zauberer“, *balistvo* „Heilmittel“, russ. *báchari* „Arzt“ (vgl. Miklosich Et. W. p. 5) treulich nach. Auch im slav. *vračĭ* (a. a. O. p. 395) fließen die Bedeutungen „Arzt“ und Zauberer“ ineinander.

Von der Art solch heilender Zaubersprüche können wir uns noch aus Überresten des germanischen und indischen Altertums eine Vorstellung machen (vgl. I³, 32).

Auch die frühzeitige Kenntnis heilender, namentlich Giftpflanzen entstammender Kräuter wird die Wirksamkeit jener geheimnisvollen Zaubersprüche unterstützt haben. Vgl. av. *viš-cidra* „ein von einer Giftpflanze stammendes Heilmittel“, griech. *φάρμακον* (nach Osthoff a. a. O. p. 149 zu lit. *buriiu, burti* „Zauberei treiben“), got. *lubja-leisei* „Giftkunde, Zauberei“, altu. *lyf* „Arzneimittel, Heilmittel“. Auch das griech. *ἰάομαι* (: ἰός = sct. *vishá*) bedeutete vielleicht ursprünglich mit „Heiltränken versehen“, „dadurch heilen“.

Besondere Namen für den Arzt treten natürlich erst spät auf; doch scheint die arische Urzeit über einen solchen verfügt zu haben: sct. *bhisháj, bhêshajá*, av. *baêšazyá*, npers. *bizišk* armen. *bžišk*). Auf einer alten Entlehnung von West nach Ost beruht die Reihe:

ir. *laig* „Arzt“, got. *lêkeis*, altsl. *lêkü* „Arznei“.

Auch hier tritt aber der Begriff des Zauberers und Besprechers noch in mhd. *lâchenære, lâchenen* hervor¹⁾.

1) Was die Krankheitsnamen betrifft, so ist es vielleicht nicht zufällig, dass sich gerade für Krätze und Ausschlag mehrere überein-

Schon in dem Vorbergehenden haben wir wiederholt bereits für die idg. Urzeit zwischen verschiedenen Stufen des Götterglaubens und des Götterdienstes unterschieden, eine Auffassung, die dem nicht wunderbar erscheinen kann, der bedenkt, dass derartige übereinanderliegende Schichten des religiösen Lebens bei allen geschichtlichen Völkern bis auf die Kultur des heutigen Tages auf das deutlichste hervortreten. Doch wird es gut sein, uns diesen Gesichtspunkt besonders zu vergegenwärtigen, wenn wir nunmehr kurz über die Stätten der ältesten Gottesverehrung berichten.

Es ist eine in primitiven Religionen über den ganzen Erdkreis verbreitete Erscheinung, dass man sich in allerhand über den Erdboden emporragenden Gegenständen, vor allem aber in Steinen, Klötzen und Bäumen eine göttliche Anima vorstellt und dieser eine fetischartige Verehrung entgegenbringt (vgl. E. B. Tylor *Die Anfänge der Kultur* II, 161 ff., 216 ff.). Auch bei den indogermanischen Völkern lässt sich diese tiefste Stufe des religiösen Lebens noch in historischer Zeit nachweisen, wofür ich die Zeugnisse in *Hastings Dictionary* zusammengestellt habe.

Überblicken wir dieselben, so wäre nichts irriger, als die in ihnen sich aussprechenden religiösen Gedanken geschichtlich auf eine Stufe zu stellen. Kann doch nicht zweifelhaft sein, dass in zahlreichen, ja vielleicht in der Mehrzahl der Fälle das betreffende Kultobjekt nichts als das äussere Symbol ist, unter dem eine auch ausserhalb desselben existierende und nur gelegentlich in ihm anwesende Gottheit verehrt wurde. Andererseits lässt sich aber auch nicht in Abrede stellen, dass in

stimmende Benennungen in den idg. Sprachen finden (vgl. scrt. *dadrī* lit. *dederwinē*, ahd. *zitaroh* Fick I³, 106; scrt. *pāman*, aw. *pāman*; lit. *sausys*, ahd. *siurra* Fick II³, 485); denn diese Krankheit musste bei dem Schmutz und der Unreinlichkeit, von denen wir uns das Leben in der Urzeit begleitet denken müssen, besonders häufig sein. Ausserdem gibt es Gleichungen für Geschwüre (scrt. *árças*, griech. *έλκος*, lat. *ulcus*), für Eiter (scrt. *pā'ya*, griech. *πῶη*, lat. *pās*, armen. *hu*, lit. *pūleĩ*), für den Husten (scrt. *kās*, lit. *kósiu*, altsl. *kašũ*, ahd. *huosto*, ir. *casad*), für das Erbrechen (scrt. *vam*, griech. *ἐμέω*, lat. *vomo*, lit. *wémti*, altn. *voma*) u. a. — Eine erneute (vgl. I³, 24) Sammlung und Vergleichung der idg. Krankheitsnamen würde nicht nur für die Geschichte der Medizin, sondern auch für die allgemeine Kulturgeschichte von Wichtigkeit sein. Vgl. einstweilen mein Reallexikon u. Arzt und Krankheit.

ihnen noch deutlich die Spuren einer Zeit hindurchblicken, in der man wirklich, wie bei den rohsten Naturvölkern den Stein, Pfahl oder Baum selbst als Gott anbetete, indem man sie direkt als Inkorporationen einer göttlichen Anima betrachtete. Wenn Rostowski (vgl. Brückner Archiv f. slav. Phil. IX, 33, 35) von den Litauern berichtet: *Akmo* („der Stein“) *saxum grandius . . . saxa pro diis culta: quae illi lingua patria „atmeschenes viete“* [lett. „*atmeschanas wieta*“ „*adiciendi locus*“] . . . *in quae ciborum analecta pro libamine coniectabant: quibus caesorum animantium cruorem aspergebant quaeque contingere ipsis fas esset victimariis*, wenn Theophrast (Charakt. Kap. 17) von Leuten erzählt, die, wenn sie an geölten Steinen an Scheidewegen vorübergehen, es nicht versäumen, aus ihren Öfläschchen Öl auf dieselben zu giessen, auf die Knie zu fallen und feierliche Begrüssungen darzubringen, wenn man im ältesten Italien ein vom Bast entkleidetes Holz, das *delubrum* (oben p. 183), als Gott verehrt, wenn man in Litauen (vgl. Brückner a. a. O., Usener-Solmsen Götternamen p. 87) die heiligen Bäume wie lebende Wesen schmückt, beschenkt, verehrt usw., so hält es schwer, derartige Vorgänge anders zu beurteilen, wie wenn man „auf den Gesellschaftsinseln rohe Holzstücke oder Bruchstücke von Basaltsäulen anbetete, die in einheimischer Art gekleidet und mit Öl bestrichen waren, und ihnen Opfer darbrachte, da man sie kraft der „Atua“ oder der Gottheit, die sie erfüllt hatte, als mit göttlicher Gewalt begabt ansah“ (Tylor II, 163).

Ich möchte mir daher den Entwicklungsgang dieser Ideen (ähnlich wie Frazer in seinem Buch *The golden bough*) etwa in der folgenden Weise vorstellen: Es gab auch bei den idg. Völkern eine ferne Zeit, in der Stein, Pfahl und Baum als wirkliche Fetische verehrt wurden. Als nun in dem genannten Völkerkreis — und zwar schon in der Urzeit — in dieser Annahme unterscheide ich mich von Frazer — der Kult „der Himmlischen“ mehr und mehr hervortrat, fingen dieselben an, Verbindungen mit den genannten Kultobjekten, vor allem mit dem heiligen Baum, dessen Wachsen und Welken die meiste Analogie zu den als Menschen oder Tiere gedachten Göttern darzubieten schien, und seinem Ableger, dem Klotz oder Pfahl, an dem sich am leichtesten die allmählich aufkommenden menschlichen Kennzeichen der Götter anbringen liessen, einzugehen, in-

dem Stein, Klotz und Baum nunmehr nur als Symbole und gelegentliche Wohnstätten eben jener „Himmlischen“, z. B. die Eiche als Wohnstätte des Gewittergotts, der gerade in sie mit Vorliebe herabfuhr, angesehen wurden. In dieser Verschmelzung des Kultes der „Himmlischen“ mit einem urweltlichen Stein-, Pfahl- und Baumfetischismus liegen somit die Grundlagen jenes indogermanischen Baum- und Pfahldienstes, von dem bereits oben p. 119 ff. die Rede gewesen ist.

Diesem Bäumkultus zur Seite tritt in früher Zeit ein Höhenkultus, der namentlich bei Persern, Griechen, Römern und Germanen zu belegen ist. Wird bei jenem den „Himmlischen“ gewissermassen zugemutet, aus ihren luftigen Höhen zur Erde herniederzusteigen, so sucht sich bei diesem der Mensch mit seinen Gaben zu ihnen zu erheben.

Dass diese Darbietungen an die „Himmlischen“ schon in der Urzeit an bestimmte Zeiten geknüpft waren, geht schon aus der Gleichung: griech. ἑορτή, ion. ὄρτή „Fest“ = scrt. *vrata* „Satzung, Gottesdienst“ (vgl. z. B. *mahāvratā*, eigentl. „grosses Fest“, wie unser mhd. *hōchzit*). Die Frage ist nur, welches diese *certi dies* bei den Indogermanen gewesen seien. In dieser Beziehung muss noch fast alles von der zukünftigen Forschung erwartet werden, der sich in der Aufgabe einer vergleichenden Heortologie ein weites Feld eröffnet. Es soll daher hier nur auf einen besonders naheliegenden Punkt eingegangen werden, nämlich auf die Frage, ob die Feier der sogenannten vier Jahrespunkte und vor allem die der sommerlichen und winterlichen Sonnenwende als älteste Festeszeiten der idg. Völker betrachtet werden dürfen.

Nach dem, was wir oben (Kap. VI) über die älteste idg. Zeiteilung und das idg., in reine, ungebundene Mondmonate zerfallende Naturjahr auseinandergesetzt haben, kann die Frage in dieser Form nur verneint werden. Alle exaktere, auf die Kenntnis der Sonnenbahn gegründete Zeiteilung ist für die Arier wie für die europäischen Indogermanen von Babylonien ausgegangen. Hier muss daher auch die Unterscheidung der vier Jahrespunkte in früher Zeit aufgekommen sein und sich in langer Wanderung zu Griechen (vgl. Herodot II, 109) und Römern und von ihnen aus nach dem Norden Europas verbreitet haben. Schon der absolute Mangel einer alten, übereinstimmenden und volks-

tümlichen Terminologie für die Begriffe der Nachtgleichen und Sonnenwenden in den nordeuropäischen Sprachen zeigt, dass hier jüngere Erscheinungen vorliegen. Die Bezeichnungen der Nachtgleichen in den germanischen Sprachen: ahd. *ëbennaht*, agls. *efennight*, altn. *jafndægri* (vgl. auch russ. *ravnodénstvie* und *ravnonóšćie*) sind offenbar nichts als Übersetzungen des lat. *aequinoctium* und griech. *ισσημερία*. Auch die untereinander ganz abweichenden germanischen Ausdrücke für „Sonnenwende“: mhd. *sunwende* (russ. *solncevorótü*), *sungiht*, *sunstede*, *sommer-tag*, agls. *sunstede*, altn. *sólhvarf* zeigen ihre Abhängigkeit von dem lat. *solstitium* dadurch, dass sie, wie dieses, nur von der Sommersonnenwende gebraucht werden, während für die Wintersonnenwende (lat. *bráma*, d. i. *brevissima*) überhaupt keine älteren Ausdrücke bestehen.

Wenn demnach Sonnenwendfeiern bei den idg. Völkern als solche nichts Uraltertümliches sein können, so soll doch damit nicht behauptet werden, dass die in den auf sie bezüglichen Sitten und Gebräuchen hervortretende Übereinstimmung durchweg auf späterer Übertragung und Wanderung beruhe.

Ein in den sich um die Sommersonnenwende oder den Johannistag (Iwanstag bei den Slaven) schlingenden Riten besonders hervortretender Punkt ist die innige Verbindung, in der in ihnen die beiden von den Indogermanen so hochverehrten Elemente des Feuers und Wassers auftreten. Überall brennt man Feuerstösse an, um die man herumtanzt, oder über die man — meist paarweise — hinwegspringt. Überall aber tritt auch in irgend einer Form dem Feuer das Wasser zur Seite, sei es, dass man sich vor Anbrennen des Holzstosses oder nachher in demselben badet — der Beiname des russischen Johannes ist *Kupala* „der Bader“ (russ. *kupátü* „baden“) —, sei es, dass man Feueräder in die Flut gelangen und dort verlöschen lässt, sei es, dass man eine Puppe (im Russischen wiederum *kupalo* genannt), mit der man vorher durch das Feuer gesprungen ist, in den Fluss wirft. Am augenscheinlichsten ist diese Verbindung in einem altindischen Sonnenwendbrauch, wie er am Mahāvratāfest, d. h. (nach Hillebrandt *Romanische Forschungen* V, 299) am Sommersonnenwendfest (später ist M. die Wintersonnenwende), üblich war: Unter Trommelschlag ziehen Frauen, die gefüllte Wasserkrüge tragen, dreimal um ein Feuer von rechts nach links

und wiederum von links nach rechts herum, singen dabei ein Lied, das mit den Worten schliesst:

„Die Kühchen die wollen wir baden! Der süsse Saft“,
und giessen nach dem letzten Rundgang das Wasser ins Feuer,
das sie so verlöschen.

In diesem Sonnenwendbrauch am Mahāvratā-Fest, das ausserdem nicht etwa einem Sonnengott, sondern dem Indra, dem Spender des erquickenden Regens, gewidmet ist, haben Hillebrandt (a. a. O.) und Oldenberg (Die Religion des Veda p. 445, 507) einen uralten Regenzauber (s. o. p. 445) erkannt, und es liegt daher nahe, dasselbe für die bei den europäischen Indogermanen uns am Johannistage begegnende Verbindung des Feuers und Wassers zu vermuten. Dazu kommt die folgende Beobachtung. In der Anschauung aller idg. Völker mitteleuropäischer Breiten bildet die Zeit um Johanni eine Art „Regenscheide“ in dem Sinne, dass der vor Johanni fallende Regen sehr nützlich und von Priester und Gemeinde vom Himmel zu erleben sei, dass hingegen nach Johanni der Regen keinen Nutzen, ja Schaden bringe. Über den Johannistag selbst gehen die Meinungen auseinander. Die Bauern des russischen Gouvernements Archangel sagen: „Johannisregen sind besser als ein goldener Berg“, andere Völker sind der entgegengesetzten Meinung (vgl. hierüber ausführlich Alexis Yermoloff Der landwirtschaftliche Volkskalender, Leipzig 1905, p. 296 ff.). So scheint mir die Vermutung nicht zu kühn, dass wir in allen diesen Bräuchen die Spuren eines ohne spezielle Rücksicht auf den längsten Tag gefeierten Mittsommerfestes vor uns haben, zu dessen feierlichen Riten es unter anderem gehörte, zum letztenmal in dem betreffenden Sommer durch einen Regenzauber Nass auf Weiden und Äcker herabzuflehen. Die Auffassung Mannhardts Der Baumkultus p. 497, 516, 521 ff., derzufolge in den Mittsommerfeiern an sich ein Sonnenzauber zu erblicken sei, indem das Feuer das Licht und die Wärme der Sommersonne darstellen solle, durch welche zu ihrem Gedeihen die Vegetation hindurchgehen müsse, wird hierdurch weiter nicht berührt.

Noch möchte ich aber darauf hinweisen, dass dieselbe innige Verbindung von Feuer und Wasser, die uns in der Johanniszeit entgegengetreten ist, auch bei dem höchsten Familienfeste begegnet, das die Indogermanen kannten, der Hochzeit.

Das Nähere hierüber bitte ich in meinem Reallexikon s. v. Heirat (5. Feuer und Wasser) nachzulesen. Wärme und Feuchtigkeit würden hier, ganz wie beim Regenzauber, das Symbol der Fruchtbarkeit sein, unter dem Mann und Weib zur Erzeugung zahlreicher Söhne zusammengeführt wurden (vgl. oben p. 334).

Reste eines zweiten idg. Festes, eines Frühlingsfestes, liegen vielleicht in der Verehrung der germanischen *Ostara* (agls. *Eostræ*) und indischen *Ushas*, welche letztere im Ritual ihren speziellen Platz am Jahresanfang beim *Prätaranuvāka* des *Agnishōma*-Opfers hatte, das mit grosser Feierlichkeit im Frühjahr (vgl. Hillebrandt *Vedische Mythologie* II, 26 ff.) stattfand. Es scheint, dass sich besonders auf dieses Fest die von L. v. Schröder (*Ligho*, Refrain der lettischen Sonnenwendlieder, *Mittl. d. anthrop. Ges. in Wien* XXII) als indogermanisch erwiesene Vorstellung bezieht, dass die Sonne bei ihrem Erscheinen an gewissen Tagen tanzt, hüpf, sich schaukelt oder spielt.

Wenn wir demnach in den ältesten religiösen Vorstellungen der Indogermanen zwei grosse Kreise, den Seelenkult und die Verehrung der Himmlischen, unterschieden haben, so ist hier schliesslich noch einer dritten Macht zu gedenken, deren Erkenntnis, wie ich glaube, zu dem ältesten des alten gehört, obwohl sich religionsgeschichtliche Untersuchungen bisher nur selten mit ihr beschäftigt haben, des Schicksals. Es ist ursprünglich (vgl. alles Nähere bei Hastings *Dictionary of Religion and Ethics*) der „Anteil“ (vgl. griech. *μοῖρα* : *μέρος*, *αἶσα* : lat. *aequus*, russ. *části* „Teil, Los, Schicksal“, *ščástije* „Glück“, *nesčástije* „Unglück“, auch *dólja* : altsl. *dolū*, *délū* „Teil“), der dem Menschen durch den Akt der Geburt von der Mutter angeboren, oder bei der Geburt ihm von weiblichen Seelenwesen verliehen worden ist, die teils als „Gebärerinnen“ (vgl. slav. *roždanicy* : russ. *rodítī*, *ražďátī* „parere“, griech. *Ἐλεῖθναι* „die Göttinnen der Geburtswehen“, lat. *Parcae* : *pario*), teils direkt als „Mütter“ (vgl. den keltisch-germanischen Kult der *matronae*, *matres*, *matrae*), teils als „Zuteilerinnen“ (nordruss. *udělnicy* : *uděljátī* „zuerteilen“) bezeichnet werden. Entweder spinnen sie (daher altn. *urðr*, agls. *wyrd*, ahd. *wurt* „Schicksal“ : ahd. *wirt*, *wirtel* „Spindel“), oder sie sprechen (lat. *fātum* : *fāri*, russ. *rokū* „Schicksal“ : altsl. *reka* „ich sage“; vgl. auch altn.

orlog, agls. *orlæg*, ahd. *urlag*, eigentl. „Urgesetz“, russ. *sudibá*, eigentl. „Urteil“) jenen „Anteil“ dem Menschen zu. Eine idg. Bezeichnung für diesen Begriff liegt vielleicht in der Gleichung: griech. *μοῖρα* (**morja*) = agls. *mære*, altn., ahd. *mara* „Mahr“, altsl. *mora* „Hexe, Alp, Trud“, ir. *mor-[r]ígain*, gl. *lamia*, „Alpkönigin“ vor. Das Wort hätte alsdann ursprünglich „das zuerteilte“ (griech. *μέρος, εἰμαγται*) bezeichnet und hätte sich einerseits im Griechischen mit einem überaus häufigen Bedeutungsübergang zur Bezeichnung von Schicksalswesen (vgl. B. Schmidt. Das Volksleben der Neugriechen I, 210), andererseits in den nordeuropäischen Sprachen, ganz wie das oben genannte nordruss. *udélnica* (vgl. A. N. Veselovskij. *Sudibadolja* in den volkstümlichen Vorstellungen der Slaven, Sbornik d. kais. Ak. d. W. in St. Petersburg 46, 173 ff.), zur Benennung von Mahren entwickelt, die, wie Laistner. Rätsel der Sphinx II, 342 gezeigt hat, überall die engsten Beziehungen zu Glücks- und Schicksalsgeistern haben.

Ein idg. Ausdruck für den Versuch, in diese dunkle Welt des Schicksals auf dem Weg des Zaubers einzudringen, liegt in der Reihe: lit. *saitas* „Zeichendeuterei“, *seitones* „Zeichendeuter“, altn. *seiðr* „eine bestimmte Art von Zauber, auch um die Zukunft zu erforschen“, mcymr. *hut*, ncymr. *hûd* „praestigiae“, altcorn. *hudol*, gl. *magus* = griech. *οἶτος* (ionisch bei Homer für **oitos*) „Geschick, bes. Unglück“. Die Mittel, deren sich die einzelnen idg. Völker für diesen Zweck bedienen, sind unerschöpflich und bieten zum Teil sehr weitgehende Analogien. Man weisagt aus dem Flug und dem Geschrei der Vögel, aus Himmels- und anderen Naturerscheinungen, aus dem Opfer und den Eingeweiden des Opfertiers, besonders der Leber, aus dem Blut von Mensch und Tier, aus den Angängen von Tieren, aus dem Rauschen der Eichen, aus Feuer und Rauch, aus den Träumen, aus Baumlosen, aus Missgeburten, aus dem Wiehern der Rosse und aus tausenderlei anderen Dingen.

Jeder, der diese zahllosen Zeugen dunkelsten Aberglaubens unbefangen betrachtet, wird sich sagen, dass dieses ganze Kapitel der Zeichendeuterei nicht auf dem Boden irgendwelcher vernünftigen Überlegung, von dem sie R. v. Ihering in seinem Buch Vorgeschichte der Indoeuropäer, p. 441 ff. abzuleiten versucht hat, sondern in dem kindlichen, traumumfangenen und

phantastischen Seelenzustand des primitiven Menschen wurzelt. *Tò γὰρ εἰωθὸς οὐ τέρας*, sagt Theophrast *De plantis* V, 3, und in diesem kurzen Satz scheint mir ein Schlüssel für das Verständnis des Zeichenorakels zu liegen. Für den primitiven Menschen ist nur der kleinste Teil seines inneren und äusseren Lebens *εἰωθὸς*. Überall erschrecken ihn Wunder und Zeichen. Die Gestalten seiner Träume, vor allem die des furchtbaren Alptraums (vgl. ausser Laistner a. a. O. noch H. Roscher *Ephialtes*, eine pathologisch-mythologische Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klassischen Altertums, *Abh. d. kgl. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl. XX*, 1900), der in den ungesunden mit Kohlendunst geschwängerten Räumen der Urzeit besonders häufig gewesen sein muss, sind ihm Wirklichkeiten. In den Pflanzen und Tieren, in den Steinen und Sternen leben, wie in dem eigenen Innern, Seelen, an die, wie wir oben sahen, das Schicksal gebunden ist. Kann es da wundernehmen, wenn in der Welt der Träume, in dem Rauschen der Bäume, in dem Fluge der Vögel die Schatten der Zukunft geheimnisvoll den Menschen umschweben? Dieser angstvollen, schreckhaften und nervösen Stimmung des primitiven Seelenlebens bemächtigt sich die Kunst priesterlicher Zeichendeuter, die — betrogene Betrüger — immer neue Mittel ersinnen, um der Zukunft ein Rätselwort abzulocken, deren Handwerk aber immer im Grunde auf den einen Gedanken hinausläuft, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines zukünftigen Ereignisses von dem Eintritt eines anderen, der Willensbestimmung des Menschen entzogenen Ereignisses, dem Angang eines Vierfüsslers, dem Schrei eines Vogels, dem Leuchten eines Blitzes usw. abhängig zu machen.

So durchzieht ein tief fatalistischer Grundgedanke die indogermanischen Religionen, den in Europa bis in die Gegenwart am treuesten die slavischen Völker bewahrt haben (vgl. F. Krauss *Sreća*, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven, Wien 1886). Gewiss nicht zufällig. Die Slaven sind der ursprünglichen Heimat der Indogermanen (Kap. XVI) am nächsten geblieben und darum am spätesten in die Geschichte eingetreten. Nichts aber befreit die Seele so sicher von dem dumpfen Druck fatalistischer Vorstellungen, wie die grossen Taten eines lebendig pulsierenden geschichtlichen Lebens.

XVI. Kapitel.

Die Urheimat.

Die neueste Literatur der Urheimatfrage. Kritik ihrer Behandlung. Die Lösung des Problems: I. Die Stammsitze der Einzelvölker. II. Linguistisch-historische Tatsachen. Ergebnis: Die Ausgangsländer der Indogermanen lagen im Norden und Westen des Schwarzen Meers. III. Hier war auch die Urheimat der Indogermanen: 1. paläogeographische (und anthropologische), 2. urgeschichtliche; 3. linguistische Gesichtspunkte, die hierfür sprechen. Die Trennung des Urvolks.

In der ersten Abhandlung dieses Werkes (Kap. I und IV) ist die Literatur der Urheimatfrage ungefähr bis zum Jahre 1904 erörtert worden. Unmittelbar darauf sind fast gleichzeitig eine grössere Anzahl von Forschern mit neuen Arbeiten auf diesem Gebiet hervorgetreten, über die in Kürze zu berichten daher unsere nächste Aufgabe sein wird. Die Schriften, um die es sich dabei handelt, sind die folgenden:

J. Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905; K. Helm Die Heimat der Indogermanen und der Germanen (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde, III, 1, 1905); H. Hirt Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur I, Strassburg 1905, II, 1907; Louis Erhardt Die Einwanderung der Germanen in Deutschland und die Ursitze der Indogermanen (Historische Vierteljahrschrift, 1905, 4. Heft); A. Fick „Matthäus Much, die Heimat der Indogermanen“ (ausführliche Besprechung des I³, 117 ff. genannten Buchs in den Beiträgen zur Kunde der idg. Sprachen, herausg. v. A. Bezzenger und W. Prellwitz 1905, XXIX, 225 ff.).

Die Quintessenz der Schlüsse des Hoopsschen Buchs lässt sich in drei Sätze zusammenfassen:

1. Den Indogermanen war die Buche (lat. *fāgus*, ahd.

buohha „Buche“, griech. *φηγός* „Eiche“, kurd. *báz* „Ulme“) bekannt. Ihre Heimat muss also westlich der Buchengrenze Königsberg—Odessa gesucht werden, jedoch darf sie nicht in Nord-Europa, einschliesslich Dänemarks, lokalisiert werden, weil die Buche hier erst zur Bronze- oder gar zur Eisenzeit ihren Einzug hielt.

2. Der urindogermanische Ackerbau beschränkte sich auf den Anbau von Gerste, Weizen, Hirse. Eine so begrenzte Gruppe von Kulturpflanzen kehrt während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nord-Europas nur in den nordisch-norddeutschen Gebieten wieder. Diesen steht eine durch einen wesentlich grösseren Reichtum an Kulturpflanzen (z. B. Erbse, Mohn, Flachs, Apfel) charakterisierte „circumalpine“ Zone (die nördlichen Vorländer der Alpen zusammen mit Oberitalien, Bosnien, Ungarn) gegenüber. Die Urheimat der Indogermanen lag also in den nordisch-norddeutschen Gegenden.

3. Das Hauptgetreide der Indogermanen war die Gerste. Dies weist auf ein Land mit kurzen Sommern, also auf Nord-Europa, einschliesslich des nördlichen Deutschland, hin.

Alle drei Argumente stimmen also nur hinsichtlich Norddeutschlands überein. Hier ist demnach die Heimat der Indogermanen zu suchen.

Was gegen diese Argumente im einzelnen einzuwenden ist, wurde schon oben p. 173, 195 ff., 198 f. ausführlich hervorgehoben. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, dass die Hoopssche Beweisführung im ganzen nicht frei von Widersprüchen ist, und die drei verschiedenen Gesichtspunkte in der Tat nur sehr „annähernd zu einem einheitlichen Resultat führen“. Denn schliesst man das an prähistorischen Getreidefunden verhältnismässig reiche Skandinavien wegen des Buchenarguments von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen aus, so entzieht man damit auch dem zweiten, dem Ackerbauargument, die Grundlagen, insofern gerade in Norddeutschland (vgl. oben p. 196 f.), das wiederum wegen des Gerstenarguments von den deutschen Ländern am ehesten als Heimat der Indogermanen in Betracht käme, Vegetabilien aus neolithischer Zeit so gut wie nicht gefunden worden sind. Es ist daher sehr begreiflich, wenn Hoops p. 382 den Wunsch hegt, es möchte sich in Zukunft herausstellen, dass die Buche doch früher nach Dänemark vor-

gedrungen sei, als nach dem jetzigen Stand der Forschung anzunehmen erlaubt ist¹⁾.

Während J. Hoops in einigen der von ihm hervorgehobenen Gesichtspunkte mit L. Geiger (I³, 93) übereinstimmt, spinnst der zweite von uns oben genannte Forscher, Karl Helm, Gedankenreihen weiter, die uns ähnlich schon bei Cuno (I³, 97), Vodskov (I³, 51), Penka (I³, 112 f.), Kretschmer und Ratzel (I³, 128) begegnet sind. Die idg. Sprach- und Völkereinheit ist aus zahllosen Gruppen kulturloser Menschen, das ist etwa der Gedankengang der Helmschen Schrift, innerhalb eines durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen grossen Verkehrsgebietes erwachsen. Von diesem waren durch bedeutende, den Verkehr hindernde Schranken abgeschlossen: Indien, Iran, Armenien und Vorderasien, das Donau- und Alpengebiet, die apenninische und die pyrenäische Halbinsel. In diese Länder sind die Indogermanen daher erst später als Einwanderer gelangt. Anders liegen die Verhältnisse in den diesen Ländern nördlich vorgelagerten weiten Ebenen von Zentralasien bis Nordwesteuropa, die nirgends nennenswerte Verkehrshindernisse aufweisen. Dieses ungeheure Ländergebiet ist daher als die Urheimat der Indogermanen zu bezeichnen. In einem Teil desselben, d. h. im wesentlichen in ihren alten historischen Stammsitzen sind auch die Germanen zu Germanen geworden. Von der Epoche der dänischen Muschelhaufen bis in spätere vorhistorische und historische Zeiten haben hier immer nur Germanen oder Prägermanen gesessen (vgl. Penka I³, 113). Wohl weist die Kultur der jüngeren nordischen Steinzeit eine grosse Zahl neuer Errungenschaften auf, aber diese erscheinen nicht gleichzeitig und unvermittelt, sondern in einem langen Zeitraum nacheinander ohne merkliche Sprünge, so dass der kulturelle Zusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit vollkommen gesichert ist. So ergibt sich das Resultat, dass jene primitiven Menschen der Muschelhaufen die Ahnen der Völker waren, die

1) Das Unsichere in der Begründung der Hoops'schen Heimathypothese erkennt auch Ernst H. L. Krause (in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1906, II, p. 922), der im übrigen dem von ihm besprochenen Buch volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Krause selbst weigt sich p. 944 der Ansicht zu, dass „Indogermanien mit seiner Hauptmasse in Kleinarussland und Wolhynien gelegen habe“.

noch in historischer Zeit hier gegessen haben: der Germanen. „Um nicht missverstanden zu werden, setze ich ausdrücklich hinzu: nicht der Indogermanen, die eine viel weitere Heimat hatten, und von welchen diese Gruppe nur einen kleinen Teil bildete.“

Wir werden auf die diesen Ausführungen zugrunde liegenden Anschauungen unten des näheren einzugehen haben und beschränken uns vorläufig hier nur auf den Hinweis, dass die Auffassung des Verfassers notwendigerweise zu der schon I³, 192 ff. zurückgewiesenen Annahme führt, die idg. Kulturwörter, also die Übereinstimmung der idg. Sprachen in der Bezeichnung solcher Begriffe wie „Schwiegertochter“ (oben p. 312), „Tür“ (oben p. 271), „Joch“ (p. 298), „Gott“ (oben p. 437) usw. könnte auf dem ungeheuren Raume von Hochasien bis zum atlantischen Ozean sich neu gebildet haben.

In jedem Fall ist auch die Helmsche Arbeit, ebenso wie diejenige von Hoops, ernster Beachtung wert. In wesentlich geringerem Masse gilt dies von dem Hirtschen Buch¹⁾. Erstens ist es überhaupt schwierig, die Lokalisierung der Urheimat in demselben festzustellen; denn während auf der einen Seite für die letztere ganz im allgemeinen die „nordeuropäische Tiefebne, in der sich vorläufig die genaueren Grenzen nicht bestimmen liessen“ (p. 197), in Anspruch genommen wird, und p. 183 hervorgehoben wird, dass die Weichsel als wichtige Sprachgrenze die „Mittellinie“ der Urheimat gebildet habe, erfahren wir zu unserem Erstaunen aus der Vorrede (p. V), das Buch werde von dem „Grundgedanken“ beherrscht, dass „die Heimat der Indogermanen in der grossen nord-ost-deutschen Tiefebne zu suchen sei“ und ersehen aus der Karte IV, die der Verfasser seinem Werke beigegeben hat, dass die Weichsel nicht die „Mittellinie“, sondern die äusserste Ostgrenze der Heimat der Indogermanen bildete. Nicht minder widerspruchsvoll sind die Schlüsse, die der Vf. aus den sprachlichen Tatsachen auf dem Gebiet der Urheimatfrage (wie übrigens in allen Teilen seines Buches) zieht. So wird p. 189 von der oben genannten Gleichung lat. *fāgus* = kurd. *bāz*, wie mir scheint, mit Recht

1) Über dasselbe habe ich mich geäußert Deutsche Litz. 1906 Nr. 7 und ebenda 1907 Nr. 14.

gesagt, „dass sie zu isoliert sei, um das Gewicht des Gebäudes, das (nämlich von Hoops) auf ihr errichtet werden soll, tragen zu können“, während in der Anmerkung zu dieser Stelle (p. 623) auf die in der angegebenen Weise charakterisierten Gleichung hin „die ältesten Sitze der Indogermanen in der Buchenregion zu suchen sind“, wie auch auf der Karte angegeben wird. Noch drastischer ist die Behandlung der Löwenfrage. Ganz in Übereinstimmung mit I³, 162 wird gesagt, dass man aus dem Fehlen eines gemeinsamen Wortes für „Löwe“ nicht auf eine löwenlose Heimat der Indogermanen schliessen dürfe (p. 187), weil ja, wenn das Tier aus dem Gesichtskreis verschwand, auch sein Name verschwinden musste. Dann aber fährt der Verfasser fort: „Im übrigen kam der Löwe selbst in Südeuropa vor (vgl. oben p. 137). Findet sich daher kein Name für ihn, so spricht das gegen diese Gegend.“ Der Verfasser erkennt also nicht, dass er den eben von ihm getadelten Schluss in derselben Sache selber zieht. Unter diesen Umständen wird man eine Förderung des Heimatproblems von dieser Seite schwerlich erwarten können. In Wirklichkeit macht der Vf. auch gar keinen ernstlichen Versuch, seine osteuropäische oder ostdeutsche These durch eine eigentliche Beweisführung zu begründen. An Stelle einer solchen steht vielmehr die unbestimmte Vorstellung, dass von der Spree, Oder oder Weichsel her, als von dem „Mittelpunkt des von dem (idg.) Sprachstamm besetzten Gebietes“ (vgl. p. 183; man denke: Posen der „Mittelpunkt“ des idg. Sprachgebiets!) sich die Ausbreitung der Indogermanen am besten erkläre.

Wenn aber Hoops und Hirt (letzterer wenigstens nach der zweiten der von ihm in ein und demselben Buch geäußerten Meinungen) insofern übereinstimmen, dass sie die Urheimat der Indogermanen in alten von Germanen besetzten Ländern suchen, und Helm die germanischen Stammlande wenigstens als einen Teil der idg. Urheimat auffasst, ist die vierte der oben genannten Schriften, die Louis Erhardts, dem Nachweis gewidmet, dass die Indogermanen von allen anderen Teilen Europa-Asiens eher ausgegangen sein könnten, als gerade von den Germanenländern.

Die Beweisführung Erhardts ist eine durchaus historische, gegründet auf die Nachrichten, die wir in der Germania des Tacitus und sonst über die Siedelung und Wanderungen der

germanischen Völkerschaften finden. Im Westen zwar haben einige Stämme wie die Friesen und Chatten ihre schon zu Tacitus' Zeit festgegründeten Sitze auch in der Folgezeit bewahrt. Die östlichen Stämme aber, die Tacitus unter dem Namen Sueben zusammenfasst, sehen wir in einer ewigen Unruhe begriffen. Schon zu Caesars Zeit erscheinen sie unter Ariovists Führung in Gallien. Später haben sie ihren Namen nach dem Südwesten Deutschlands verpflanzt. Von den östlich-suebisch-vandalischen Stämmen ist die grosse Völkerwanderungsbewegung ausgegangen. Scheinen diese Völker schon so von einem tief-liegenden Wandertrieb nach dem Westen beseelt, so ist für die Frage, ob die Germanen als Eingewanderte oder Ureingesessene zu betrachten seien, von besonderer Wichtigkeit ihr Verhältnis zu den Kelten. Überall werden diese vor den Germanen hergetrieben. Ihre Herkunft aus dem Osten beweisen die Cotini in den Karpaten, die Bojer in Böhmen, die Helvetier am rechten Ufer des Oberrheins. Überall sind sie hier, bis auf geringe Reste, von den Germanen vertrieben worden, die im Westen den Rhein überschreiten, Belgien germanisieren und sich in Elsass-Lothringen mit den Völkerschaften der Vangiones, Triboci und Nemetes niederlassen. Wie die Kelten vor den Germanen, so weichen vor den Kelten wieder die nichtindogermanischen Iberer, die Urbevölkerung des europäischen Westens, zurück, während im Rücken der Germanen slavische Völker nachdrängen. So liegt in den Völkerbewegungen des nördlichen Europa ein von Osten nach Westen gerichteter Wandertrieb noch deutlich vor unseren Augen, der es unmöglich macht, die Germanen für Autochthonen der später von ihnen besetzten Länder zu halten. An sich, meint der Vf., würden die hier vorgetragenen Anschauungen sehr wohl zu der Hypothese stimmen, die die Heimat der Indogermanen im südlichen Russland sucht (I³, 124). Indessen sieht er sich, namentlich mit Rücksicht auf zwei Umstände, nämlich erstens mit Rücksicht darauf, dass eine gewisse Präsumpion bestände, dass Slaven und Iranier den Ursitzen am nächsten geblieben seien, und zweitens darauf, dass gewisse Kulturelemente schon in der Urzeit durch semitische Vermittlung den Indogermanen zugeführt worden sein müssten, schliesslich, wie schon H. Brunnhofer¹⁾ (I³, 95 Anm. 1) vor ihm, in

1) Indessen scheint Brunnhofer jetzt vielmehr die Wolga-

die Gegend am Kaukasus, namentlich Transkaukasien, das Stromgebiet des Kur, als Wiege des idg. Sprach- und Völkerstamms geführt.

In dieser Ansicht trifft er mit dem fünften und letzten der oben genannten Forscher, mit A. Fick, dem hochverdienten Nestor der deutschen Sprachwissenschaft, zusammen, den wir I³, 99 als Verfechter einer in den weiten Gründen Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch“ gelegenen Heimat der Indogermanen kennen gelernt haben.

Nach Ausscheidung der Räume, die vernünftigerweise nicht in den Verdacht kommen können, die Wiege unserer Völkerfamilie gebildet zu haben, bleibt eine Zone von wechselnder Breite zwischen dem Rhein und dem Hindukusch übrig. Innerhalb derselben sind für die verschiedenen Gruppen der idg. Völker zunächst drei verschiedene Ausgangspunkte zu unterscheiden. Kelten, Italiker und Griechen sind aus der germanischen Heimat am Nord- und Ostseestrände abzuleiten, eine Anschauung, in der er Kossinna (I³, 117 ff.) folgt, dessen Arbeit indessen Fick schwerlich aus eigener Anschauung kennt¹⁾, und der er, als einer rein archäologischen, begreiflich genug völlig kritiklos gegenübersteht. Die Illyrier (Albanesen), Thraker, Geten, Daker, Phryger und Armenier stellen sich am nächsten zu den Litu-Slaven, deren Urheimat im südlichen Russland zugleich die ihre ist. Die dritte Gruppe, die Inder und Iranier (Arier), sind aus der Gegend um den Elbrus, südlich vom Kaukasus ausgegangen, da der Kern des arischen Volkstums von jeher in Medien und Persis zu suchen ist. Der Vereinigungspunkt aller drei Gruppen lag im oder am Kaukasus: südlich sassen die Arier, nördlich die Europäer. „Wer will, kann sich auch für den Norden (des Kaukasus) entscheiden, so dass die Arier durch das kaspische Tor nach Süden vorgedrungen wären“ (p. 246). Halten wir dieses „wer will“ fest, und bedenken wir, dass doch auch, wie es natürlich Fick selbst annimmt, die Ger-

genden als Ausgangsland der Indogermanen zu betrachten. Vgl. dessen Russlands Aufschwung oder Niedergang?, Bern 1906, Kap.: „Wolgabriefe“ p. 39.

1) Zeugnis hierfür legt die häufige falsche Schreibung sowohl des Namens Kossinna selbst wie auch der von diesem gebrauchten Termini ab.

manen, Kelten, Italiker und Griechen, bevor sie ihre weite Reise nach dem Nord- und Ostseestrand antraten, im engsten Anschluss an die übrigen Europäer ihre Sitze gehabt haben müssen, so sehen wir auf diesem Wege Fick ebenfalls im europäischen Südrussland als der Heimat aller Indogermanen angelangt¹⁾.

Wenn wir von dem Jahre 1808 an zählen, in dem Friedrich von Schlegel in seinem Buche Sprache und Weisheit der Inder (I³, 8) die Herkunft des idg. Sprachstamms aus Indien ableitete, so ist jetzt gerade ein Jahrhundert über der Erörterung des idg. Heimatproblems verflossen. Und wenn wir nun bedenken, dass in diesem langen Zeitraum alle auf die Kunde vom Menschen bezüglichen Wissenschaften, die Sprachwissenschaft, Geschichte, Geographie, Anthropologie, Prähistorie sich nach und nebeneinander und teilweise durch ihre hervorragendsten Vertreter mit dieser Frage abgequält haben, und wir dennoch heute, wenn wir ehrlich sind, sagen müssen: „Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor“, so wird man jedenfalls zugeben müssen, dass es nicht gerade das Gebiet der idg. Heimatfrage ist, auf dem der menschliche Scharfsinn seine glänzendsten Triumphe gefeiert hat. Ja, es ist durchaus verständlich, dass von Zeit zu Zeit immer Forscher mit der Behauptung aufgetreten sind: die Frage sei deshalb nicht beantwortet, weil sie falsch gestellt sei. Es habe niemals eine Urheimat der Indogermanen gegeben, die vielmehr im wesentlichen überall, wo wir sie in frühhistorischer Zeit fänden, als Autochthonen zu betrachten seien.

Es geht aus dem Bisherigen hervor, dass ich nicht dieser Ansicht bin, dass ich vielmehr in jeder Beziehung an der Vorstellung festhalte, das idg. Urvolk habe sich in prähistorischer Zeit von einer geographisch verhältnismässig beschränkten Urheimat aus durch Wanderungen in diejenigen Gebiete ausgedehnt, die wir als Stammsitze der idg. Einzelvölker bezeichnen können. Der Grund, der mich bei dieser Anschauung zu be-

1) Von ebendaher leitet auch W. Christ in einer postumen Schrift Sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer (Sitzungsb. d. kgl. Bayer. Ak. d. W. 1906 Heft II) die Indogermanen ab, deren vermutliche Wanderungen von hier aus eingehend erörtert werden.

harren zwingt, ist ein doppelter: einmal, weil ich mir die Einheit der idg. Sprachen im allgemeinen und die Übereinstimmung der idg. Kulturgleichungen im besonderen nur auf beschränktem geographischen Raume entstanden denken kann (I³, 191 ff.), zweitens und hauptsächlich, weil wir bei den meisten idg. Einzelvölkern ihre Verbreitung von einst verhältnismässig engen Stammsitzen über teilweise ungeheure Gebiete tatsächlich beobachten können (I³, 156, oben p. 125), und der Schluss von den historischen auf die vorhistorischen Zeiten für uns in dieser Beziehung die einzige Leuchte auf dem dunklen Weg durch das Land der Urgeschichte ist. Wenn wir trotzdem in der Beantwortung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen bis jetzt so geringe Fortschritte gemacht haben, oder vielleicht besser gesagt, bis jetzt eine so geringe Einhelligkeit der Forscher erzielt worden ist, so liegt nach meiner Überzeugung der Grund darin, dass von den verschiedensten Seiten her in die Erörterung dieses Problems fortwährend Gesichtspunkte eingemengt worden sind und noch werden, die dasselbe eher zu verwirren als zu klären imstande sind.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die jetzt, wie es scheint, moderne, auf anthropologische oder urgeschichtliche oder beiderlei Gesichtspunkte gestützte Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen, wobei es wenig darauf ankommt, ob man sie von der Ostsee oder Nordsee, aus Dänemark oder Schweden oder endlich gar (mit Lapouge) aus einem untergegangenen Land zwischen England und Jütland ableitet, durch ihre Einfachheit und Geschlossenheit auf den ersten Blick und für das grosse Publikum etwas Bestrickendes hat. Wie einst der Graf Gobineau in seinem Rassenwerk alle höhere Kultur der alten Welt in einem Indogermanen- oder Ariertum wurzeln liess, so sind jetzt in diesem Indogermanentum wiederum die Germanen das führende Volk geworden. Die einzigen echten Indogermanen sind nach dieser Ansicht die Germanen, die von ihren nordeuropäischen Stammländern aus mit immer neuen Scharen Europa und Asien überflutet und zahllosen fremdartigen Völkern ihre Sprache und Sitten aufgezwungen haben¹⁾. „Und so wird an deutschem Wesen noch einmal die

1) Mit Recht macht Ernst H. L. Krause „Kain Skandinavien das Stammland der Blondnen und der Indogermanen sein?“ (Globus 83,

Welt genesen“, so konnte schon der erste indogermanische Herrkönig sagen, der zu Wasser oder zu Land mit seinen langschädlichen, blondhaarigen und riesenhaften Gesellen, wohl ausgestattet mit prachtvoll polierten Steinwaffen, wohlversehen mit zierlichen, den Proviant bergenden Kugelamphoren, die durch einen blühenden Ackerbau an Gerste, Weizen und Hirse gesegneten Fluren der Heimat verliess, um in die Ferne zu ziehen.

Eine, wenigstens für ein germanisches Gemüt, gewiss sympathische Auffassung, wenn nur ebenso sympathisch auch ihre Begründung wäre. Denn wenden wir uns zunächst den anthropologischen Grundlagen derselben zu, so wurzeln diese, will mir scheinen, in einem ganz offenbaren *circulus vitiosus*: „Die Indogermanen sind von Nordeuropa ausgegangen.“ „Warum?“ „Weil sie dolichocephal, blond und gross waren.“ „Warum waren sie das?“ „Weil sie von Nordeuropa ausgegangen sind.“ Es wird sich lohnen, diese drei Kriterien der Dolichocephalie, Blondheit und Grösse gesondert zu betrachten, weil jedenfalls so viel feststeht, dass diese drei Eigenschaften nicht durch ein naturnotwendiges Band miteinander verknüpft sind, indem es bekanntlich ebensowohl brünette Dolichocephale wie blonde Brachycephale usw. gibt (vgl. näheres bei Kretschmer Einleitung p. 42 f.). Selbst in Schweden, dem angeblich klassischen Lande der Dolichocephalie, lässt sich nach G. Retzius und Carl M. Fürst *Anthropologia Suecica*, Stockholm 1902 (Bericht von E. Schmidt in *Schwalbes Jahresb. über die Fortschritte der Anatomie etc.*, Literatur 1902, III. Abt.) keine Wechselbeziehung zwischen Farbenmerkmalen und Kopfindex oder Körpergrösse nachweisen. Wenden wir uns demnach zuerst zu dem Kriterium der angeblichen Dolichocephalie der Indogermanen, so würde die erste Frage die sein, ob denn überhaupt die Schädelbildung des Menschen etwas Stabiles und ausschliesslich Hereditäres und somit geeignet sei, uralte Gruppierungen der Menschheit zu erhärten, oder ob nicht vielmehr, wie dies schon früher K. E. v. Baer und I. Ranke (Kretschmer p. 38), neuerdings vor allem A. Nyström (*Formenveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen*, *Archiv f. Anthro-*
p. 109) darauf aufmerksam, dass gerade die Germanen in historischer Zeit dies nicht getan haben, wie der Untergang der germanischen Sprachen in Russland, Italien, Frankreich, Spanien zeigt.

pologie XXVII) angenommen haben, Dolichocephalie und Brachycephalie ein variables, von der Bodenbeschaffenheit und den menschlichen Beschäftigungsarten abhängiges Element darstelle. Gerade auf idg. Boden könnte manches für diese Anschauung sprechen. So begegnen unter den 34 dänischen Schädeln der jüngeren Steinzeit 10 brachy-, 16 meso-, 8 dolichocephale (Nyström p. 626), während in der Denikerschen Karte (I³, 148) Dänemark als ein Land mit rein dolichocephaler Bevölkerung eingezeichnet ist¹). Umgekehrt sind die schwedischen Steinzeitschädel vorwiegend dolichocephal, aber die Messung von 500 lebenden, erwachsenen Schweden ergab nach Nyström nur 102 Dolichocephale, dagegen 297 Mesokephale und 101 Brachycephale²). In beiden Fällen würden also Verschiebungen des Breitenindex bei wahrscheinlich derselben Bevölkerung eingetreten sein. Ist aber der menschliche Schädel ein so veränderliches Ding, wie es Nyström annimmt, so kann er natürlich überhaupt nicht zu Rasseneinteilungen der Menschheit dienen. Aber auch wenn man an seine Stabilität glaubt, ja wenn man — aus allerdings unerfindlichen Gründen — die Indogermanen für reine Dolichocephale hält, würde darin noch nicht der geringste Beweis für ihre nordeuropäische Herkunft liegen. Über die Schädel des Steinzeitvolks von Lengyel in Ungarn hat sich R. Virchow (Z. f. Ethnologie 1890) folgendermassen geäußert: „Was dieses letztere betrifft, so zeigt es viele Analogien des Schädelbaues mit den neolithischen Stämmen Nordeuropas. Ja, man könnte leicht so weit gehen, ihm eine arische (indogermanische) Abstammung zuzuschreiben, oder umgekehrt, in ihm einen der Urstämme zu sehen, von welchem die

1) Nyström p. 627 freilich sagt: „In grösserem Massstab ausgeführte Messungen der Schädel der heutigen Dänen gibt es meines Wissens nicht; aber nach einer von mir ausgeführten Messung einer geringen Anzahl solcher Schädel zu urteilen, hat es den Anschein, als ob bei ihnen die Brachycephalie und Mesokephalie vorherrschend wären.“ Man sieht also, wie viel auch in diesen rein statistischen Dingen noch unsicher ist.

2) Etwas anders liegen die Verhältnisse nach G. Retzius und Carl M. Fürst (a. o. a. O.), denen zufolge es unter 45 680 21jährigen Rekruten 57% Mesokephale, 30% Dolichocephale und 13% Brachycephale gab. Aber, möchte ich als Laie fragen, haben diese 21jährigen jungen Burschen ihre damaligen Schädel auch später behalten?

Arier abzuleiten seien.“ Man sieht also, dass in dem Schädelbau nach Virchow's Darstellung an sich kein Anhalt gegeben sein kann, ob er vom Norden oder Süden stammt. Nimmt man zu dem allen hinzu, wie einer der hervorragendsten Kraniologen Europas, J. Kollmann (Archiv f. Anthropologie XXII und XXV), sich wiederholt dahin ausgesprochen hat, dass in unserem Erdteil seit der neolithischen Periode „immer dieselben Rassen durcheinander wandern und sich lieben und hassen und abstossen und wieder vertragen“, dass „weder die Burgunder, noch die Alemannen oder die Franken, noch die Völker, die ihre Toten in den Kurganen begraben haben, jemals nur aus Abkömmlingen einer und derselben europäischen Rasse, sondern stets aus mehreren europäischen Rassen bestanden, die neben und unter einander lebten“, dass „jedes dieser Völker zusammengesetzt sei aus den Abkömmlingen reiner Rassen, also aus Lang- und Breitgesichtern, aus Lang- und Kurzköpfen, aus Blonden und Brünetten und aus den Mischlingen dieser europäischen Rassen, die sich nach und nach aus der Kreuzung derselben entwickelten“, so wird man endlich doch damit aufhören müssen, wie es Forscher wie Kretschmer, Winternitz, Helm u. a. schon längst gefordert haben, die Frage nach der Lang- oder Kurzschädlichkeit der Indogermanen in das idg. Heimatproblem einzumengen¹).

Etwas besser steht es mit der Beweisbarkeit der Prädikate blond und gross, die man dem Urvolk gegeben hat. Nicht nur aus den allgemeinen Gründen, die schon V. Hehn (I³, 154) geltend gemacht hat, sondern auch, weil es sich mehr und mehr herausstellt, dass auch bei Griechen und Römern einen Teil ihres Schönheitsideals die Eigenschaften der Grösse und Blondheit gebildet haben (vgl. mein Reallexikon u. Körperbeschaffenheit der Indogermanen, dazu den Nachtrag zu diesem Artikel und De Lapouge *L'Aryen, son rôle social*, Paris 1899), und es eine allgemeine Erfahrung ist, dass solche Schönheitsideale von den herrschenden, also von den erobernden Klassen

1) Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, dass die Frage, warum an der einen Stelle die Dolichocephalie, an der andern die Brachycephalie, an der dritten die Mesokephalie überwiege, seitens der Anthropologie und Ethnographie nicht ernstester Erwägung würdig sei.

abgeleitet werden. Der bedauerliche Irrtum, der dabei immer wieder von zahlreichen Autoren begangen wird, ist nur der, dass sie jene Eigenschaften als einen fast ausschliesslichen Besitz den Germanen beilegen. Vielmehr werden alle europäischen Nordvölker von den Alten als gross und als *μαλακό-, εὐθύ-, λεπτό-* und *πυρότριχες* geschildert. Schon Herodot (IV, 108) bezeichnet die Budinen im östlichen Europa als *ἔθνος ἐὼν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκὸν τε πᾶν ἰσχυρῶς καὶ πυρόρον*. Die Slaven sind nach Prokop (B. G. III, 14) *εὐμήκεις, ἄλκιμοι* und *ὑπέρουθοι*, die bistonischen Frauen in Thrakien heissen *ξανθαί*, die getischen Coralli *flavi* usw. (vgl. W. Tomaschek Die alten Thraker I, 115, Sitzungsab. d. Kais. Ak. d. W. phil.-hist. Cl. Wien. 128).

Gleichwohl haben wir kaum ein Recht, uns das idg. Urvolk als eine völlig homogene blonde und grosse Menschenmasse vorzustellen. Vielmehr werden auch in Beziehung auf Komplexion und Statur, je nach den verschiedenen Stämmen schon in der Urzeit Verschiedenheiten geherrscht haben. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Verhältnisse der Montenegriner; von denen man annehmen darf, dass sie in der Abgeschlossenheit ihres Berglandes auch in somatischer (wie in kulturgeschichtlicher) Hinsicht manche Züge des urzeitlichen Lebens treuer als andere Völker bewahrt haben, und über die Rovinskij Montenegro (Sbornik LXIII Nr. 3 p. 288 ff.) ausführlich berichtet. Nachdem er hervorgehoben hat, dass die Statur des Montenegriners übermittelgross bis sehr gross sei, fährt er fort: „Was die Farbe der Augen und Haare anbetrifft, so möchte ich mich nicht zu entscheiden unterfangen, welche Elemente überwiegen. Es scheint mir, dass es mehr schwarze und braune als graue und blaue Augen gibt, und wohl auch mehr schwarze und kastanienfarbige oder dunkelblonde als blonde Haare. Durch hellere Farben zeichnen sich die Stämme der Bělopavliči, Pivljane, Drobnjaki und Pipery aus. Aber gleichzeitig treffen wir auch unter den schwarzhaarigsten Stämmen wie denjenigen der Kuči, Cekljane, Cermničane die allerhellsten blonden Elemente an.“

Es ergibt sich also, dass nicht der geringste Grund vorliegt, selbst wenn man sich das idg. Urvolk als vorwiegend gross und hell vorstellt, es deswegen gerade aus den Germanenländern hervorquellen zu lassen.

Und doch haben derartige, wir wiederholen es, gänzlich

unbegründete und als solche jetzt eigentlich auch allgemein zugegebene Vorstellungen ohne Zweifel auch die Prähistoriker beeinflusst, deren urheimatische Konstruktionen man überhaupt nur verstehen kann, wenn man annimmt, dass sie von einer nordeuropäischen Urheimat der Indogermanen als von etwas Selbstverständlichem und nicht erst zu Beweisendem ausgehen.

Dies gilt hauptsächlich von den Arbeiten M. Muchs und Kossinnas, deren Lehren bereits I³, 177 ff. so ausführlich dargestellt und kritisch beleuchtet worden sind, dass ich mich hier auf eine Zusammenfassung meiner Bedenken gegen dieselben beschränken kann.

Diese Bedenken beziehen sich erstens auf die von beiden Forschern beliebte beweislose Gleichsetzung gewisser Kulturbezirke mit bestimmten Völkern, in Sonderheit mit dem Urvolk der Indogermanen. Dies gilt von der Identifizierung der steinzeitlichen Ausbreitung der Indogermanen in Europa mit der Verbreitung der Feuerstein-Geräte und Waffen bei Much, ebenso wie von der als blosses Axiom auftretenden Behauptung Kossinnas, dass ein norddeutscher Kulturbezirk mit Megalithgräbern und Tieffornamentik der Tongefässe das Heimatland der Indogermanen gebildet habe. Sie beziehen sich zweitens auf die bei Much fast gänzlich, bei Kossinna gänzlich beweislose Erklärung der unterschiedenen Kulturgruppen durch Völkerwanderungen (nicht etwa durch Handel oder Kulturübertragung), wofür man bei ersterem z. B. auf seine Auffassung der ältesten Bernsteinfunde, bei Kossinna auf seine Kugelamphoren und alles übrige verweisen kann. Drittens darauf, dass, selbst wenn man die ausschliessliche Verbreitung derartiger Kulturgruppen durch Völkerwanderungen zugäbe, doch jeder Beweis dafür fehlt, dass diese Wanderungen wirklich von Nord nach Süd, bezüglich von West nach Ost gingen, dass, wie es in einer lesenswerten Besprechung des Muchschen Buches (G. Fritsch Politisch-anthropologische Revue III, 2, p. 108) heisst, „der Pfeil, der die Richtung andeutet, nicht zuweilen richtiger seine Spitze der entgegengesetzten Seite zukehre.“ Viertens darauf, dass, wenigstens bei Kossinna, das Material der Tatsachen ein unbeschreiblich dürftiges ist, fünftens darauf, dass bei beiden Forschern die Altertümer, auf denen sie ihre Konstruktionen aufbauen, fast ausschliesslich der besser untersuchten westlichen Hälfte Europas entnommen sind, während

der Osten unseres Erdteils und die gesamten iranischen Länder unberücksichtigt bleiben. So werden z. B. mittelst einer Kugelamphore bei Kossinna die Arier (Indo-Iranier) bis zum Dniepr befördert, dann werden sie hoffnungslos ihrem weiteren Geschick preisgegeben. Der Fehler, der ganz im Anfang der urheimatlichen Untersuchungen gemacht wurde, dass man ausschliesslich von den indisch-iranischen Verhältnissen aus die Ursitze aller Indogermanen bestimmen wollte, wiederholt sich hier in umgekehrter Richtung.

Dazu bedenke man, dass kein einziges dieser prähistorischen Argumente von den Mitforschern auf diesem Gebiete anerkannt worden ist, dass Kossinna die Beweisführung Muchs in Bausch und Bogen verwirft, dass Much (in der 2. Auflage seines Buches) diejenige Kossinnas, soviel ich sehen kann, ignoriert, dass K. Helm, mit dem wir uns noch weiter beschäftigen müssen, p. 5 geradezu erklärt, dass „wir berechtigt seien, dieser archäologischen Paläontologie das grösste Misstrauen entgegenzubringen“, dass einer der hervorragendsten unserer Prähistoriker M. Hoernes, im Globus LXXXIII, 161 so weit geht, „diese einfache Identifizierung von prähistorischen Töpfen mit historischen Volksstämmen“ durch Kossinna für „einen Scherz“, „eine Parodie“ zu halten, wenn „es dem Autor damit nicht heiliger Ernst wäre“. Das alles bedenke man, und man wird es keinem, der an historisch-philologische Methode gewöhnt ist, verübeln können, wenn er diesen urheimatlichen Hypothesen der Urgeschichtsforscher vor der Hand völlig ablehnend gegenüber steht, ohne dass es deswegen notwendig wäre, zu bestreiten, dass auch in diesen Werken, namentlich in demjenigen M. Muchs, manche feine, für die Urgeschichte unseres Stammes wichtige Beobachtung enthalten ist.

Einen wesentlichen Fortschritt bedeutet den genannten Arbeiten gegenüber in methodischer Beziehung schon der Hoopssche Versuch (oben p. 459), aus den Waldbäumen und Kulturpflanzen die idg. Urheimat zu ermitteln, insofern hier jedenfalls der ernsthafte Versuch gemacht wird, eine bestimmte Kulturzone als Schauplatz einer bestimmten Epoche des vorhistorischen Indogermanentums durch Sachforschung und Sprachvergleichung zu erweisen. Dass dieser Versuch, wie ich glaube, nicht gelungen ist, liegt an den Umständen, die

oben p. 173, 195 ff., 199 ausführlich erörtert worden sind und hier nicht wiederholt werden sollen. Auch ist hervorzuheben, dass Hoops (Waldbäume p. 384) selbst ausdrücklich und sehr richtig bemerkt, dass eine so komplizierte Frage wie die nach der Urheimat der Indogermanen nicht endgültig durch derartige Kriterien, wie sie von ihm geltend gemacht worden seien, entschieden werden könne.

In einer ganz anderen Richtung sucht K. Helm (oben p. 461) die Urgeschichte für die Frage der idg. Urheimat auszubenten, von der er, wie wir gesehen haben, wenigstens einen Teil in die altgermanischen Länder verlegt. Von der älteren Steinzeit der Muschelhaufen (Kjökkenmøddinger) an, so argumentiert H., lässt sich in Dänemark niemals ein plötzlicher und unvermittelter, totaler Kulturwechsel, sondern immer nur eine kontinuierliche Weiterentwicklung der Kultur feststellen. Dies wäre undenkbar, wenn etwa in neolithischer Zeit ein idg. Völkereinbruch daselbst stattgefunden hätte. Daher müssen die Germanen, bezüglich ihre Vorfahren, seit der älteren Steinzeit der Muschelhaufen in Dänemark ansässig sein. *Quod erat demonstrandum*. Indessen liegen die Dinge doch nicht so einfach, wie der Verfasser uns glauben machen möchte. Zunächst wäre darauf hinzuweisen, was der Verf. p. 12 Anm. 2 auch selber tut, dass immer noch hervorragende Gelehrte an der Meinung festhalten, dass die Muschelhaufen überhaupt nicht Zeichen einer Kulturperiode, sondern „eines örtlich beschränkten Kulturzustandes seien, der sehr gut mit anderen höheren gleichzeitig sein konnte“. Man könnte auch hervorheben, dass sich dieselben Muschelhaufen nicht nur in Dänemark, sondern auch an allen Küsten Westeuropas, in Frankreich, Portugal, Irland und in Sardinien, also gerade in solchen Ländern finden, die wir uns mit Recht (vgl. Kap. XII am Ende) von nichtindogermanischen Völkern besetzt denken. Repräsentierten aber etwa die Muschelhaufen eine der nichtindogermanischen, neben den indogermanischen bestehenden Kulturen Alteuropas, so würde natürlich die ganze Beweisführung Helms von vornherein gegenstandslos sein. Nun bin ich allerdings nicht dieser Meinung, sondern glaube, dass die Kultur der Steingräber mit Viehzucht, Ackerbau, Totenbestattung, geschliffenen Steinwerkzeugen usw. gegenüber derjenigen der Muschelhaufen, in der alle diese Kultur-

errungenschaften im wesentlichen noch fehlen, und die neuerdings auch bei der Aufdeckung eines Seeländer Torfmoors zutage getreten ist (vgl. Beilage z. Allg. Zeitung 1907 Nr. 10, p. 79), eine neue, höhere Epoche darstellt, die sich trotz Helm zum mindesten am einfachsten aus dem Auftreten einer neuen Bevölkerung erklärt. Ob und inwieweit es demgegenüber Helm gelungen ist, durch Nachweis kontinuierlicher Übergänge diese Ansicht zu erschüttern, kann, da es sich dabei um eine Reihe von Einzelheiten handelt, hier natürlich nicht entschieden und nur bemerkt werden, dass S. Müller, doch wohl der beste Kenner dieser Verhältnisse, in der Frage nach der Verschiedenheit oder Identität der Bevölkerungen während der älteren und jüngeren Steinzeit in Dänemark über ein *non liquet* nicht hinauskommt.

Aber gehen wir einen Schritt weiter und geben wir dem Verfasser zu, dass die Kultur der Muschelhaufen sich zu derjenigen der Steingräber durch kontinuierliche Übergänge und bei gleichbleibender Bevölkerung entwickelt habe, was steht, wenn andere Kriterien dafür sprechen, der Annahme entgegen, dass erst innerhalb der neolithischen Zeit eine neue Bevölkerung mit im wesentlichen gleicher Kultur sich mit der alten vermischt habe? Wohl haben wir in diesem ganzen Buch die Ansicht vertreten, dass die urindogermanische Kultur neolithischen Charakter trage; aber niemals haben wir diesen Satz umgedreht und behauptet, dass neolithisch und indogermanisch identische Begriffe seien. Wir stehen vielmehr, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, durchaus auf dem Standpunkt, den M. Hoernes Urgeschichte des Menschen p. 224 so präzisiert: „Wir leugnen jedes engbegrenzte Centrum für die Ausbreitung der neolithischen Kultur in Europa und können nicht zugeben, dass diese Kultur mit all ihren in verschiedenen Ländern beobachteten Merkmalen jemals — sei es in Europa, sei es in Asien — Eigentum eines Volksstammes gewesen sei.“ Auch möchten wir fragen: kann Helm etwa in Indien, Griechenland, Italien, allen Ländern, in die nach ihm selbst (oben p. 461) die Indogermanen eingewandert sind, lediglich durch archäologische Kriterien nachweisen, von welcher Zeit an die prähistorischen Denkmäler Indogermanen angehören? Wenn er das aber nicht kann, mit welchem Recht folgert er

aus dem vielleicht an sich richtigen Umstand, dass durch die Altertümer ein Wechsel der steinzeitlichen Bevölkerung in den nördlichen Ländern nicht bewiesen werden kann, dass ein solcher nicht stattgefunden habe?¹⁾ Man könnte glauben,

1) Darauf, dass in späteren Epochen infolge grösserer Differenzierung der Kulturen auch die Bodenaltertümer bestimmten Völkern, z. B. Kelten, Slaven, Franken usw. zugeschrieben und daher an ihnen auch Bevölkerungsbewegungen studiert werden können, ist schon oben (I², 211) hingewiesen worden. — Während des Druckes dieses Kapitels ging mir eine Besprechung der Helmschen Arbeit von R. Much (Mitteilungen der Wiener anthropol. Ges. 1907) zu. Ganz in unserem Sinne äussert sich dieser Gelehrte über die Argumentation Helms folgendermassen: „Seine Ausführungen über den Zusammenhang der beiden Steinzeitperioden sind in der Tat sehr beachtenswert und machen an sich schon die Arbeit zu einer verdienstlichen. Aber wenn er meint, dass ein indirekter Beweis für die Kontinuität der Bevölkerung erbracht sei, sofern es nicht gelinge, eine neolithische Einwanderung nachzuweisen, halte ich das für einen methodischen Fehler. Man muss doch fragen, wie sich denn in einer Zeit sehr unentwickelter und weithin sehr gleichmässiger Kultur eine Einwanderung in der Hinterlassenschaft bemerkbar machen soll, zumal wenn diese Einwanderung nicht von fernher, wenn sie langsam erfolgte und wenn etwa nur eine herrschende Schicht über eine ältere Bevölkerung sich legte. Es ist richtig, dass wir das Eindringen der Slawen in Deutschland oder der Sachsen und Angeln in Britannien aus den Funden erkennen; aber sind wir heute auch schon so weit, in den Funden Frankreichs, Englands oder Italiens den Anteil der ersten Indogermanen von dem ihrer Vorgänger reinlich scheiden zu können? Und sind wir imstande, für die Kjökkenmöddingerzeit an der Hand der Funde die Indogermanen irgendwo abzugrenzen, so wie wir etwa nach diesen die Kelten in Italien abgrenzen können? Ich glaube, dass, je weiter wir zurückgreifen, destoweniger mit archäologischem Material in ethnologischen Fragen zu beweisen sein wird. Für die britischen Inseln ist es nicht in Abrede zu stellen, dass hier die Indogermanen eine ältere Bevölkerung sich unterworfen und bis auf den letzten Rest sich sprachlich angegliedert haben. Was steht grundsätzlich der Annahme entgegen, dass ähnliches auch in Dänemark und auf der skandinavischen Halbinsel — nur hier früher — erfolgt ist? Selbst für die Zeit der grossen Steingräber halte ich für Dänemark eine Bevölkerung noch nicht erwiesen, aus der ohne Nachschübe von aussen die der Bronze- und Eisenzeit auf demselben Boden erwachsen konnte. Und wer sagt uns, wo in der jüngeren Steinzeit und nun gar in der Kjökkenmöddingerzeit die Grenzen etwa zwischen den späteren Kelten und Germanen verliefen? Und dass also, wenn sie schon Indogermanen waren,

dass diese Anschauungen der früher (I³, 151) ausgesprochenen Meinung widersprechen, der zufolge die weitgehende Indogermanisierung Asiens und Europas auf eine relativ „höhere Gesittung“ der sich ausbreitenden Indogermanen in Vergleich mit den Urbevölkerungen hinzuweisen scheine. Dies ist indessen nicht der Fall, sobald man den Begriff der „höheren Gesittung“ nicht nur in der äusseren und materiellen Kultur, von der wir durch die prähistorischen Denkmäler übrigens auch nur Bruchstücke kennen, sondern vor allem auch in den sozialen und religiösen Institutionen sucht. Wir haben in Kap. XII gesehen, dass die Indogermanen in scharf ausgeprägter Vaterfamilie lebten. Könnte die europäische Urbevölkerung bei im übrigen wesentlich gleichen äusseren Kulturverhältnissen nicht unter der Herrschaft des Mutterrechtes gestanden haben (vgl. Kap. XII am Schluss)? Wir haben in Kapitel VI gesehen, dass die Indogermanen in erster Linie Viehzüchter gewesen sind, denen Tapferkeit und Eroberungslust zu allen Zeiten die Brust geschwellt haben. Könnte die europäische Urbevölkerung nicht den friedlichen Ackerbau fleissiger betrieben haben? Wir haben in Kap. XV gesehen, dass den Indogermanen neben dem Totendienst ein ausgeprägter Kult des „Vaters Himmel“ und „der Himmlischen“ eignete. Könnte die europäische Urbevölkerung nicht ausschliesslich dem Ahnenkultus gedient haben? Hat der Prähistoriker etwa Mittel, solche eventuellen Annahmen zu widerlegen?

Aber es sei! Wir wollen einmal zugeben, dass die Ausführungen Helms von A—Z stichhaltig seien. Auch dann wäre nicht viel für die Urheimatfrage gewonnen. Haben doch die neueren Untersuchungen über die Flora der Muschelhaufenzeit, in der die Eiche, nicht, wie man bisher glaubte, die Kiefer der herrschende Baum war, diese ganze Kultur in jüngere Zeiten herabgerückt, als man bisher annahm. „Der Mensch hat sich erst Jahrtausende nach dem Aufhören der Vereisung in den nordischen Ländern niedergelassen. In der glazialen Tundren-epoche, welche der Eiszeit folgte, und auch in der nächstfolgenden Periode, als Birke, Espe und Kiefer anfangen, den

die Kökkenmöddingerleute gerade Vorfahren der Germanen sind? Die Sache liegt jedenfalls lange nicht so einfach, als Helm sie sich vorstellt.“

sumpfigen oder sandigen Boden zu besiedeln, war das Land zu unwirtlich, um den Menschen zur dauernden Niederlassung einzuladen. Erst als mit der zunehmenden Erwärmung die grossen Laubwälder ins Land zogen, fand auch der Mensch sich ein“ (Hoops Waldbäume p. 78). Machen wir also die Germanen mit Helm zu Anwohnern dieser Muschelhaufen, nun gut, so müssen wir uns sofort nach einer neuen und älteren Heimat für sie umsehen.

Wir können damit die anthropologischen und urgeschichtlichen Beweisführungen zugunsten einer irgendwo in Nordeuropa gelegenen Heimat der Indogermanen verlassen. Erwähnt sei nur noch, dass auch dieses Hinausrücken der Urheimat an die äusserste Peripherie der frühhistorischen Verbreitungsgrenze der Indogermanen einem der neusten Autoren noch nicht genügt hat, der vielmehr, gestützt auf die bisher erörterten Argumente und angeblich im Avesta und Rigveda enthaltene hoch- oder höchstnordische Erinnerungen (vgl. I³ 109 Anm. 1) kurzer Hand die Heimat der Indogermanen an den Nordpol verlegt. Es ist dies G. Biedenkapp (vgl. I³, 121) in seinem Buch: Der Nordpol als Völkerheimat, Jena 1906. In der Tat haben die Erforschung des Nordpols und die der idg. Urheimat viel Gemeinsames. Viele Leute haben sie entdecken wollen, mancher ist dabei verunglückt, und keiner hat sie gefunden, d. h. mit Ausnahme des Herrn Biedenkapp, der soeben wenigstens die Urheimat der Indogermanen am Nordpol entdeckt hat. Möchte es nun auch Herrn Nansen gelingen! Die Heimat der Indogermanen am Nordpol! Es klingt wie aus einer Faschingsnummer, und doch hat das Buch das Gute, dass es uns zeigt, wohin wir kommen, wenn wir uns bei der Erörterung dieser Fragen über alle historischen Daseinsbedingungen der Völker hinwegsetzen.

Neben der Anthropologie und Urgeschichte hat auch die Geographie in die Erörterung der idg. Urheimatfrage von verschiedenen Seiten her eingegriffen. Gewiss mit Recht! Wenn wir die Urheimat einer Völkergruppe, ihre älteste Verbreitung, ihre frühesten Wanderungen usw. feststellen wollen, wie könnten wir dabei die Beschaffenheit des Geländes unberücksichtigt lassen, in dem sich diese Vorgänge abgespielt haben? Dieses Gelände ist nicht von Anfang an so wie heute gewesen. Es hat eine Zeit gegeben, da Europa von Nord- und Inner-Asien

durch Meer, Seen und Eis getrennt, hingegen mit Afrika und Südwestasien landfest verbunden war. Es hat auch eine Zeit gegeben, in der „eine Inlandeismasse von 300 bis 1000 m Dicke das nördliche und mittlere Russland bedeckte“, in der „weiter im Westen die ganze skandinavische Halbinsel, Grossbritannien bis auf einen schmalen südlichen Streifen, Irland, der Raum, den heute Ost- und Nordsee einnehmen, damit natürlich die Inseln beider Meere und die cimbrische Halbinsel mit Eis bedeckt waren“, in der „ausserdem sich von Russland her das Inlandeis südwestwärts bis zur Rheinmündung zog, so dass Norddeutschland mit Eis bis an den Nordrand der Mittelgebirge bedeckt war“, in der „in Mitteleuropa die Alpen bis über den Fuss hinaus vergletschert gewesen sind“ usw. Alles dies kann gegenwärtig als feststehend angesehen werden. Die Frage ist nur, kann es direkt mit der Ermittlung der idg. Urheimat, d. h. mit der Feststellung desjenigen geographisch relativ beschränkten Gebietes in Zusammenhang gebracht werden, von dem die idg. Wanderungen ausgegangen sind. Jene Ansätze der Paläogeographen sind ja vollkommen zeitlos, und man kann den letzteren, wie ich oft erprobt habe, keine grössere Verlegenheit bereiten, als mit der Frage: wann haben die Zustände geherrscht, welche Du da beschreibst? „Kaum eine Frage“, sagt Melchior Neumayr Erdgeschichte II, 651, „wird häufiger von den Laien an den Geologen gerichtet als nach der Dauer der vergangenen Perioden, und kaum auf irgend eine Anfrage ist er so wenig imstande, eine bestimmte und befriedigende Antwort zu geben. Das einzige, was er sagen kann, ist, dass es sich um ungeheuer lange Zeiträume handelt, um Ziffern, von deren Grösse und Bedeutung man sich kaum mehr eine Vorstellung zu machen imstande ist.“ Dasselbe gilt natürlich im speziellen auch von dem Zeitraum, der seit der letzten Vergletscherung Europas in der Richtung auf die Gegenwart verfloren ist.

Demgegenüber bedenke man, dass kein einziges der idg. Völker sich geschichtlich mit Sicherheit vor dem Jahre 2000 v. Chr. nachweisen lässt, und man wird den Ansatz des III. oder IV. Jahrtausends v. Chr., also einer Zeit, da in Babylonien und Ägypten bereits geschichtliches Leben blühte, als Zeitpunkt der ältesten idg. Ausbreitung schon ziemlich hochgegriffen finden. Auch würden wir, worauf Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung

1903 p. 132 mit Recht hingewiesen hat, da sich die menschliche Sprache immer, wenn auch in geschichtlichen Zeiten stärker als in vorhistorischen, verändert, ohne Zweifel nicht mehr in der Lage sein, die idg. Spracheinheit nachweisen zu können, wenn wir etwa als Trennungsepoche der Indogermanen statt des III. oder IV. vielmehr das XXX. oder XL. Jahrtausend v. Chr. ansetzen wollten. Aus alledem ergibt sich, dass wir es bei der ältesten Ausbreitung der Indogermanen mit einer an der Schwelle der Geschichte verlaufenden Völkerbewegung in neolithischer, ja, wegen der Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Kupfer, in spät-neolithischer Zeit zu tun haben, in der nicht nur, wie oben gezeigt, die Völker Europas bereits aus Mischungen von Lang- und Kurzköpfen, Lang- und Breitgesichtern, Blondem und Brünettem bestanden, sondern in der auch die geographischen Verhältnisse der Oberfläche Europas bereits dieselben wie in den frühhistorischen Perioden waren.

Nichtsdestoweniger möchte ich glauben, dass jene paläogeographischen Tatsachen auch für die idg. Heimatfrage nicht durchaus gleichgültig sind, und zwar in einer doppelten Hinsicht.

Wenn jene wiederholten Vergletscherungen Europas zusammen mit den, nach Ansicht der Geologen, auf sie folgenden Tundren- und Steppenbildungen sich auch viel zu früh abgespielt haben, als dass die indogermanischen Völkerbewegungen in irgendwelche direkte Beziehungen zu ihnen gebracht werden könnten, so haben jene urzeitlichen Verhältnisse doch immerhin ihre Schatten bis in die historischen Zeiten geworfen. Von hoher Bedeutung ist in dieser Hinsicht das III. Kapitel des Hoopsschen Buches: Wald und Steppe in ihren Beziehungen zu den prähistorischen Siedlungen Mitteleuropas. Der Urwald, so ungefähr führt der Verfasser aus, ist immer der Feind, niemals der Freund des Menschen gewesen, der ihn deshalb mehr gemieden als aufgesucht hat. Es ist aber eine irriige Vorstellung, sich das mittlere und nördliche Europa in frühhistorischer Zeit ausschliesslich von Urwald bedeckt zu denken. Vielmehr ist dasselbe an dauernd ohne Waldecke gebliebenen Strecken reicher, als man bisher geglaubt hat. Solche waldfreie oder waldarme Strecken finden sich nun aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde (vgl. dazu auch Krause a. a. O. p. 929 f.),

vorwiegend auf altem, der Vergletscherung gefolgt Steppenboden: „Es lassen sich deutlich zwei Züge unterscheiden, die nach Osten zu mit den pontischen Steppen in Verbindung stehen Der Hauptzug führte von den pontischen Steppen die Donaulinie aufwärts nach Mähren, Süddeutschland und der Schweiz, wo namentlich das untere Alpenvorland in seiner ganzen Ausdehnung von Niederösterreich bis zum Jura, ferner die Hochflächen der Schwäbischen und Fränkischen Alb, das Vorland des Schwarzwaldes und das Neckarland sowie die oberrheinische Ebene von ausgedehnten Steppen bedeckt waren. Auf der Hochsteppe der Fränkischen Alb, im Maingebiet und im nördlichen Böhmen begegnete sich dieser Zug mit einem anderen, der von den pontischen Steppen aus nördlich an den Karpaten entlang nach Norddeutschland verlief, wo wir im mittleren Elbe- und Saalegebiet, in der Kyffhäuser Gegend und am Ostrand des Harzes auf altem Steppenboden stehen, der sich wahrscheinlich durch Nordwestdeutschland bis nach Belgien und Nordfrankreich fortsetzte.“ Auf diesen beiden Linien, die wir kurz als die Pontus-Donaulinie und Pontus-Karpatenlinie bezeichnen können, lassen sich seit paläolithischer Zeit auch die meisten menschlichen Ansiedlungen nachweisen. Sie werden wir daher auch für die ältesten Wanderungen der Indogermanen in erster Linie ins Auge zu fassen haben. Hiermit ist natürlich über den Ausgangspunkt dieser idg. Völkerbewegung noch nichts gesagt, der vielmehr auf ganz anderem als anthropologischem, urgeschichtlichem oder paläogeographischem Wege zu bestimmen sein wird. Nachdem dies aber geschehen sein wird, liegt doch die Frage nahe: kann in jenem Raum, den wir als Ausgangspunkt der Indogermanen in Anspruch nehmen, die idg. Sprach- und Völkereinheit auch entstanden sein, eine Frage, bei der wir zum zweiten Male mit jenen geologischen Tatsachen in Berührung kommen werden

Eine Reihe von Anregungen, wie aus dem Hoopsschen Buche, habe ich für die Erörterung der Heimatfrage auch aus den Arbeiten F. Ratzels (I³, 128) über diesen Gegenstand empfangen (vgl. auch dessen Aufsatz, Der Ursprung der Arier in geographischem Licht, Die Umschau 1899 Nr. 42 u. 43). Allerdings muss ich gestehen, dass es mir, trotz eifrigen Studiums und wiederholter Befragung hervorragender Fachgenossen des

Vfs., nicht gelungen ist, überall ein klares Bild von der Argumentation Ratzels zu gewinnen. Der Grund hierfür scheint mir darin zu liegen, dass Ratzel in den genannten Arbeiten vier verschiedene Gesichtspunkte nicht genügend auseinander gehalten hat, nämlich erstens die Frage nach der Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit, zweitens die Frage nach der Örtlichkeit, wo die Trennung der idg. Sprach- und Völkereinheit stattfand, drittens das Problem der Entstehung der idg. Einzelvölker, das R. v. Jhering (I³, 50) bereits streifte, und viertens endlich die Beziehungen des Indogermanentums zu den von den Prähistorikern unterschiedenen Kulturepochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Immerhin treten in den Ratzelschen Arbeiten doch zwei Sätze mit grosser Deutlichkeit hervor: erstens dass an der Bildung des idg. Urvolkes die pontischen Steppen und Übergangsgebiete zwischen Wald und Steppe den grössten Anteil haben, zweitens dass die Donau- und Dniestrstrasse für die Ausbreitung der Indogermanen von grosser Bedeutung gewesen sind. Nimmt man hinzu, dass von dem ungeheuren Raum, den Ratzel schliesslich als Urheimat der Indogermanen in Anspruch nimmt („er umfasst den nördlichen Teil des Zweistromlandes, Armenien und den Kaukasus, Kleinasien und ist durch das Schwarze Meer, die nördliche Balkanhalbinsel, die Donau und den Dniester mit Inneneuropa, durch die Ostsee mit Nordeuropa verbunden“), Kleinasien und Armenien ausscheiden, da die idg. Völker, hierher, wie wir noch weiter sehen werden, ganz sicher erst in späterer Zeit gelangt sind, so zeigt sich, dass das Ratzelsche Endergebnis, abgesehen von der weiten Ausdehnung seines Ursprungslandes gegen Norden, von dem 10 Jahre früher in „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ gewonnenen nicht wesentlich verschieden ist, so dass ich F. Ratzel ebenso wie A. Fick (oben p. 465), eher zu den Anhängern als Gegnern einer nordpontischen Urheimat der Indogermanen zählen möchte. Noch einmal werden wir zu den Ausführungen dieses Gelehrten bei der Erörterung der Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit zurückkehren, für die sie mir den grösseren Wert zu haben scheinen.

Es hat sich ergeben, dass wir bei der ältesten Ausbreitung der Indogermanen es mit einer in spätneolithischer Zeit fast an der Schwelle der Geschichte verlaufenden Völkerbewegung zu

tun haben. Es folgt hieraus, dass wir die zuverlässigsten Kriterien für die Bestimmung des Ausgangspunktes dieser Völkerbewegung in den frühgeschichtlichen Verhältnissen selbst zu erwarten haben werden. Indem wir uns daher nunmehr zu der positiven Erörterung des Heimatproblems wenden, werden wir zunächst die ältesten Stammsitze der idg. Einzelvölker und ihre Bedeutung für die Bestimmung der idg. Urheimat festzustellen suchen. In einem zweiten Abschnitt werden wir die in diesem ganzen Werk zerstreuten linguistisch-historischen Anhaltspunkte für die Ermittlung des idg. Urlands sammeln. Drittens werden wir alsdann die Frage erörtern, ob in demjenigen geographischen Bezirk, von dem zufolge der im ersten und zweiten Abschnitt gewonnenen Indizien die Ausbreitung der Indogermanen ausging, auch die Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit zu denken ist.

I. Die ältesten Stammsitze der idg. Einzelvölker und ihre Bedeutung für die Bestimmung der idg. Urheimat¹⁾.

Die idg. Sprachen zerfallen je nach dem Geschick, welches in ihnen den uridg. Palatallauten (*k̄*, *k̄h*, *ǵ*, *ǵh*) zuteil geworden ist, in solche, die, an Stelle der palatalen, spirantische und in solche, die in gleichem Falle *K*-Laute aufweisen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet das Zahlwort für Hundert, idg. **k̄m̄tóm*: scrt. *śatá*, aw. *satem*, lit. *szim̄tas* gegenüber griech. *ἑκατόν*, lat. *centum*, altir. *cét*, got. *hund*. Man hat sich daher gewöhnt, diese beiden Gruppen der idg. Sprachen als Satem- und Centumsprachen zu bezeichnen, und erblickt einstimmig in diesen Lautverhältnissen die Spuren dialektischer, schon in der idg. Grundsprache vorhandener Unterschiede. Da wir nun die Wahrnehmung machen können (vgl. schon I³, 172 und oben p. 127), dass noch die älteste geschichtliche Lagerung der idg. Einzelvölker diesen vorgeschichtlichen dialektischen Unter-

1) Vgl. hierzu R. v. Erckert Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme, Berlin 1901, Karte II: Indogermanische Völker in Europa zu Anfang des VI. Jahrhunderts. Wir begrüßen in diesem Werk den ersten kartographischen Versuch, die Ethnographie Europas auf Grund der linguistischen Errungenschaften darzustellen. Im einzelnen weichen wir nicht selten von den Erckertschen Aufstellungen ab.

schied insofern widerspiegelt, als die Centumvölker noch heute den Westen, die Satemvölker den Osten des idg. Sprachgebiets einnehmen, so erhellt hieraus die wichtige Tatsache, dass in dem relativen Lagerungsverhältnis der idg. Einzelvölker zueinander durch die Ausbreitung der Indogermanen keine allzu grosse Verschiebung eingetreten sein kann, und es ergibt sich von vornherein der Satz, dass diejenige Lokalisierung der Urheimat die wahrscheinlichste sein wird, welche allzu beträchtliche, rein imaginäre Translokationen der Einzelvölker, z. B. der Inder von den Ufern der Spree nach Indien, der Griechen aus den Gefilden des südlichen Schwedens nach der Balkanhalbinsel usw. vermeidet und in der frühhistorischen Lagerung der Einzelvölker nicht viel mehr als ein vergrössertes und auseinander gezogenes Bild ihrer Lagerung in der Urheimat erblickt. Wir haben früher von einem „sich Aufrollen“ des idg. Urvolkes gesprochen und müssen nun die in Geschichte und Sprache vorliegenden Spuren „eines sich Zusammenziehens“ der idg. Einzelvölker in der Richtung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt festzustellen suchen, aber immer unter peinlichster Berücksichtigung des geschichtlich Tatsächlichen oder wenigstens Möglichen und Wahrscheinlichen.

Beginnen wir unsere Besprechung mit dem östlichen Flügel der Satemvölker, so scheidet von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen zunächst das eine Zeitlang als ihre Heimat in Anspruch genommene Indien aus; denn es kann nicht bezweifelt werden, dass eine Besiedelung Indiens durch das Sanskritvolk, und zwar von Nord-Westen her stattgefunden hat, eine Bewegung, welche in den Gesängen des Rigveda noch als im Verlaufe begriffen geschildert wird. Die Inder dieses Zeitalters, deren Hauptsitze an den Ufern des *Sindhu* (Indus) zu suchen sind, haben von der *Gaṅgā* (Ganges), welche nur einmal in Rigveda genannt wird, noch keine direkte Kunde. Auch bis zu den Mündungen des Indus, bis zum arabischen Meer scheinen sich ihre Sitze damals noch nicht erstreckt zu haben (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 21 f.). In sehr anschaulicher Weise spiegelt sich dieses allmähliche Vordringen der indischen Stämme nach Süd und Ost in der verschiedenartigen Einteilung und Benennung des Jahres in älteren und neueren Sprachperioden des Sanskrit ab, wie wir dies oben p. 227, 239 ausführlich dar-

gestellt haben. Da nun das älteste Indisch von dem ältesten Iranisch sich kaum mehr als eine griechische oder deutsche Mundart von der anderen unterscheidet, so erhellet hieraus, dass wir die Inder, die sich ja auch, ganz wie die Iranier, als Arier bezeichneten (vergl. oben p. 392), zunächst bis auf iranischen Boden erfolgen können, von wo sie, am wahrscheinlichsten auf dem alten Völker- und Handelsweg entlang dem Kabul in das Industal eingewandert sind.

Auf iranischem Völkerboden, auf den wir daher sofort übergehen können, ist die für unsere Zwecke wichtigste Frage die nach dem Verhältnis, in dem die zweifellos altiranischen Völker, Meder und Perser, die Stämme, die das Ostiranisch des Awesta sprachen usw., zu denjenigen nomadischen oder halb-nomadischen Völkerschaften stehen, die im Norden Irans von der kirgisisch-turkmenischen Steppe bis tief in das europäische Russland reichen, und von den Alten als Saken, Skythen, Skoloten (diese Namen hängen untereinander wohl auch etymologisch zusammen) und Sarmaten bezeichnet werden. Als Antwort auf diese Frage kann gegenwärtig mit Sicherheit gesagt werden, dass die Skythen eine arische Sprache redeten und der Grundstock dieser Völker also ein arischer war. Dies folgt nicht nur aus den zahlreichen skythischen Eigennamen, Personennamen, wie den mit $-\xi\alpha\iota\varsigma$ (z. B. *Κολάξαις*) = aw. *xšaya* „Fürst“ gebildeten, Götternamen, z. B. *Ταβίτι*, die Herdgöttin: aw. *tap* „heiss sein“, *Ἀργίμπασα*, Venus Urania, **aryama-pasa* „die starkarmige“: aw. *bāzu* „Arm der Menschen und Götter“ (vgl. Sobolevsky Archiv für slavische Philologie XXVIII, 449), Flussnamen wie *Τάνας*: aw. *dānu* „Fluss“ (vgl. Sobolevsky Archiv XXVII, 240, der wahrscheinlich macht, dass gewisse Skythenstämme die Media in die Tenuis verschoben), sondern auch aus den allerdings selteneren andersartigen Wörtern wie *ἑνώρες*, nach Herodot = *ἄνδρογυνοι*: aw. *nar* „Mann“ mit Alpha privativum oder *οἶο* „Mann“ = aw. *vîra*. Ferner zeigen sowohl die slavischen wie auch die ostfinnischen Sprachen sehr alte Entlehnungen aus dem iranischen Sprachenkreis, die natürlich nur durch Skythen vermittelt sein können, wie z. B. das gemeinslavische *bogŭ* „Gott“ aus aw. *baya* oder die ostfinnischen Bezeichnungen des Goldes und Eisens (oben p. 42, 88). Endlich spricht auch das kleine kaukasische Völkchen der Osseten bekanntlich noch heute eine

rein iranische Sprache und muss als ein letzter hochnordischer Rest der Sarmaten und Skythen betrachtet werden. Die Erkenntnis aber, dass die Skythen Arier waren, beantwortet zugleich die Frage nach den ältesten Stammsitzen der letzteren: „Da wir“, sagt E. Meyer Geschichte des Altertums I, 514 mit Recht „wohl einen Übergang von unsteter zu sesshafter Lebensweise uns vorstellen und geschichtlich nachweisen können, nicht aber in gleichem Umfang das umgekehrte, so wird anzunehmen sein, dass die sesshaften Arier aus der turanisch-südrussischen Steppe in ihre späteren Wohnsitze gelangt und hier zu einer höher entwickelten Kultur übergegangen sind, dass sich also ihre Ansiedelung ähnlich vollzogen hat, wie jetzt die türkischer Stämme in denselben Gebieten oder wie der Semiten in Syrien und im Tigrisland.“ Auch ganz direkt werden im Altertum (vgl. Ammianus Marc. XXXI, 2, 20) die Perser als *originitus* Skythen bezeichnet. Schwieriger ist es, den Weg zu bestimmen, auf dem sich diese nord-südliche Ausbreitung der Arier vollzogen hat. Während man früher meist an eine von den Oxus- und Jaxartesländern ausgehende Besiedelung Irans dachte, fassen neuere Gelehrte vielfach, besonders seitdem Scheftelowitz K. Z. XXXVIII, 260 ff. in den Kossäern des Zagrosgebirges, die Babylonien von 1700 bis 1100 v. Chr. beherrschten, und in den Mitiani, die im XVI. Jahrhundert in Mesopotamien regierten, Iranier erkannt zu haben glaubt, Medien und Persis als „Kernpunkte des arischen Volkstums“ ins Auge. Ich möchte glauben, dass auch der Annahme einer sowohl vom Westen (durch die Kaspischen Tore) als auch vom Osten (längs des Oxus und Jaxartes) ausgehenden Besiedelung Irans nichts im Wege steht. Die gemeinsame Ausbildung der ältesten, speziell arischen (indisch-iranischen) Spracheigentümlichkeiten wäre alsdann schon in die nordische Heimat in den Grenzgebieten Europa-Asiens zu verlegen. Vielleicht weist in diese Zeit das finnisch-ugrische, finn. *mehiläinen*, mordv. *m'ekš*, *m'eš*, tscherem. *mükš*, *müχš*, ung. *méh* etc. „Biene“ zurück, das aus dem arischen, sert. *māksha* „Fliege, Biene“ = aw. *maxši* „Fliege“ entlehnt zu sein scheint in einer Epoche, da die arischen Wörter, wie in der Grundsprache, noch *e* statt *a* im Stamme hatten (vgl. K. B. Wiklund *Le monde oriental* I,¹ p. 56). Daneben könnte in späterer Zeit eine speziell arische Kulturperiode, deren Schauplatz W.

Geiger (Muséon 1884) an die beiden Abhänge des Hindukusch verlegt, hier oder anderswo gedacht werden. Denn es ist mir durchaus unwahrscheinlich, dass an jenen arischen (indisch-iranischen) Kulturgleichungen, z. B. an der grossen Zahl der indisch-iranischen Kulturwörter auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, alle iranischen Stämme, also auch die skythischen, einmal teil hatten. Vielmehr möchte ich glauben, dass diese von uns jetzt in gleicher Weise als „arisch“ bezeichneten Kulturwörter in Wirklichkeit sehr verschiedenen Epochen angehören. Doch ist, soviel ich sehen kann, diese, wie mir scheint, naheliegende Frage noch nicht aufgeworfen, geschweige beantwortet worden (vgl. oben p. 207).

Die Skythen waren also ihrem Grundstock nach Arier. Das ist sicher. Ebenso sicher ist aber, dass zahlreiche von ihnen beherrschte und ebenfalls als Skythen bezeichnete Stämme nicht reine Arier oder auch nur reine Indogermanen gewesen sind. Vielmehr geht, worauf zuletzt I. Peisker (Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen) mit Nachdruck hingewiesen hat, aus den Nachrichten des Herodot und Hippokrates deutlich hervor, dass jedenfalls die nordpontischen Skythen, die jene beiden griechischen Gewährsmänner am besten kannten, in Lebensweise und Körperbildung zahlreiche unverkennbare turkotatarische oder uralaltaische Züge aufweisen, so dass Peisker die Skythen geradezu als „iranisierte Ural-Altai“ bezeichnet. Auf jeden Fall ergibt sich, dass in dem eurasischen Steppengebiet einstmals arische Stämme ausgedehnte ural-altaische Bevölkerungsschichten unterworfen und sich mit ihnen vermischt haben müssen. Von einer solchen Unterwerfung haben wir vielleicht noch Kunde. Wir wissen, dass bis zum VIII. (?) Jahrh. v. Chr. die skolotischen Skythen westlich nur bis zum Don sassen, von dem an bis zur Donau das Volk der Kimmerier (*Κιμμέριοι*) wohnte. In der genannten Zeit wurden diese Kimmerier von den westwärts vordringenden Skythen, die sich an ihre Stelle setzten, aus ihrem Lande vertrieben. Als selbstverständlich kann dabei angenommen werden, dass Reste der alten Bevölkerung, z. B. die Taurer in der Krim, die nach dem Kimmeriern heisst, zurückblieben ¹⁾ (vgl. E. Meyer Geschichte

1) Dies geht auch indirekt aus Herodot IV, 1–3 hervor, wo er-

des Altertums I, 544 nach Herodot IV, 11). Nun besitzen wir über die Nationalität der Kimmerier, die jedenfalls von den Skythen mit seltener Schärfe von den Alten geschieden werden, keine direkten Nachrichten. Bedenkt man jedoch, dass die oben erwähnten ural-altaischen Charakterzüge nach den Berichten des Herodot und Hippokrates gerade bei den nordpontischen Skythen mit besonderer Schärfe hervorgetreten sein müssen, so liegt der Verdacht nicht fern, dass die Kimmerier Turkotataren waren, und die pontischen Skythen ein Gemisch von Ariern und Kimmeriern darstellen. Indessen soll dieser Faden erst an einer späteren Stelle wieder aufgenommen und hier nur noch auf ein Kriterium hingewiesen werden, welches unsere obigen Annahmen über die ältesten Wanderrichtungen der Arier zu bestätigen scheint. Aus dem anregenden Büchlein Baemeisters Alemannische Wanderungen (Stuttgart 1867) wissen wir, dass wandernde Völker sich gern von ihren alten Flussnamen begleiten lassen. Nun haben wir im Rigveda die sagenberühmte *Rasâ* (vgl. scrt. *rasâ* „Feuchtigkeit“), „die grosse Mutter“ (*mâtâ mahî*), die um des Himmels Höhe fliesst, über die es schwer ist, hinüberzukommen. Dieses vedische *Rasâ* entspricht genau dem awestischen *Ranñhâ*, dem Namen eines ebenfalls sagenhaften Stromes „mit breiten Ufern“. Beide Namen aber hat bereits E. Kuhn (K. Z. XXVIII, 214) mit der von Ptolemaeus erhaltenen Bezeichnung des breitufrigen „Mütterchens“ Wolga *Pâ*, verknüpft, das aus **rasâ*, **raâ* wohl entstanden sein kann. Stellt man zu diesem *rasâ-ranñhâ* nun auch noch den auf altiranischem Boden so häufigen Flussnamen *Araxes*, der bei Herodot mehrfach sicherlich identisch mit dem Jaxartes¹⁾ (= aw. *ranñhâ*?) ist, aber auch im Süden des Kaukasus und in Persis wiederkehrt, so würde sich in der geographischen Verbreitung dieses Flussnamens die oben besprochene nord-südliche Wanderungsrichtung der Arier in einem östlichen und westlichen Zweig trennlich abspiegeln.

zählt wird, dass die Skythen bei Verfolgung der Kimmerier 28 Jahre ausser Landes blieben, und während dieser Zeit die skythischen Frauen sich mit ihren Sklaven, d. h. den zurückgebliebenen Elementen der Kimmerier, einliessen: ἐκ τούτων δὴ ὦν σφι τῶν δούλων καὶ τῶν γυναικῶν ἐπετρούφη νεότης.

1) Herodot I, 202, IV, 11; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 15.

Daneben besteht eine zweite Kette zusammenhängender Flussnamen, die sichtlich von dem iranischen (awest.) *dānu*, osset. *don* „Fluss“ abgeleitet sind (vgl. Sobolevsky Archiv XXVII, 240 ff.). Es sind von Osten nach Westen vorschreitend der schon oben genannten *Tanais* (Don), der *Danapris* (Dniepr), *Danastrus* (Dniestr) und *Danuvius* (Donau). Die drei zuletzt genannten Flussnamen werden noch nicht von Herodot genannt, der dafür die Bezeichnungen *Βορροθένης*, *Τύρης* und *Ἰστρος* bietet. Sobolevsky ist nun der Meinung, dass die letzteren Ausdrücke der skythischen Sprache, die auch nach ihm eine iranische war, angehört hätten und erst um den Beginn unserer Aera durch die sarmatischen, von *dānu* abgeleiteten Namen verdrängt worden seien. Bedenkt man jedoch, dass weder *Βορροθένης*, noch *Τύρης*, noch *Ἰστρος* mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit aus dem Iranischen erklärt werden können, so möchte ich eher vermuten, dass diese Flussnamen der nicht-iranischen Sprache der oben genannten Kimmerier angehörten, an den Mündungsgebieten der betreffenden Flüsse haften blieben und so den griechischen Kolonisten und durch sie Herodot bekannt wurden, während die mit *dānu* gebildeten Namen die echt skythischen (iranischen), vielleicht schon indogermanischen¹⁾ sind, aber mehr im Innern des Landes galten und darum, was auch Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 339 Anm. 2 vermutet, erst später genannt werden (*Danuvius* bei Sallust, *Danastrus* und *Danapris* bei Ammianus Marcellinus).

Wir wenden uns nunmehr zu den europäischen Satemvölkern und beginnen ihre Besprechung mit den Slaven.

Es ist bekannt, dass diese Völker im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Namen *Veneti* (Tacitus *Germ. cap.* 46) oder *Venedi* (Plinius *hist. nat.* IV, 13, 27) zum ersten Male in die Geschichte eintreten, und schon in dieser Zeit lassen sich ihre Wohnsitze mit einiger Genauigkeit angeben. Dieselben

1) Es liegt nahe, mit dem iranischen *dānu* „Fluss“ auch den thrakischen *San-danus*, den thessalischen *Απιδανός*, den italischen *Ἰσιδανός* und den keltisch-ligurischen *Rho-danus* zu verbinden (vgl. Bremer Ethnographie der germanischen Stämme in Pauls Grundriss III², 781). In jedem Falle ist die Verknüpfung des *Danuvius* mit dem iranischen Wort einleuchtender als seine Ableitung von einem keltischen **dānu* „fortis“, wie sie Müllenhoff vorschlug.

können nämlich einerseits den Nordrand des Pontus noch nicht berührt haben, da diese Gegenden von den Sarmaten oder Sauromaten besetzt gehalten wurden, andererseits können sie im Westen weder die Karpaten noch die Weichsel überschritten haben; denn bis zu dem genannten Fluss kennt Tacitus germanische Stämme, die sich teilweise, wie in den Bastarnen, über dieselben hinaus bis nach dem heutigen Galizien und weiter erstreckten, und in den alten getischen oder dakischen und pannonischen Eigennamen, die uns in reicher Anzahl überliefert sind, hat man bis jetzt keine Spur von Slavismus entdecken können. Müssen im Anfang unserer Zeitrechnung die Wohnsitze der Slaven demnach nördlich der Pontischen Steppen und östlich der Weichsel und der Karpaten gesucht werden, so lässt es sich ferner wahrscheinlich machen, dass schon 5 Jahrhunderte früher in den genannten Gegenden der gleiche Volksstamm ansässig war. Herodot, der erste, welcher, wie wir bereits sahen, von dem Osten Europas einige Kunde bringt, nennt nordwärts der Skythen, welche den Unterlauf der vier grossen Ströme Dniestr, Bug, Dniepr, Don besetzt halten, mehrere Stämme, die er ausdrücklich als nicht-skythisch bezeichnet. Einer derselben waren die *Νευροί*, die nach Herodot IV, 17 nördlich von den *Σκύθαι Ἀγοτῆρες* wohnten. Nach demselben Geschichtschreiber fliesst der *Τύρης* (Dniestr) aus einem grossen Sumpf, der „das Land der Skythen und das der Neuren trennt“ (IV, 51). Alle Autoren, von Šafařík bis auf den heutigen Tag, stimmen nun darin überein, dass in diesen *Νευροί*, deren Name in nordwestlicher Richtung in dem der Stadt *Nur* (*Nuriska zemlja*, *Nurjaninā*) am *Nurec*, einem Nebenflüsschen des Bug (Zuflusses der Weichsel), wiederkehrt (vgl. Näheres bei W. Tomaszek Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden II im 117. Band der Sitzungsab. d. Wiener Ak. p. 3) die Urslaven zu erblicken sein. Zweifelhafte ist es, wie weit ihr Land sich ostwärts erstreckte, da es sich schwerlich ausmachen lässt, ob die an die Neuren angrenzenden, von Herodot ebenfalls von den Skythen getrennten Audrophagen, Melanchlänen und Budinen (vgl. oben p. 471), wie Müllenhoff Deutsche Altertumskunde III, 18 für die beiden ersteren annimmt, ebenfalls Slaven, oder wie andere (z. B. Braun Untersuchungen auf dem Gebiet der gotisch-slavischen Beziehungen I, Sbornik 64 Nr. XII p. 83) glauben, bereits Finnen sein. Wenn man Wert

darauf legt, dass in dem urslavischen Wörterbuch eine Bezeichnung für die Buche fehlt, deren Name von den slavischen Einzelsprachen (vgl. z. B. russ. *bukā*) aus dem Deutschen entlehnt wurde, würde es sich empfehlen, die urslavischen Wohnsitze aus dem Quellgebiet der Dniestr etwas ostwärts zu rücken, vorausgesetzt freilich, dass die östliche Buchengrenze damals dieselbe wie heute war¹⁾. Im grossen und ganzen aber herrscht in diesen Fragen eine erfreuliche Übereinstimmung der in Betracht kommenden Forscher. So spricht sich Müllenhoff Deutsche A.-K. folgendermassen aus: „Nach alledem können wir als Resultat der bisherigen Untersuchungen hinstellen, dass die Slaven in den ältesten uns bekannten Zeiten von den Karpaten und dem oberen Laufe der Weichsel um die grosse Sumpfreigion herum nördlich bis an die Waldaihöhen, dann ostwärts gegen die Finnen bis in den ersten, obersten Bereich der Wolga und des Don verbreitet waren . . . Die älteste und eigentliche Heimat der Slaven war demnach das Gebiet des mittleren und oberen Dnieprs“, und ganz ähnlich heisst es auch in der neuesten Behandlung dieses Gegenstandes bei M. Hruševskýj²⁾ Geschichte des ukrainischen Volkes, Leipzig 1906 p. 63: „So haben wir für das urslavische Territorium die Strecke von dem karpatischen Vorgebirge bis zur Alauner (Valdajer) Hochebene, die Länder des oberen und des mittleren Dniepr (doch sind die Territorien östlich vom Dniepr und auch in der Nachbarschaft des Niemenbassins bestreitbar) und die Länder zwischen der Weichsel und dem Niemen bis zum Meere (insofern diese Länder nicht von gotischen und litauischen Ansiedelungen eingenommen waren³⁾). Woher die Slaven in dieses Territorium eingertückt

1) Gewöhnlich wird mit der heutigen östlichen Buchengrenze von den Forschern wie mit einer seit ewigen Zeiten feststehenden Tatsache gerechnet, während doch die Geschichte der nördlichen Buchengrenze zeigt, wie variabel die Verbreitung dieses Baumes im Laufe der Zeit gewesen ist.

2) Wir machen auf dieses Werk auch deshalb hier besonders aufmerksam, weil in ihm eine grosse Menge von die älteste Ethnographie und Urgeschichte des europäischen Ostens betreffender, in slavischen Sprachen niedergelegter Literatur verzeichnet und charakterisiert wird, die im Westen nicht oder wenig bekannt ist.

3) Ähnlich auch L. Niederle *Slovanské starožitnosti* I, 1. V Praze 1902 (nach J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slaven

sein könnten, dafür fehlt es an jedem Anhalt. Merkwürdig ist die Übereinstimmung des Namens der beiden Flüsse Bug, des Nebenflusses der Weichsel und des sich in das Schwarze Meer ergießenden (der südliche heisst bei Herodot *Ἰπτανίς*, bei Jordanes *Vagus*). Vielleicht sind die Slaven einstmals aus dem Bereich des einen (des südlichen) in den des anderen gewandert.

Nordwärts der Slaven sass der mit ihnen aufs engste verbundene preussisch-lettische Sprachzweig, der zuerst in den *Aestii* des Tacitus (Kap. 45) an der Bernsteinküste, hierauf in den *Galindae* und *Sudini* des Ptolemäus als den *Venedi* benachbart genannt wird. Müllenhoff a. a. O. p. 22 macht es wahrscheinlich, dass „die Ausbreitung des gesamten Stammes von Süden oder Südosten her vor sich gegangen sei, und dass somit die Sumpfreion des Pripet einmal seine natürliche Südgrenze und die erste Basis seiner Ausbreitung gewesen sei“. Nach einer Auseinandersetzung J. v. Fierlingers (K. Z. XXVII, 480) ginge aus der von Herodot überlieferten Namensgestaltung *Νεῦροί*, in welcher das balto-slavische Lautgesetz der Verwandlung von idg. *ev, eu* in *ov, ou* (griech. *ἔλευ-σα*, lit. *pluti*, altsl. *pluti, plovq*) noch nicht eingetreten sei, hervor, dass sicherlich im V. Jahrhundert die baltoslavische Spracheinheit noch bestanden habe (vgl. I³, 138).

Von wann an dieser Sprachzweig bis zur Bernsteinküste gegessen habe, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Nach

zu Turkotataren und Germanen p. 2). — Allerdings widerspricht diese Lokalisierung der slavischen Urheimat der Tradition der ältesten Kiewer Chronik: „Nach langen Zeiten siedelten sich die Slaven an der Donau an, dort, wo heute das Ungarische und Bulgarische Land ist; von hier aus verbreiteten sich diese Slaven in die Länder und haben eigene Namen angenommen.“ Aber mit Recht bemerkt Hruževský p. 68: „Diese Tradition widerspricht der ganzen Summe unserer Kenntnisse über die slavische Kolonisation, sie ist eine misslungene Hypothese eines Kiewer Buchgelehrten. Sie hat sich in jenen Zeiten, als sich das Andenken an die slavische Migration bereits verwischt hatte, aus allerlei Tatsachen herausgebildet, z. B. aus den Erwähnungen der Donau in der Volkspoesie, aus biblischen Erzählungen über die allgemeine Verteilung der Völker aus dem Süden —, wurde aber vielleicht hauptsächlich durch frische Tatsachen der Verdrängung der Slaven aus dem mittleren und unteren Donaugebiet im X.—XI. Jahrh. eingehaucht; sogar in den Volksüberlieferungen hatte sie offenbar keinen Anhaltspunkt.“

A. Bezenberger (*Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Nouvelle Série IV — XXXVI —*, 51) liessen sich Angehörige des litauischen Stammes schon vor ungefähr 5000 Jahren (?) ostwärts vom kurischen Haff durch prähistorisch-linguistische Kombinationen nachweisen.

Ebenso wie der Norden des Pontus, ist in erkennbarer, historischer Zeit auch der Westen desselben von idg. Satemvölkern besetzt.

Die ausgedehnten Striche zwischen dem Unterlauf des Ister und den Gestaden des ägäischen Meeres und der Propontis hält im Altertum der Volksstamm der Thraker besetzt, den Herodot (V Kap. 3) für das grösste aller Völker nach den Indern ansieht. Die dürftigen Überreste der thrakischen Sprache (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 278 ff., A. Fick Spracheinheit p. 417, W. Tomasek im 130. B. d. Wiener Sitzungsab., G. Meyer B. B. XX, 116, P. Kretschmer Einleitung p. 217) reichen hin, um in ihnen die Spuren eines zur europäischen Abteilung der idg. Sprachen gehörigen Idioms (vgl. die reiche Entfaltung des europ. *e* z. B. in *γένιον* „Fleisch“, *ζετραία* „Topf“ oder des europ. *l* z. B. in *ζαλμός* „Bärenfell“, *ζίλαι* „Wein“, *σαάλμη* „Schwert“) und seine Zugehörigkeit zu den die palatalen Gutturale durch Sibilanten ersetzenden Sprachen (*ζετραία* = griech. *χύτρα*, *ζίλαι* = griech. *χάλις*, *δίζος*, *δίζα* „Burg“ = griech. *τείχος*) festzustellen. Nördlich des Istros treffen wir die von den Griechen Geten, von den Römern Daker genannten Völker an, deren thrakische Abstammung durch die Zeugnisse der Alten (Strabo p. 303: *παρὰ τῶν Γετῶν ὁμογλώττιον τοῖς Θραξίν ἔθνεον*, p. 305: *ὁμόγλωττοι δ' εἰσὶν οἱ Δάκοι τοῖς Γέταις*) feststeht. Von dakisch-getischen Wörtern sind leider nur einige Pflanzennamen auf uns gekommen, die in den seltensten Fällen (vgl. z. B. dakisch *μαντεία* „Brombeere“ = alb. *man*, *mand* „Maulbeerbaum“) deutbar sind.

Sicher ist ferner, dass von Thrakien aus ein grosser Teil Kleinasiens seine idg. Bevölkerung erhalten hat. Zunächst ist bekannt, dass die Thraker selbst ostwärts über die Meerenge sich weit nach Vorderasien ausgebreitet haben (vgl. Zeuss Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 258). Nach der einhelligen Meinung des Altertums war aber auch das Volk der Phryger aus Europa eingewandert und ursprünglich den Thra-

kern stammverwandt. Die Makedonen erinnerten sich noch einer Zeit (Herod. VII Kap. 73), in der die Phryger, damals unter dem Namen *Βρύγες*, ihnen *σύνοικοι* waren, und von Strabo p. 471 werden die Phryger geradezu als *ἄποικοι τῶν Θρακῶν* bezeichnet (vgl. die weiteren Zeugnisse der Alten bei Fick a. a. O. p. 408 f.). Ja, vielleicht lässt sich diese von der Balkanhalbinsel ausgehende östliche Bewegung der Indogermanen noch weiter verfolgen. Nach den Nachrichten der Alten (Herod. VII Kap. 73 und Eudoxus bei Eustath., vgl. Zeuss a. a. O. p. 259) waren mit den Phrygern wiederum die Armenier aufs nächste verwandt, so dass also auch dieses Volk einmal seine Wohnsitze in Europa gehabt haben müsste.

Diese Überlieferungen der Alten werden nun in ihrem Werte ausserordentlich erhöht durch den Umstand, dass sie durch die sprachliche Betrachtung der genannten Völker vollkommen bestätigt werden. Sowohl das Phrygische (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 283, Fick Spracheinheit p. 411, B. B. XXIX, 236 ff.) wie auch das Armenische (Hübschmann, Armen. Grammatik I) zeigen dieselben charakteristischen Eigenschaften, wie sie eben für das Thrakische hervorgehoben worden sind (europ. *e* in phryg. ζέλικια = altsl. *zlakŭ* „Gemüse“, ζευμά = griech. γεῦμα „Quelle“, armen. *etn* = griech. ἔλαφος „Hirsch“, *gelmn* = lat. *vellus* „Vlies“; europ. *l* in phryg. βαλήν „König“, κίκλη „der grosse Bär“, eigentl. „Rad“: griech. κύκλος, armen. *ait* = lat. *alius*, *gail* = scrt. *vʹka* „Wolf“; die Sibilanten statt der palatalen Verschlusslaute in phryg. σεμον = altsl. *semu* „diesem“, ζέλικια „Gemüse“, s. o., armen. *šun* „Hund“ = scrt. *çvâ*, *sar* „Höhe“ = griech. κάρα). Besonders ist, was das Armenische anbetrifft, noch darauf hinzuweisen, dass dieses auch eine ganze Reihe speziell europäischer Kulturwörter (Ausdrücke für den Pflug, den Honig, das Salz, den Wein, die Handmühle etc.) in seinem Sprachschatz aufweist. Es kann also nicht bezweifelt werden und wird es wohl auch von niemand, dass sich, in kaum näher zu bestimmender Zeit (vgl. oben p. 49) ein breiter Strom von Indogermanen vom Norden der Balkanhalbinsel längs der westlichen und südlichen Gestade des Schwarzen Meers bis tief nach Kleinasien, nach dem späteren Armenien ergossen hat, wo das allophyle Volk der *Ἀλαρόδιοι* (assyrl. *Urartu*) noch lange Armenier und Iranier getrennt zu haben scheint.

Somit könnten wir uns direkt zu den Centum-Völkern (Griechen, Römern, Kelten und Germanen) wenden, wenn nicht zuvor noch eines Sprachgebiets in Kürze zu gedenken wäre, dessen Zugehörigkeit zu der einen oder andern Gruppe der idg. Sprachen umstritten ist, des altillyrischen. Ohne Zweifel gehören die Albanesen (vgl. G. Meyer B. B. VIII, 185 ff., Etym. Wörterbuch des Albanesischen 1891 etc.), die wir heute auf dem Boden des alten Illyriens finden, zu den Satem-Völkern (alb. *vise* „Orte“ = serb. *vič*, lat. *vicus*; *dimen* „Winter“ = altsl. *zima*), und da eine Reihe altillyrischer Ortsnamen, wie *Dimallum*, eine Stadt auf zweigipfligem Hügel (vgl. alb. *di* „zwei“, *mal'* „Berg“), *Λούγειον*, eine Sumpffegend in Istrien (vgl. alb. *légate* „Sumpf“), *Tergeste* „Triest“ (vgl. alb. *trege* „Markt“) sich uns schwer aus dem Albanesischen erklären lassen, so haben zahlreiche Gelehrte angenommen, dass die heutigen Albanesen die Ureinwohner Illyriens seien. Auf der andern Seite werden aber die Veneter, deren Stammsitze im Norden der Adria die Verbindung zwischen der Apennin- und Balkanhalbinsel herstellten, von den Alten ausdrücklich als zu den Illyriern gehörig angesehen (vgl. Herodot I, 196: *Ἰλλυρίων Ἑνετούς*), und da nun die Veneter, nach den allerdings sehr dürftigen Resten ihrer Sprache (vgl. Pauli Altitalische Forschungen III: Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler) zu schliessen, eine Centum-Sprache geredet zu haben scheinen (venet. *exo* „ich“ = lat. *ego* gegenüber lit. *asz*, altsl. *azü*; venet. *Eni-gnus* gegenüber thrak. *Ἄβλον-ζένης*, serb. *jan* „gebären“), so haben andere (vgl. H. Hirt Die Stellung des Illyrischen im Kreise der idg. Sprachen, Festschrift für Kiepert, ebenso K. Brugmann Kurze vergl. Gramm. p. 4) das gleiche für die alten Illyrier angenommen und glauben, dass die Albanesen von Haus aus einen thrakischen Stamm darstellen, der in früher Zeit in Illyrien eingebrochen sei. Ein Vorteil dieser letzteren Anschauung ist, dass, wenn die alten Illyrier eine Centum-Sprache redeten, wir alsdann in frühhistorischer Zeit eine ununterbrochene Kette von Centum-Völkern vor uns haben, die von den Italikern bis zu den Griechen reicht.

Wie sich dies nun auch verhalten möge, auf jeden Fall sind die letzteren von dem Nordwesten der Balkanhalbinsel ausgegangen. Ihre Stammsitze weisen in das später illyrisch gewordene Epirus. Hier, um Dodona und im Tale des Achelous,

dessen Nebenfluss Inachos auch am Oeta und in Argos wiederkehrt, suchte schon Aristoteles (*Meteorol.* I, 353 a) die ἀρχαία Ἑλλάς. In Dodona war das uralte Nationalheiligtum des sich in dem Rauschen der Eiche offenbarenden Zeus (oben p. 182). Hier in Hellopia (über die Namen auf -op vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 67 f.) wohnte der Priesterstamm des Dodonäischen Zeus, die Ἑλλοί oder Σελλοί (II. XVI, 234), und, wenn wir uns an das erinnern, was oben p. 449 über schon in der idg. Urzeit vorhandene heilige Sippen und Stämme auseinandergesetzt worden ist, liegt es nahe, den späteren Nationalnamen der Hellenen mit diesen Σελλοί (die in der illyrischen Umgebung ihr anlautendes s bewahrt hätten) zu verknüpfen. Jedenfalls geht von Dodona, sei es auf dem Landweg, durch das Gebiet der Veneter, sei es auf dem Seeweg, durch die, wie wir noch sehen werden, aus Illyrien nach Italien gekommenen Japyger und Messapier, die römische Bezeichnung der Hellenen als *Graeci* aus; denn wiederum nach Aristoteles wohnten im innern Epirus um Dodona οἱ καλούμενοι τότε μὲν Γραικοί, νῦν δὲ Ἕλληνες. Aus Epirus sind nach Herodot VII, 176 die Thessaler nach Thessalien gedrängt worden. Vom Pindus ist der den Thessalern am nächsten verwandte Volksstamm der Makedonen ausgegangen, der das makedonische Reich gründete, das „schon vor König Archelaos aus einer Vereinigung verschiedener Völker [thrakisch-illyrischer und echt griechischer] unter der Führung und Vorherrschaft der griechischen Μακεδόνες und ihres Adels“ bestand¹⁾ (O. Hoffmann Die Makedonen, ihre Sprache und ihr Volkstum, Göttingen 1906). Im Pindus haben einst auch die Dorier, deren Wanderungen den Abschluss der griechischen Völkerbewegungen gebildet haben, gesessen, nach Herodot I, 56 damals Μακεδνόν (ἔθνος) „das makedonische“ genannt.

Wie Griechenland seine indogermanische Bevölkerung von Nord-Westen her empfangen hat, so müssen sich die Italiker

1) Gerade wenn dies so ist, haben wir schwerlich ein Recht, alle uns als „makedonisch“ bezeugten Glossen auf eine einheitliche Sprache zurückzuführen. Dieselben werden vielmehr teils echt griechisch (thessalisch), teils thrakisch-illyrisch sein. Letzteres wird namentlich auch von denjenigen Fällen gelten, in denen in den makedonischen Glossen eine Media an Stelle der Aspirata steht (δάνος „Tod“ für *θάνος etc.).

(Osker, Umbrer, Latiner) in der Apenninhalbinsel umgekehrt von Nord-Osten her ausgebreitet haben. Mit Recht wird, der dori-schen Wanderung vergleichbar, als letztes Moment dieser Be-wegungen der Vorstoss der sabellischen Stämme gegen Süden angesehen, der noch in historischen Zeiten verläuft und Sam-nium, Campanien und Lukanien seine italischen Bewohner zu-führt. Auch die durch Überlieferung und Sage bezeugte einst-malige Machtstellung der Umbrer im Norden der Halbinsel bis hin zum Fusse der Alpen verdient in diesem Lichte betrachtet zu werden. Früher und keine Spuren zurücklassend, hätte dann der latinische Stamm westlich des Gebirges in den offenen Tal-gründen sich niedergelassen (vgl. Th. Mommsen Römische Ge-schichte I⁷ p. 112 f. und Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 382 f.). Hierzu stimmt auch, dass wir den Nordwesten, Westen und Süden Italiens (mit Einschluss Siziliens) ursprünglich von nichtitalischen, wahrscheinlich oder sicher überhaupt nicht indo-germanischen Völkern, den Ligurern¹⁾, Etruskern²⁾ und Si-kanern³⁾ besetzt finden. Auch im Süd-Osten, in den Land-schaften Apulien und Calabrien, wohnten stammfremde, aber indo-germanische Stämme, die Messapier, deren Sprachreste (vgl. Kretschmer Einleitung p. 263) Beziehungen zu den gegen-überliegenden Völkerschaften der Balkanhalbinsel zeigen; doch lässt sich aus dem vorliegenden Sprachmaterial kaum entscheiden, ob sie wie die Albanesen eine Satem-, oder wie die illyrischen Veneter eine Centumsprache redeten.

Für die weitere Anknüpfung der Italiker an andere idg. Völker ausserhalb Italiens kommen folgende zwei linguistische

1) Über sie hat sich eine stattliche Literatur angesammelt (vgl. H. Hirt Die Indogermanen II, 563). Die linguistische Hauptarbeit ist aber noch immer die von K. Müllenhoff Deutsche Altertumsk. III. Nach seiner Ansicht war das Ligurische keine idg. Sprache.

2) Die Etrusker sind sicher keine Indogermanen. Was sie aber waren, und woher sie stammen, ist unbekannt. Mit ihnen verwandt waren die Raeter, die in das Alpengebiet versprengt worden oder in ihm zurückgeblieben sind.

3) Der Charakter der altsizilischen Sprache wird von Kretschmer (Einleitung p. 43 Anm. 1) für nichtindogermanisch, von Thurneysen (K. Z. XXXV, 212 ff.) dagegen für italisch gehalten. Möglich ist auch, dass auf Sizilien verschiedene Sprachen herrschten. Jedenfalls werden von Strabo VI p. 270 mit Berufung auf Ephoros die Iberer als erste Besiedler Siziliens genannt.

und geographische Gesichtspunkte in erster Linie in Betracht:
1. Das Italische steht innerhalb des idg. Sprachkreises dem Keltischen am nächsten, mit dem es wichtige Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Laut- (vgl. lat. *quinque*, ir. *cóic*: griech. *πέντε*, serb. *pāñcan*, altsl. *pęti*) und Formenlehre (vgl. z. B. lat. *viri*, altir. *maqi* „des Sohnes“: griech. *ἵππων*, serb. *áçvasya*, oder die Bildung eines Passivs und Deponens auf *-r*: ir. *sechedar*, lat. *sequitur*) teilt. In Beziehung auf den Wortschatz tritt, wie das Keltische, auch das Germanische sehr nahe an das Italische heran (vgl. I³, 169 und H. Hirt in *Zachers Z.* XXIX, 289 ff.). Es kann also darüber kein Zweifel bestehen, dass das Italische in vorhistorischer Zeit den beiden genannten Nordsprachen, besonders aber dem Keltischen, benachbart gewesen sein muss, eine Nachbarschaft, deren Schauplatz, da die Ankunft der Kelten in Oberitalien bekanntlich erst in historische Zeit fällt, ausserhalb Italiens gesucht werden muss. 2. Für die Bestimmung des Ausgangspunktes der Italiker und des Weges, auf dem sie in die Apenninhalbinsel gelangten, erweisen sich die folgenden Bemerkungen F. Ratzels (*Berichte d. kgl. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl.* LII, 84 f.) als von erheblicher Bedeutung: „Für Italien ist der Eintritt von Nordosten her der natürliche, denn auf dieser Seite ist Italien am zugänglichsten. Die Wege nach dieser Ecke kommen von der Donau her.“ „Der leichteste Übergang über die Alpen lag im Südost. Das beweisen auch die Funde [insofern sie auf uralte Handels- und Völkerwege hindeuten]. Die Umgebungen der beiden grossen Naturwege durch die Ostalpen zur Adria, des Predilpasses und des über den Birnbaumer Wald, den niedrigsten und südöstlichsten Teil der Julischen Alpen, führenden Weges, ferner das in der Fortsetzung des letzteren Weges liegende Krain sind so reich an Funden aus der Hallstätter Zeit, dass man hier die Verbindung zwischen einem Ausstrahlungsgebiet im östlichen Oberitalien und den nordalpinen und danubischen Fundstätten zu sehen meint. In Krain begann auf dem Laibachfluss der in die Save und Donau sich ergiessende Verkehr.“ „Die natürliche Nordpforte Italiens führt durch die Julischen Alpen und weist auf die mittleren Donauländer als das mit Italien durch die Natur zum engsten Zusammenhang berufene Gebiet hin.“

In eben dieses mittlere Donautal verlegt die neuere Forschung nun auch mit immer wachsender Übereinstimmung die eigentliche Basis der keltischen Völkerverbreitung. Noch im II. Jahrhundert v. Chr. war ganz Süddeutschland von Kelten besetzt, indem den Raum zwischen Bodensee und Main die Helvetier einnahmen. An sie schlossen sich in Böhmen die Boji, *Gallica utraque gens* (Tacitus *Germ.* Kap. 28), und noch weiter östlich zog sich in den Cotini (*Cotinos Gallica lingua coarguit non esse Germanos*, Kap. 43) und anderen Stämmen (Bremer p. 771) eine Kette gallischer Völker bis zu den Karpaten. Nun sind Caesar *De bell. Gall.* VI, 24 und diesem folgend Tacitus *Germ.* Kap. 28 ja allerdings der Meinung, dass es sich hierbei um Kolonien handle, die von den Galliern zur Zeit ihrer grösseren Machtfülle über den Rhein ostwärts geschickt seien, und Livius (V, 34) weiss von einem Zug des Sigovesus in den Hercynischen Wald zu berichten. Allein diese Annahmen der alten Autoren stimmen so wenig zu der Tatsache, dass wir die östlich des Rheins von Kelten besetzten Länder an der Hand der Ortsnamen als seit den ältesten Zeiten von ihnen innegehabt erweisen können, dass die Ansicht der neueren, jene Kombinationen der Alten beruhten auf einer fälschlichen Übertragung der historischen Wanderungen des Keltenzuges nach Italien im Anfang des IV. Jahrhunderts auf die uralte Ansässigkeit der Kelten in Süddeutschland, Böhmen und den Karpatenländern viel Bestechendes hat¹⁾. Vgl. an neuerer Literatur über die Stammsitze der Kelten: O. Bremer a. a. O., der indessen die Verbreitung der Kelten gegen Osten zu weit ausdehnt und sogar noch in den oben p. 490 besprochenen slavischen *Nevooi* Kelten erblickt, R. Much *Deutsche Stammeskunde*, 2. Aufl. 1905, der ebenfalls p. 41 der Ansicht ist, dass „die Ausbreitung der Kelten ihren ersten Ausgang von einem Bereich aus genommen zu haben scheint, der wesentlich auf heute deutschen Boden fällt“, H. d'Arbois de Jubainville *Les Celtes depuis les temps les plus anciens jusqu'en l'an 100 avant notre ère*, 1904, der als Stammsitze der

1) Vgl. oben p. 491 Anm. 3 über die slavische Tradition. Es wäre eine interessante Aufgabe, alle bei den idg. Völkern begegnenden Herkunftslegenden im Zusammenhang zu untersuchen. Es würde dann klarer, als es jetzt der Fall ist, hervortreten, ob ihnen irgend ein Wert und welcher zuzusprechen ist.

Kelten das heutige Süddeutschland zwischen Donau, Main und Rhein ansieht, dazu L. Erhardt a. o. a. O. p. 493.

Von den Donaulandschaften aus hat dann zunächst eine starke Ausbreitung der Kelten besonders in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung nach Nordwestdeutschland (s. u.), Frankreich und Britannien stattgefunden. In Gallien selbst nehmen die Kelten früher den Norden und die Mitte des Landes als den Süden ein. Bis zu dem iberischen Keltenzug bildete im Westen die Loire, bis zu dem Zuge nach Italien die obere Rhone oberhalb Lyons die Südgrenze der Kelten (Müllenhoff Deutsche Altertumskunde II, 240).

Damit können wir zu dem letzten der idg. Hauptvölker, den Germanen, übergehen, deren älteste Stammsitze festzustellen eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Aufgabe der alteuropäischen Ethnographie ist.

Verhältnismässig durchsichtig liegen die Verhältnisse in West- und Mittelddeutschland. Hier sehen wir an der Hand der sprachlichen Zeugnisse die Germanen in stetem siegreichen Vordringen west- und südwärts gegenüber dem vor ihnen zurückweichenden keltischen Element begriffen. Eine sorgfältige Prüfung der Benennungen der Nebenflüsse, welche von rechts in den Rhein münden, wie sie von K. Müllenhoff D. A. II, 207 ff. unternommen worden ist, zeigt, dass das keltische Element im Binnenland ursprünglich weit über diesen Strom, der selbst einen wahrscheinlich keltischen Namen trägt, hinüberreichte. Die Flussnamen Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Emscher, Lippe sind un-deutschen, keltischen Ursprungs. Zum mindesten bildete daher die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser ursprünglich einmal die Grenze zwischen germanischer und keltischer Zunge, die aber wahrscheinlich noch bis zu dem Gebirgswall des Harzes, Thüringer Waldes und Fichtelgebirges gehört wurde (vgl. näheres bei Bremer p. 774). In Thüringen und im Königreich Sachsen weisen die Finne an der Unstrut (aus kelt. *penno* „Kopf“) und *Fergunna*, das Erzgebirge (aus keltisch **Perkunia* d. i. *Hercynia*) auf frühere Anwesenheit von Kelten und ihre Verdrängung durch Germanen hin.

Die schwierigsten Probleme liegen im Norden und Osten. Seit wann sind Germanen in Skandinavien ansässig? Und seit wann sind Germanen an der Weichsel und im Norden der Kar-

paten anzunehmen? Diese Fragen sind in neuerer Zeit sehr verschieden beantwortet worden. So verlegt R. Much (Deutsche Stammeskunde 1900), der im übrigen (p. 17) die Ursitze der Indogermanen innerhalb des Stromgebietes der Donau sucht¹⁾, die Urheimat der Germanen ausschliesslich in das südliche Skandinavien. „Man wird sicher nicht zu weit zurückgreifen“, heisst es p. 26 ff. (ebenso² p. 26), „wenn man den Beginn der jüngeren Steinzeit im südlichen Skandinavien vor den Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends setzt. Wäre aber damals auch schon Deutschland oder auch nur Norddeutschland von Germanen bewohnt gewesen, so müssten wir erwarten, dass die Unterschiede zwischen Nord- und Südgermanen zu Beginn unserer Zeitrechnung — zumal in sprachlicher Hinsicht — weit grössere seien, als sie tatsächlich sind.“ Dieser letztere Umstand erkläre sich nur, „wenn Deutschland von einem engeren nordischen Bereiche aus seine sprachlich massgebende Bevölkerung erhalten hat“. Im schroffsten Gegensatz hierzu erklärt O. Brenner in einem Aufsatz „Zur germanischen Urgeschichte“ (Beilage z. Allg. Z. 1904, Nr. 136), dass „die vereinzelt (?) aufgetretene Meinung, dass Skandinavien der Ursitz der Germanen sei, jetzt die Forschung wohl nirgends mehr störe“. Er tut dies im Hinblick auf ein in dem genannten Aufsatz von ihm ausführlich besprochenes Werk A. M. Hansens Landnám in Norge (Kristiania 1904), in dem durch eine hier nicht näher zu erörternde Vergleichung der dänischen, schwedischen und norwegischen Ortsnamen mit den Epochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit der Nachweis geführt wird, den auch E. Mogk (Historische Z. 94 p. 471) für gelungen erklärt, dass sich die Germanen in Skandinavien allmählich vom äussersten Südwesten der Halbinsel aus ausgebreitet hätten. Immerhin geht aber auch aus den Hansenschen Untersuchungen soviel hervor, dass Germanen oder Indogermanen bereits im III., spätestens im II. Jahrtausend zum mindesten in Dänemark gesessen haben. Nach O. Bremer endlich würden die grossen Steingräber in Dänemark und Schweden zwar auch Germanen angehören, doch hält er mit dieser Auffassung eine Einwanderung der Skandinavier in den genannten

1) In der 2. Auflage des genannten Buches wird hingegen „das mittlere Europa einschliesslich des südlichen Skandinaviens“ als idg. Urheimat bezeichnet (p. 17).

Ländern erst im IV. vorchristlichen Jahrhundert (p. 789) für verträglich, eine Anschauung, in der ihm schwerlich jemand beistimmen wird, es sei denn, dass vorher die ganze Prähistorie auf den Kopf gestellt wird.

Was die Ostgermanen anbetrifft, so neigt man gegenwärtig dazu, dieselben erst verhältnismässig spät in die Weichselgegenden einrücken zu lassen, sei es, indem man annimmt, dieselben seien, wie es die von Jordanes bewahrte Wandersage der Goten will (vgl. oben p. 499 Anm. 1), von Skandinavien herübergewandert, sei es dass man glaubt, dieselben hätten einst vor den anglofriesischen und svebischen Stämmen an der untern Elbe gesessen. Indessen scheint mir diese Auffassung, jedenfalls vom Standpunkte der Geschichte und Sprache, ziemlich willkürlich zu sein. Denn das weitaus erste germanische Volk betritt ja doch im Osten den Schauplatz der Geschichte, die Bastarnen, die bereits um das Jahr 178 v. Chr. als Hilfstruppen in dem Heere des makedonischen Königs Perseus im Krieg gegen die Römer genannt werden. Ihre Heimat lag damals am nördlichen Ufer der Niederdonau, wo sie als *ἐπιήλυθες* „Ankömmlinge“ bezeichnet werden (vgl. K. Zeuss Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 129). Dorthin müssen sie von den Karpaten gekommen sein, wo wir noch später ihre Stammverwandten treffen (Much p. 134, ² p. 130). Dazu kommt, dass wir im Germanischen vor der ersten Lautverschiebung aufgenommene Lehnwörter aus dem Thrakischen besitzen, dem das Germanische also sehr früh benachbart gewesen sein muss, vor allem das oben (p. 192 Anm. 1) besprochene Wort „Hanf“ (Weiteres bei R. Much p. 39, ² p. 38). Umgekehrt wurden vor derselben Zeit Wörter wie das germanische **peku* (got. *faihu* „Vieh“) in das Litauische (*pėkus*) entlehnt, und auf noch viel frühere Epochen slavisch-germanischen Sprachausstausches und also slavo-germanischer Nachbarschaft weisen Entsprechungen wie got. *gulþ* „Gold“ — slav. *zlato*, lett. *selts* (oben p. 42) und ahd. *lahs* — russ. *lósosī*, lit. *lasziszà* hin (vgl. Kretschmer Einleitung p. 108). Auch der Name des uralten Grenzflusses zwischen Germanen und Slaven, der Weichsel (agls. *Wisle*, slav. *Visla*, lat. *Vistula*), kann nur als von Haus aus slavo-germanisch d. h. als bei beiden Völkern uralt angesehen werden (Müllenhoff II, 207, v. Fierlinger K. Z. XXVII, 479). Es scheint mir also vom Standpunkt der Sprache

und Geschichte nicht anzugehen, die Länder zwischen Oder und Weichsel von der ältesten Verbreitungssphäre der Germanen auszuschliessen ¹⁾).

Somit würden wir uns die ältesten germanischen Völkerverhältnisse folgendermassen vorstellen. In die Länder zwischen Elbe und Weichsel bis hinauf nach Schleswig-Holstein, Jütland, Dänemark und Schonen waren in spätneolithischer Zeit indogermanische Stämme eingetrückt. Überaus lange wurde, wie schon I³, 139 ff. weitläufig auseinandergesetzt worden ist, in diesen Ländern die indogermanische Ursprache im wesentlichen treu bewahrt, und erst an der Schwelle der Geschichte, d. h. mit dem Anheben des Vorrückens der Germanen gegen die Kelten im Westen und Süden ca. im IV. oder III. Jahrhundert treten die spezifisch germanischen Spracherscheinungen auf, darunter die erste germanische Lautverschiebung noch unter der Herrschaft des alten freien idg. Akzents. Wer bezweifelt, dass eine solche lautliche Umwälzung auf dem grossen Gebiete wirksam sein konnte, das wir damit als prägermanisch in Anspruch genommen haben, möge bedenken, dass R. Much, obgleich er, wie wir sahen, die Germanen von einem ganz kleinen Bezirke ausgehen lässt, genau dasselbe annehmen muss, wenn er, wie er es tut, die Germanen noch vor der ersten Lautverschiebung nach Thüringen („Finne“ aus kelt. *penno*, vgl. Much p. 57, ² p. 56)

1) Dasselbe würde auch aus den Ausführungen J. Peiskers (Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen p. 97) folgen, wenn es ihm gelungen ist, nachzuweisen, dass mehrere der germanischen Lehnwörter im Altslavischen, z. B. altsl. *mlěko* „Milch“, nicht aus dem Gotischen, sondern aus dem Westgermanischen stammten; doch vgl. meine Besprechung dieser Arbeit in F. Kluges Z. f. deutsche Wortforschung 1907. — Nach einer freundlichen Mitteilung Peiskers, der mit eingehenden Vorarbeiten zu einer Geschichte des Pfluges beschäftigt ist, würde auch aus der Beschaffenheit des urgermanischen „Grosspfluges“ die Herkunft der Germanen aus dem südlichen Russland zu folgern sein, da dieser „Grosspflug“ ein offener Steppenpflug sei; denn nur die Steppe erfordere eine vollständige Wendung der Grassnarbe. „Den Grosspflug brachten die Germanen aus ihrer früheren Heimat mit und hielten an ihm auch in ihren späteren Wohnsitzen rund um die Nordsee fest, wo er nicht nur nicht notwendig, sondern sogar ganz überflüssig ist.“ Sowohl der Grosspflug wie auch die russische *sochá* seien mittelbar ägyptischen Ursprungs (vgl. unten p. 513).

und noch vor der ersten Lautverschiebung in Berührung mit den Thrakern (**hanapiz* „Hanf“ aus thrak. **kánabis*, vgl. Much p. 39, ² p. 38) kommen lässt. Die besonderen Sprachbeziehungen zwischen Ost- und Nordgermanen kann man sich dann auch bei unserer Anschauung ungefähr so wie Much p. 75, ² p. 73 vorstellen, d. h. so, dass man annimmt, später tatsächlich aus Skandinavien herübergekommene Nordgermanen, vielleicht die Goten, hätten seit Urzeiten im Osten ansässige Germanen sprachlich mehr oder minder beeinflusst.

Werfen wir den geschilderten Tatsachen gegenüber nunmehr die Frage nach der Heimat oder dem ältesten Ausgangspunkt der idg. Völker auf, so liegt für den historisch Denkenden, d. h. für den, der diese Heimat unter äusserster Schonung der historischen Verhältnisse zu bestimmen sucht, ihre Beantwortung schon in jenen Tatsachen selbst. Wir haben die Arier aus den Steppengebieten des Schwarzen und Kaspischen Meeres hervorquellen sehen. Wir haben die Stammsitze der Slaven und Litauer im Norden des Pontus Euxinus und den ganzen Westen desselben Meeres von dem grossen Volk der Thraker besetzt gefunden, das seine Stämme südlich des Schwarzen Meeres weit nach Kleinasien entsendet und die Völkerschaften der Phryger und Armenier ins Leben ruft. An diese das genannte Meer fast wie ein Gürtel umgebenden Satemvölker schliessen sich westlich und nordwestlich die Centumstämme an. Unter ihnen haben wir die Hellenen bis in den Nordwesten der Balkanhalbinsel verfolgen können. Die Herkunft der Italer weist aus zwingenden linguistischen und geographischen Gründen in das mittlere Donautal, wo auch die Stammsitze der ihnen am nächsten verwandten Kelten zu suchen sind. Nördlich von ihnen sitzen in den Flussgebieten der Weichsel, Oder und Elbe die Germanen, und es gehört keine grosse Kühnheit dazu, sie dahin aus den nördlichen Karpatenländern, von denen aus sie zuerst in die Geschichte eintreten, einrücken zu lassen, ebensowenig wie dazu, den östlichsten, arischen Flügel der Indogermanen für die Urzeit etwas näher an die ihnen nächst verwandten, weil ebenfalls zu den Satemstämmen gehörigen, Slaven und Litauer heranzurücken. So erhalten wir ein Ländergebiet, als dessen geographischer Mittelpunkt die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete der nördlichen und nordwestlichen Gestade des

Schwarzen Meeres anzusehen sind. Man hat sich früher die Indogermanen bei ihrer Ausbreitung als von einem immer in gleicher Richtung verlaufenden Wandertrieb beseelt gedacht. Die Analogie der Ausdehnung der Einzelvölker von ihren oben erörterten Stammsitzen aus lehrt uns aber, dass wir diese Vorstellung berichtigen müssen. Die Expansion der Slaven vom II.—VII. Jahrhundert ist westlich und südlich gerichtet, der später eine nördliche und östliche folgt. Die Germanen haben sich westlich, südlich, nördlich und südöstlich, die Kelten nördlich, westlich später auch östlich ausgedehnt. Die Hellenen sind nordöstlich, südöstlich und südlich gewandert. Die Thraker haben ihre Scharen südlich und östlich entsendet. In östlicher und südlicher Richtung ist auch die älteste Ausbreitung der Arier vor sich gegangen usw. Alles dies weist darauf hin, dass es geraten ist, den Ausgangspunkt der Indogermanen eher in der Mitte des oben bezeichneten Ländergebietes, als an seinen äussersten Enden zu suchen. Hiermit stimmt auch das schon I³, 91 angeführte, auf naturgeschichtlichen Analogien beruhende Argument Lathams überein: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse“, so schloss dieser Gelehrte, „besitzen, die getrennt voneinander sind, und von denen einer ein grösseres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringeren Umfang und grössere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt.“ Hieraus zieht Latham mit Recht den Schluss, dass das Arische sich von der östlichen oder südöstlichen Grenze des Litauischen (nicht umgekehrt) losgelöst habe. Es ist nicht richtig, wenn Winternitz (Was wissen wir von den Indogermanen? p. 140) unter Berufung auf Umstände, wie den, dass „die [an Zahl geringen] Auswanderer der britischen Inseln das weite Nordamerika oder Australien in wenigen Jahrhunderten erfüllt haben“, dieses Lathamsche Argument für nicht stichhaltig hält; denn der Hauptnachdruck in demselben liegt offenbar auf dem „Mehr der Varietäten“ (nicht auf der grösseren Zahl des Volkes), das für das Ursprungsgebiet eines Stammes beweisend sein soll. Dieses „Mehr der Varietäten“ kann aber gerade heute, wo wir wissen, dass die kleinasiatischen Indogermanen (Phryger und Armenier) aus Europa, nämlich von der Westseite des Pontus, stammen, nur im Norden und Westen des Schwarzen Meeres (in Slaven,

Litauern, Geten, Daken, Thrakern, Phrygern, Armeniern, Illyriern, Hellenen) gefunden werden, „die grössere Homogenität“ nur bei den Ariern (Indern und Iraniern). Dasselbe Argument Lathams richtet sich aber auch gegen die neuerdings so beliebte Gleichsetzung der Indogermanen mit den Germanen; denn es ist offenbar derselbe prinzipielle Fehler, die gesamten Indogermanen von den Mündungen der Elbe und Oder oder gar von Skandinavien abzuleiten, als, wie früher, sie aus den Oxus- und Jaxartesländern oder gar aus Indien hervorgehen zu lassen¹⁾.

Somit kann die Antwort auf die oben gestellte Frage nur lauten: Die Heimat, das Ausgangsgebiet der idg. Völker ist nördlich und westlich des Schwarzen Meeres mit Einschluss eines grösseren oder geringeren Teiles des Donautals zu suchen. Von hier hat ihre Ausbreitung, was Europa betrifft, zunächst auf dem Donau- und dem Karpatenweg stattgefunden. Es sind dieselben Gegenden, in denen, wie wir oben (p. 480 f.) sahen, Hoops die Spuren postglazialer Steppenbildungen in uralten Waldlichtungen und sonnigen, von einer zum Ackerbau einladenden Origanum-Flora bedeckten und darum durch zahlreiche prähistorische Ansiedelungen ausgezeichneten Plätzen nachgewiesen hat. Mit Rücksicht auf die Verbreitung eben dieser Origanum-Flora, des Nährbodens eines primitiven Landbaus, den wir nach Kap. V und VI seit uralter Zeit namentlich für die westlichen Glieder des idg. Sprachstamms voraussetzen müssen, hat neuerdings auch Hansen a. a. O. den Sitz der indogermanischen Urkultur in Südrussland und der nördlichen Balkanhalbinsel gesucht (vgl. Brenner a. a. O. p. 482).

Dieses so gewonnene Zentrum der indogermanischen Völkerwelt finden wir im Süden, Westen, Nordwesten und Nordosten

1) Es ist einer der unbegreiflichen Widersprüche des Hirtschen Buchs, dass der Vf. den Grundsatz, dass es geraten sei, die Indogermanen von dem Zentrum ihres ältesten historischen Verbreitungsgebietes ausgehen zu lassen, zwar richtig aufstellt (p. 183: „Anders [nämlich wie bei Germanen und Kelten] wird es auch bei den Indogermanen nicht gewesen sein. Ganz naturgemäss wird man demnach die Urheimat im Mittelpunkt des von dem Sprachstamm besetzten Gebiets suchen“), dass er auch die Beweiskraft des Lathamschen Arguments (p. 617) anerkennt, und dann doch tatsächlich die Urheimat der I. zwischen den Mittellauf der Elbe und den Unter- und Mittellauf der Weichsel verlegt.

Europas in der ältesten geschichtlichen Zeit von einem Kranz allophyler, nichtindogermanischer Völker umgeben, die sich offenbar vor dem machtvoll sich ausbreitenden Indogermanentum mehr und mehr an die Peripherie unseres Erdteils zurückgezogen haben. Es ist nur eine Fortsetzung dieser uralten Indogermanisierung Europas, wenn in geschichtlicher Zeit, abgesehen von den Basken in Spanien, auch die letzten Reste jener allophylen Völker verschwunden sind, und andererseits auch der Osten Europas indogermanisch, d. h. russisch geworden ist. Auf diese Völker ist in einem andern Zusammenhang (Kap. XII am Schluss) ausführlich hingewiesen worden, was hier nicht wiederholt werden soll. Für noch offen möchte ich die Frage halten, ob auch im Norden, in den altgermanischen Stammländern, die Indogermanen oder Prägermanen bereits eine nichtindogermanische Bevölkerung vorfanden. Es fehlt nicht an Spuren, die darauf hinweisen. Ich nenne die Reste einer Vigesimalrechnung im Dänischen (oben p. 292 Anm.), die Institution des Schwestersohns in England und Dänemark (oben p. 368), den Umstand, dass gerade in den germanischen Sprachen die Ausbildung der Begriffe „Freiheit“ und „frei“ auf einen uralten Gegensatz zwischen einer herrschenden und verknechteten Bevölkerungsschicht mit besonderer Schärfe hindeutet (vgl. mein Reallexikon u. Stände). Auch Hansen nimmt in dem genannten Buch mit grosser Bestimmtheit an der Hand archäologischer und anthropologischer Kriterien für Dänemark und Norwegen eine vorindogermanische, allophyle, nicht etwa mit den Lappen identische Bevölkerung an.

Bei dieser Häufigkeit uralter Völkermischungen, bei diesem Sichschichten indogermanischer über andere indogermanische oder indogermanischer über nichtindogermanische Stämme nach „reinen“ Indogermanen suchen zu wollen, ist eine vergebliche Liebesmühe. Noch einmal aber sei darauf hingewiesen (vgl. I³, 151), dass diese unleugbaren Völkermischungen von Sprachmischungen, ausser vielleicht auf dem Gebiet des Wortschatzes, soviel wir bis jetzt erkennen können, in älteren Zeiten nicht begleitet gewesen sind¹⁾.

1) Eine wichtige hierhergehörige Arbeit, auf die ich durch W. Streitberg Lit. Z. 1906, Nr. 24 aufmerksam geworden bin, ist die George Hempls *Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the Case of Race-Mixture* (*American Philol. Association* XXIX, 31 ff.), um so

II. Die linguistisch-historischen Anhaltspunkte für die Ermittlung des idg. Urlands.

Wir beschreiten nunmehr einen von dem bisherigen ganz verschiedenen Weg, der uns aber zu demselben Ziel der Ermittlung der idg. Urheimat, bezüglich der idg. Ausgangsländer, führen

mehr, als sie eine vollkommene Bestätigung meiner Anschauungen enthält. Hempl weist nämlich nach, dass unter den Verhältnissen, unter denen wir uns die Ausbreitung der Indogermanen in Europa vorzustellen haben, deren Züge die meiste Ähnlichkeit etwa mit der Wanderung der Angeln und Sachsen nach Britannien gehabt haben werden, nach den geschichtlichen Analogien an eine Beeinflussung des Indogermanischen durch die Sprache der Eingeborenen infolge von Lautsubstitution nicht gedacht werden könne, und deckt ausführlich die Widersprüche auf, die H. Hirts Begründung dieser Theorie (I. F. IV, 36) enthält. Eine eigentliche und direkte Beeinflussung der Sprache der Erobernden durch die Unterworfenen nimmt Hempl nur für den Fall an, wo „die Eroberer Nachbarn sind, die das eroberte Land zu einer Provinz machen, welche sie kolonisieren und entnationalisieren“, und denkt dabei in erster Linie an die Romanisierung der Provinzen des römischen Reiches. Doch wäre hierzu zu bemerken, dass die Ausbreitung der Russen und des Russischen im finnischen Osteuropa gerade dieser letzteren Erscheinung am meisten ähnelt, und, wie I³, 151 gezeigt worden ist, das Russische dennoch keine „finnische Lautsubstitution“ aufweist. Aufnahme einzelner Wörter in die Sprachen der Eroberer nimmt Hempl (mit uns) bei beiden der hier unterschiedenen Eventualitäten an. Solche sind nach V. K. Poržezinskij „Indoeuropäische Altertümer vom Standpunkt der gegenwärtigen Wissenschaft, aus Anlass der neuen Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte I und II, 1“ (Journal des Ministeriums für Volksaufklärung 1906) aus dem Finnischen auch in die grossrussische Literatursprache eingedrungen. — Im übrigen musste es mir I³, 151 vollkommen fern liegen, auf das Problem der Sprachmischung im ganzen einzugehen. Für mich kam es lediglich auf die Hervorhebung der Tatsache an, dass in den altidg. Sprachen weder in Lauten, noch in Formen Beeinflussung durch die Idiome ureingesessener Völker bis jetzt wahrscheinlich gemacht worden ist. Dass mir Ascolis Name auch in diesem Zusammenhang selbstverständlich wohl bekannt war, hätte W. Streitberg aus Sprachvergl. u. Urgeschichte² p. 160 Anm. ersehen können. Er ist, wie so viele andere, dem Streben nach Kürzung der älteren Literaturangaben (vgl. das Vorwort) zum Opfer gefallen. Am meisten dürfte für die Feststellung der vorindogermanischen Bevölkerungen Europas noch aus der Ortsnamenforschung zu erhoffen sein. Ein neueres Werk auf diesem Gebiete ist das A. Fick's Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands verwertet. Göttingen 1905.

wird, indem wir die in diesem Werk zerstreuten linguistisch-historischen Anhaltspunkte zur Bestimmung des Urlands zusammenfassen.

In dieser Beziehung herrscht zunächst allgemeine Übereinstimmung darüber, dass dieses Urland in nördlichen Breiten gesucht werden muss. Hierfür spricht einerseits (nach p. 238) das Vorhandensein eines deutlichen Ausdrucks für den Winter (sert. *hémantá*, griech. *χειμὼν*, lat. *hiems*, altsl. *zima* usw.) mit Schnee (aw. *snaég* „schneien“, griech. *νίπει*, lat. *nix*, got. *snáivs* usw.) und Eis (aw. *isu*, ahd. *îs*) im idg. Sprachschatz, andererseits (nach p. 172) der Umstand, dass zu den wenigen durch arisch-europäische Gleichungen belegbaren Baumnamen die Birke (sert. *bhúrja*, osset. *barse*, lit. *béržas*, ahd. *birihha* usw.) gehört, die in den südlichen Ländern verschwindet.

Wenn somit von dem ältesten Verbreitungsgebiet der Indogermanen die südlichsten Länder für die Urheimatfrage ausscheiden, so gilt das gleiche auch für den höchsten Norden Europas und für den äussersten Osten ihrer asiatischen Ausdehnung. In Norwegen, Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein dürfen die Ursitze der Indogermanen deswegen nicht gesucht werden, weil in dem Wortschatz der idg. Grundsprache (nach p. 148) ein Ausdruck für die Schildkröte (griech. *χέλως*, altsl. *želüvī*) und (nach p. 270) für den Waid (griech. *ισάως*, lat. *vitrum*, got. *vizdila*) vorhanden war, in den genannten Ländern aber weder das genannte Tier, noch das zum Tätowieren in der Urzeit benutzte Färbemittel in wildem, bezüglich ungebautem Zustand vorkommt¹⁾. Die Oxus- und

1) Nach Krause Gött. Gel. Anz. 1906, Nr. 12 p. 946 wäre es „ganz unglaublich“, dass „die alten Germanen Gelegenheit gehabt hätten, wilden Waid zu sammeln“. „Diese Pflanze kommt in Mitteleuropa nur in den wärmsten Lagen durch Kultur eingebürgert vor. Vielleicht kannten die Germanen im Altertum die lebende Pflanze überhaupt noch nicht, sondern bekamen die Wurzel als Droge. Im Mittelalter ist Waid in Süd- und Mitteldeutschland in Menge gezogen, für Norddeutschland ist der Anbau nicht nachgewiesen, jedenfalls wurde der Hauptbedarf dort durch Einfuhr gedeckt.“ Doch kommen in den osteuropäischen Sprachen einheimische und altertümliche Namen für den Waid vor (vgl. mein Reallexikon s. v. Waid). Eine genaue Untersuchung, wo *Isatis tinctoria* einheimisch sei, wäre nach alledem erwünscht.

Jaxartesländer aber scheiden aus, da aus der Gleichung: scrt. *mádhv* = griech. *μέθυ* usw. (p. 252) folgt, dass der Honig dem idg. Urvolk bekannt war, die Honigbiene (nach I³, 127) aber ursprünglich in Turkestan nicht einheimisch ist. Kommen wir auf diesem Wege dazu, die idg. Urheimat auf der mittleren Linie des ältesten Verbreitungsgebietes, jedoch nicht an ihrem östlichen Ende zu suchen, so müssen wir uns aber auch hüten, dieselbe zu weit gegen den Westen vorzurücken. Vielmehr weisen zwei Tatsachen auf den Osten Europas, bezüglich die Grenzländer zwischen Europa und Asien hin. Einmal der Umstand, dass zwar in dem Wortschatz der Ursprache deutlich drei Jahreszeiten, nämlich Winter, Frühling und Sommer (p. 223) unterschieden wurden, dass aber die Wahrnehmung (p. 224), dass der idg. Name des Frühlings (scrt. *vasantá*, griech. *ἔαρ*, lat. *vēr* usw.) nicht, wie der des Winters und Sommers, als *pars pro toto* zur Bezeichnung des ganzen Jahres verwendet wurde, den Schluss erlaubt, der Frühling sei in dem Urland mehr eine kurze, wenn auch noch so charakteristische, Übergangszeit zwischen Winter und Sommer als eine eigentliche Jahreszeit gewesen, was zu der Natur des osteuropäischen Frühlings sowohl in den russischen Wald- wie Steppengegenden aufs beste stimmt (p. 238 f.). Zweitens ist für die idg. Urzeit mit grosser Wahrscheinlichkeit die Bekanntschaft mit einer wilden oder angebauten Cucurbitaceenart: griech. *σίρκυς* „Gurke“ = altsl. *tyky* „Kürbis“ (p. 199) anzunehmen, was ebenfalls empfiehlt, die Urheimat nicht zu fern von den eurasischen Steppengebieten zu lokalisieren.

Nachdem damit sozusagen die Grenzpfähle für die Absteckung des Urlands im grossen gesetzt worden sind, können wir versuchen, innerhalb derselben zu genaueren Bestimmungen vorzudringen. Durch die Sprachen der idg. Völker zieht sich ein tiefer, längst bemerkter Kulturgegensatz. In den Sprachen der europäischen Indogermanen finden wir einerseits eine ausgebildete Terminologie der Waldbäume (Kap. IV), andererseits eine ebensolche des Ackerbaus (Kap. V und VI), die in beiden Fällen nur in verhältnismässig schwachen Spuren bis zu den Ariern hinüberreicht. Da es sich nun wissenschaftlich nicht beweisen lässt, weder, dass auch die Arier an jenen Namen der Waldbäume oder Kulturpflanzen und anderer Ackerbau-termini einmal teilhatten, noch auch, dass dieselben verhältnismässig

späte, wenn auch vorhistorische Neuerwerbungen der Europäer darstellen, so empfiehlt es sich, den geschilderten Zustand als den erreichbar ältesten einfach zu akzeptieren und daraus den Schluss zu ziehen, dass die Indogermanen im Osten des Urlands in Steppen und fast ausschliesslich von Viehzucht, im Westen in Übergangsstuppen, Waldsteppen und Waldgebieten und nicht mehr ausschliesslich von Viehzucht, sondern auch von Ackerbau lebten. Nehmen wir hinzu, dass ebenfalls nur bei den Europäern die an Waldland und Ackerbau gebundene Schweinezucht (p. 220) und die Bekanntschaft mit dem bei vegetabilischer Nahrung zum notwendigen Genussmittel werdenden Salze (p. 220) sich als prähistorisch erweisen lässt, so gewinnen wir das folgende, schon p. 221 entworfene Bild der ältesten idg. Kulturentwicklung:

| | |
|--|--|
| Waldsteppe und Waldgebiet. Viehzucht mit Ackerbau. Schweinezucht. Salz. <hr style="width: 10%; margin: 0 auto;"/> Westen (Europäer). | Baumarme Steppe. Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaus. Unbekanntschaft mit der Schweinezucht. Unbekanntschaft mit dem Salze. <hr style="width: 10%; margin: 0 auto;"/> Osten (Arier). |
|--|--|

Ein Terrain aber, auf dem diese Voraussetzungen ohne weiteres ihre geographischen Grundlagen finden, ist in unserem Erdteil nur einmal vorhanden. Es sind die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete derjenigen Länder, welche den Norden und Westen des Schwarzen Meeres umsäumen, das alsdann unter der Gleichung: lat. *mare* = got. *marei* usw. zunächst gemeint war, und dessen reiche Salzlager der nördlichen Gestade frühzeitig dem Urvolk das seinen Ackerbau treibenden Stämmen unentbehrliche Mineral liefern konnten (vgl. p. 246 Anm. 1).

Der Versuch einer Lokalisierung der idg. Einzelvölker, bezüglich ihrer Vorfahren, auf dem bezeichneten Gebiet im einzelnen würde, abgesehen von der Erkenntnis, dass die Satemvölker den Osten, die Centumvölker den Westen des Urlandes einnahmen, die uns zur Verfügung stehenden Mittel überschreiten. Auch ist die Verteilung von Wald und Steppe nicht immer dieselbe gewesen; denn wenn die uralte Waldlosigkeit der südrussischen Steppe auch im allgemeinen feststeht, so ist doch der Baum-

wuchs an manchen Stellen früher zweifellos ein dichterer gewesen, und gerade die Ackerbauer, nicht die Nomaden, haben sich vielfach als die ärgsten Waldverwüster erwiesen (vgl. Ratzel Berichte d. Sächs. Ges. d. W. LII, 62). Einen gewissen Anhaltspunkt bieten vielleicht die Namen der Buche: lat. *fāgus*, ahd. *buohha* (vgl. oben p. 173¹) und Eibe: lat. *taxus*, griech. *τόξον*, letzteres „Bogen“ (oben p. 179), insofern dieselben darauf schliessen lassen, dass die Centumvölker von jeher diesseits der Ostgrenze dieser beiden Bäume, die — ganz im rohen (Genaueres bei Köppen, vgl. Anm. 1) — von Königsberg nach der Krim läuft, sass. Ob diese Ostgrenze freilich auch vor Jahrtausenden dieselbe wie heute gewesen ist, möchte ich, da palaeontologische Untersuchungen über die östliche Geschichte dieser Bäume nicht vorzuliegen scheinen, wie schon gesagt, nicht zu behaupten wagen.

1) Ich spreche also nicht „jetzt dem Buchenbeweis jeden Wert ab“, wie Bartholomae Litbl. für germ. und rom. Philologie 1907, Nr. 2, p. 4 sagt. Skeptisch verhalte ich mich nur zu der Beweiskraft des neuerdings zu lat. *fāgus*, ahd. *buohha* gestellten kurd. *būz*, erstens weil mir seine Zusammengehörigkeit mit der europäischen Sippe doch nicht über allen Zweifel erhaben scheint, zweitens, weil das kurdische Wort nicht „Buche“, sondern „Ulme“ bedeutet. Wenn Bartholomae a. a. O. p. 4 sagt: „Bei der Wortmessung (Wertmessung?) der auf ursprachlich **bhāgos*:**bhāgos* zurückgehenden einzelsprachlichen Wörter ist jedenfalls wohl im Auge zu behalten, dass sie in den Sprachgebieten, darin die Buche heimisch ist, auch wirklich übereinstimmend die Buche bezeichnen — so im germanischen und italienischen —, während in den übrigen überall ein anderer Laubbaum damit benannt wird, die Speiseeiche bei den Griechen, der Hollunder bei den Slaven [?, vgl. oben p. 173 Anm. 1] und die Ulme bei den Iranern“, so ist das letztere insofern nicht richtig, als dabei vorausgesetzt wird, der Baum sei den iranischen Ländern durchaus fremd. Die Rotbuche kommt aber nicht nur im ganzen Kaukasus, sowohl dem nördlichen wie auch in Transkaukasien, vor, sondern sie hat auch einen armenischen Namen (*Gadtscharadzar*, *Gadtschari*, *Gadshî*) und wird aus den persischen Provinzen Ghilan, Masenderan und Asterabad gemeldet (vgl. F. Köppen Holzgewächse des europäischen Russland etc. II, 159). An den äussersten Grenzen Kurdistans wird sie in den nördlich, bezügl. nord-östlich vom Urmia-See gelegenen Gebieten genannt, während Belege für ihr Vorkommen im Innern Kurdistans bis jetzt nicht vorhanden zu sein scheinen (Notiz des Herrn Bornmüller, Herbarium Haussknecht in Weimar). Ossetisch heisst die Buche *tars*, in Talsch *alesch* (vgl. weiteres bei Köppen a. a. O.).

Gegen die Herleitung der Indogermanen aus dem südlichen Russland und dem unteren Donatal hat man auf eine Reihe von Erscheinungen der Tiergeographie hingewiesen, die zu dieser Hypothese angeblich nicht stimmen. Es sind dies die wirklich oder vermeintlich idg. Namen des Bären, Wildschweins, Eichhörnchens, des Aales und Lachses, alles Tiere, die in den südrussischen Steppen, bezüglich den Flüssen des Schwarzen Meeres, wie man gemeint hat, nicht vorkommen sollen. Von diesen scheidet das Eichhörnchen ohne weiteres aus, da sein Name (p. 134) sich auf die Sprachen der auch nach unserer Auffassung in den Waldgebieten des Pontusgebietes sitzenden Europäer beschränkt. Die idg. Namen des Bären und Wildschweins (p. 133, 135) kehren allerdings auch bei den Ariern wieder; doch ist auch das Vorkommen dieser Tiere in den Steppengebieten (p. 135 Anm. 1) unzweifelhaft, was hinsichtlich des Bären schon Kretschmer Einleitung p. 58 hervorgehoben hat. Hinsichtlich des Aales ist es erstens zweifelhaft, ob ein urverwandter Name dieses Fisches anzunehmen ist, und zweitens ist sein uraltes Vorkommen in dem Stromnetz des Schwarzen Meeres in hohem Grade wahrscheinlich (I³, 162 und oben p. 146 ff.). Der oben (p. 502) genannte Name des Lachses endlich beschränkt sich auf das Germanische und Baltisch-Slavische und entspricht somit nicht den Anforderungen, die wir nach I³, 174 und oben p. 126 Anm. 1 an ein sicher „indogermanisches“ Wort stellen. Und da wir oben p. 500 ff. die Ursitze der Germanen in das Quellgebiet der Weichsel, die der Balto-Slaven oben p. 489 ff. in das des Niemen verlegt haben, so steht der Annahme einer sehr frühen Bekanntschaft mit dem Lachse, der bekanntlich seine Wanderungen in den Flüssen der nördlichen Meere hoch stromaufwärts macht, seitens der genannten Völker nichts im Wege.

Umgekehrt aber sprechen für eine Lokalisierung der idg. Ursitze in den europäisch asiatischen Grenzgebieten auch die mannigfachen prähistorischen Kulturbeziehungen zwischen dem idg. Urland und den orientalischen Kulturzentren. Dieselben sind doppelter Art. Einmal ist von den Sumerern her ein Name des Kupfers und des Beils (p. 118) zu den Indogermanen, Ariern und Europäern, gedungen. Das andre Mal machen sich sumerisch-semitische, bezüglich ägyptisch-semitische Einflüsse bei den noch vereinigten Europäern auf dem Gebiete des Zahlenwesens

(p. 292 Anm. 1) und der Kulturpflanzen (p. 199) geltend. In beiden Fällen aber liegt es doch gewiss nahe, die Ursitze der Indogermanen nicht zu weit vom Schwarzen Meere loszureissen, längs dessen nördlichen und südlichen Ufern jene ältesten orientalischen Kulturströmungen, die ersteren bis zu dem im wesentlichen noch geschlossenen Verbreitungsgebiete aller Indogermanen, die letzteren über Kleinasien und darum nur bis zu den Europäern, vordringen konnten.

So sind wir auf dem linguistisch-historischen Wege zu demselben Ergebnis geführt worden, wie bei unserer rein historischen Betrachtungsweise, nämlich dem, dass die Ursitze der Indogermanen in den Ländern nördlich und westlich des Schwarzen Meeres zu suchen sind. Vielleicht ist es indessen vorsichtiger, zunächst statt von „Ursitzen“, „Urheimat“ usw. (so oft wir derartige Ausdrücke auch schon im bisherigen um der Kürze und Verständlichkeit willen gebraucht haben) nur von „Ausgangsländern“ der Indogermanen zu sprechen und es erst von einer weiteren Betrachtung abhängig zu machen, ob diese „Ausgangsländer“ zugleich auch als die „Urheimat“, d. h. als der geographische Bereich angesehen werden müssen, in dem sich die idg. Sprach- und Völkerverwandtschaft gebildet hat¹⁾.

1) Am nächsten kommt meine Urheimathypothese, besonders in der Fassung, die ihr in diesem Buche gegeben worden ist, der von E. de Michaelis in seinem I³, 129 genannten Werke vertretenen Anschauung. Es wäre sehr wünschenswert, wenn dieses Werk, allerdings mit wesentlichen Kürzungen, aber mit Berücksichtigung der neuesten Literatur über diesen Gegenstand dem deutschen Leser zugänglich gemacht würde. Eine weit grössere, sowohl die von mir, wie auch die von E. de Michaelis rekonstruierten Ursitze umfassende Urheimat der Indogermanen nimmt M. Zaborowski in einer Reihe von Artikeln *La patrie originaire des Aryens d'après O. Schrader (Revue de l'École d'Anthropologie 1908)* an: „D'autre part, si en Europe on recherche de même quelles résidences ont successivement occupées les ancêtres de ces peuples aryens, on se retrouve invariablement ramené vers le Centre et vers l'Est. De sorte que du fait seul de cette double considération relative aux résidences, d'un côté des ancêtres des Indo-Iraniens, et de l'autre, des ancêtres des Grecs, Latins, Celtes et Germains, nous sommes forcés de placer la patrie originaire commune des Aryens dans cette zone mitoyenne de l'Europe qui s'étend du nord-est de l'Adriatique, du haut Danube et de la Bohême, à la mer Caspienne et au Caucase.“ Der Mittelpunkt dieses ungeheuren Gebietes

III. Hat sich in den Ausgangsländern der Indogermanen nördlich und westlich des Pontus die idg. Sprach- und Völkereinheit auch gebildet?

Es kommen bei der Beantwortung dieser Frage paläogeographische (und anthropologische), prähistorisch-archäologische und linguistische Gesichtspunkte in Betracht.

1. Paläogeographische und anthropologische Gesichtspunkte. P. Kretschmer erklärt in seiner Einleitung in die griechische Sprache p. 60, dass von dem ältesten Verbreitungsgebiet der Indogermanen „im europäischen Norden die skandinavischen Länder und das nördliche und östliche Deutschland mit Sicherheit in Wegfall kämen, da diese Gebiete in der Diluvialzeit unter Gletschern und Inlandeis begraben und so gut wie unbewohnbar gewesen seien“. Wenn wir nun auch mit diesem Ergebnis in der strikten Form, in der es hier ausgesprochen wird, aus den oben p. 478 ff. angeführten Gründen nicht übereinstimmen können, so wird man doch jedenfalls zugeben müssen, dass das Problem der Ursprünge der Indogermanen nicht einfacher wird, wenn wir genötigt sind, nach Feststellung der Ausgangsländer der Indogermanen mit Rücksicht auf die Vergletscherung, der sie einstmals ausgesetzt waren, nach einer anderen und eigentlichen Heimat derselben zu suchen. In der Tat sehen wir denn auch, dass Forscher wie Hoops, Helm und Hirt, die sämtlich die Ausgangsländer der Indogermanen auf dem einst vereisten Boden Nordeuropas suchen, über diesen „kitzlichen“ Punkt mit Stillschweigen hinweggehen. Nur Penka (*I*³, 112 ff.) ist mutig genug, seine Indogermanen ihren dolichocephalen Schädelbau, ihre Blondheit und riesigen Leiber sich in Mitteleuropa erwerben und erst nach Aufhören der Eiszeit nach Skandinavien auswandern zu lassen (vgl. auch L. Wilser Stammbaum der idg. Völker und Sprachen, Jena 1907, p. 28). In jedem Fall ist es daher doch wohl ein Vorzug einer

würde also der von mir angenommenen Urheimat entsprechen. Die Beweisführung Zaborowski's ist im wesentlichen eine anthropologische; doch sind mir leider die früheren Arbeiten Z.'s, welche dieselbe enthalten, nicht zugänglich gewesen. Den Schauplatz der indo-iranischen Entwicklung verlegt Z. in die Täler des Araxes und Kur, süd-westlich vom kaspischen Meer (p. 303).

Heimathypothese, wenn sie uns gestattet, die Indogermanen auf dem Raume entstehen zu lassen, von dem sie ausgegangen sind. Prüfen wir daraufhin die Verbreitung des nordeuropäischen Binneneises, wie sie von M. Neumayr II, 592 (hauptsächlich nach Penck) kartographisch dargestellt worden ist, so ergibt sich, dass im Osten Europas das Eis erst etwas westlich von Kasan bis ungefähr zum 50. Breitengrad herabfällt, in dessen Nähe seine Südgrenze mit mehreren nördlichen und südlichen Ausbuchtungen sich in ihrem westlichen Verlauf bis zur Rheinmündung, England und Irland im grossen und ganzen hält. Es zeigt sich also, dass die von uns als Ausgangspunkt der Indogermanen in Anspruch genommenen Länder nördlich und westlich des Pontus von jeher eisfrei gewesen sind, und dass daher von diesem Gesichtspunkt aus nichts im Wege steht, sie zugleich als ihre Ursprungsländer aufzufassen.

Mit dieser Raumfrage steht nun im engsten Zusammenhang die Frage nach der „Rasse“ des idg. Urvolks, wie sie zuletzt von F. Ratzel behandelt worden ist. „Die helle Rasse“, sagt dieser in der Umschau 1899 Nr. 42, „kennen wir aus der Geschichte als die Rasse Europas, Nordafrikas und Vorderasiens. Sie wohnt nördlich von der Negerrasse, westlich und südlich von der mongoloïden Rasse . . . Den äussersten, höchsten und vielleicht auch jüngsten Zweig am Baum dieser Rasse bildet die weisse oder blonde Rasse, die noch entschiedener nördliche Wohnsitze hat Indem wir die Frage nach dem Ursprung der hellen und der weissen Rasse aufwerfen, müssen wir uns klar machen, dass ihre Beantwortung nur unter zwei Voraussetzungen möglich ist. Der Ursprung der hellen Rasse reicht in eine Zeit zurück, wo das heutige Europa noch nicht bestand. Dieser Ursprung hat sich in einem älteren Europa abgespielt, das wesentlich anders war als unser Europa. Und er ist nur denkbar auf einem sehr weiten Raum. Dasselbe gilt auch für den Ursprung der weissen Rasse Die helle Rasse konnte sich auch nur da entwickeln, wo die Mischung mit mongoloïden und negroïden Elementen ausgeschlossen war. Sie muss von beiden Rassen schärfer getrennt gewesen sein als heute.

Die Geschichte Europas zeigt uns nun eine Zeit, wo Meer, Eis, Seen und Sümpfe Nordasien von Osteuropa sonderten; Europa war damals nicht eine Halbinsel von Nordasien, sondern

von Vorderasien, und ausserdem hing es mit Afrika zusammen, aber bald legte sich die Wüste zwischen Nordafrika und Innerafrika. So war ein grosses und ziemlich geschlossenes Gebiet gegeben, in dem die helle Rasse ihre Sondermerkmale ausbilden konnte. Wir glauben also, dass die helle Rasse in Europa, Nordafrika und Vorderasien entstanden ist. Inwieweit Nordasien an dieser Entwicklung beteiligt war, werden künftige Forschungen zu zeigen haben. Wir halten es einstweilen nicht für wahrscheinlich, weil sonst die helle Rasse ihren Weg nach Nordamerika hätte finden müssen, das in einem Abschnitt der Diluvialzeit mit Nordasien zusammenhing.

Als das Eis sich von Nordeuropa zurückzog, liess es einen weiten Raum frei, nach dem nun Einwanderungen von Süden und Südosten her stattfinden konnten. Wir finden von der neolithischen (jüngeren Stein-) Zeit an eine Bevölkerung, die der heutigen an körperlichen Merkmalen gleicht, in Nordeuropa, in einem grossen Teile des norddeutschen Tieflandes, und im Donauland. Es ist wahrscheinlich, dass auf diesem Boden, also auf Neuland, die weisse Rasse sich entwickelt hat, eine echt koloniale Rasse, begünstigt durch den weiten Raum, die entfernte Lage, den jungfräulichen Boden und durch die Verbindung mit dem Südosten, wo die höchste Kultur in Vorderasien und Nordafrika aufblühte, deren Keime sich in derselben Zeit entfaltet haben mögen, in der Eis die Nordhälfte Europas bedeckte. Diese Verbindung wurde durch das Steppenland Südosteuropas nach Innerasien und nach den Kaukasusländern, durch die Balkanhalbinsel nach Kleinasien zu vermittelt.

Die Reinheit der Merkmale dieser Rasse zeigt, dass sie noch ferner von fremden Beimischungen sich entwickelt hat, als die helle Rasse, von der sie einen Zweig bildet. Aber indem sie nun nach Süden vordrang, begegnete sie älteren Völkern der hellen Rasse, die in um so grösserer Menge afrikanische Elemente aufgenommen hatten, je weiter südlich ihre Sitze lagen. Es entstanden Durchdringungen der älteren und jüngeren Glieder der hellen Rasse, deren Wirkungen wir in den allmählichen Übergängen der beiden in der Bevölkerung Europas sehen. Deren Rassenextreme liegen im Süden und sind dazwischen aber breit vermittelt.“ „Mit dieser Rassenentwicklung“, heisst es dann Berichte II, 144f. weiter, „die tief

in eine Jahrzehntausende hinter uns liegende geologische Vergangenheit hineingreift, kann die Ausbreitung der arischen Sprachen in Europa und Asien nur insofern in Verbindung gebracht werden, als diese Sprachen, als sie sich entwickelten, die Rassen vorfanden, die im quartären Europa sich festgesetzt hatten. Aus ihnen bildeten sie eine neue Völkerverwandtschaft durch die uralten Prozesse des Verkehrs, der Eroberung, der Kolonisation, der Verschmelzung und auch der Ausrottung. Dabei blieben alte Rassenunterschiede im Süden und Norden erhalten.“

Gegen diese Auffassung der Dinge habe ich nicht das geringste einzuwenden. Sind dieselben aber so verlaufen, wie hier geschildert wird, so bleibt gar nichts übrig, als den Schauplatz, auf dem jene neue, indogermanische Völkerverwandtschaft, in der doch nun einmal „Helle“ und „Weisse“ unauflöslich miteinander verschmolzen sind, sich entwickelte, da zu suchen, wo diese beiden Rassen aneinanderstiessen, und so erblicke ich in Zusammenhang mit den früher (p. 482) angeführten Erörterungen Ratzels in ihm einen überzeugten Verteidiger der südosteuropäischen Ursprünge der Indogermanen.

2. Prähistorisch-archäologische Gesichtspunkte. Wir sind in diesem Werk immer aufs neue zu dem Ergebnis gelangt, dass die Kultur der idg. Urzeit derjenigen entspricht, die wir vom archäologischen Standpunkt aus als neolithische, speziell, weil durch den Besitz des Kupfers ausgezeichnet, als spätneolithische bezeichnen. Die nächstliegende Frage ist daher die, ob wir in Südrussland und den westpontischen Ländern dieselben Spuren derselben neolithischen Epoche wie in der westlichen Hälfte Europas, besonders auch wie in Skandinavien, finden. In der Tat haben nun gerade solche Forscher, die im übrigen die Ursprünge der Indogermanen aus den altgermanischen Ländern ableiten, auf eine solche Übereinstimmung der Funde aufmerksam gemacht. So führt Penka Herkunft der Arier p. 47 ff. nicht weniger als drei „archäologische Autoritäten“ an, nämlich Worsaae, H. Wankel und besonders Montelius, welcher letztere bekanntlich selbst die Germanen vom Schwarzen Meere ausgehen lässt, die „die Identität der neolithischen Kultur Skandinaviens mit der neolithischen Kultur Südrusslands

und der angrenzenden polnischen Länder festgestellt haben⁴. Aber auch M. Much Heimat der Indogermanen p. 13 findet, dass „das südliche Schweden und ein beschränkter Teil von Norwegen, ganz Dänemark mit allen Inseln, das heutige Deutsche Reich, die Niederlande und Belgien, Grossbritannien und Irland, das nördliche Frankreich, die Schweiz und Oberitalien, Österreich-Ungarn, Russisch-Polen und das ganze Quellgebiet des Dniesters, des Dniepers und der oberen Wolga, die Balkanhalbinsel mit Griechenland und den Inseln, endlich die gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien in dem zutage getretenen Steingerät eine solche Verwandtschaft zeigen, dass man nicht selten, besonders wenn das Material, das ja mehr oder weniger dem Boden der verschiedenen Länder entnommen ist und deshalb wechselt, nicht deutliche Weisung gibt, gar nicht sagen könnte, aus welchem Lande das eine oder andere Fundstück stamme⁴. Auch auf die öfters in diesem Werke genannten neolithischen Ausgrabungen des Herrn Chwoiko am mittleren Dniepr möchte ich hinsichtlich der Haustiere (oben p. 153), der Kulturpflanzen (p. 187), des Hüttenbaues (p. 273 f.), der Schildkröte (p. 150), des Fischgenusses (p. 248) hinweisen und nur hinzufügen, dass innerhalb dieser von Chwoiko blossgelegten neolithischen Kulturzustände auch eine Gussform für metallene Beile aufgefunden worden ist (Arbeiten des archäol. Kongresses in Kiew, Moskau 1901, p. 762). Aber auch abgesehen von diesen mir allein im Original bekannt gewordenen Arbeiten Chwoikos sind in neuerer Zeit durch russische Gelehrte überaus reiche und interessante Funde aus dem Neolith der Ukraine zutage gefördert worden, über die wir jetzt durch das schon oben genannte Werk M. Hruševskýjs Geschichte des ukrainischen (ruthenischen) Volkes (Leipzig 1906), p. 25 ff. (und Anhang 2) eine gute Übersicht erhalten. Seinen Gesamteindruck fasst Hruševskýj p. 30 in die bezeichnenden Worte zusammen: „Im ganzen entspricht das Bild der materiellen Kultur der spätneolithischen Epoche, welche die ukrainischen Ausgrabungen entrollen, ziemlich genau jenem Bilde, das die linguistischen Forschungen uns von der indoeuropäischen Kultur an der Grenze des Neolith und der Metallkultur vor der Ansiedlung der indoeuropäischen Stämme geben.“ Täten unsere Prähistoriker, die so

voreilig gerade die nordeuropäische Gestaltung der neolithischen Epoche der urindogermanischen Kultur gleichgesetzt haben, nicht gut daran, ihr Studium diesen ukrainischen Materialien, deren Behandlung durch sie nur gewinnen könnte, zuzuwenden und alsdann zu einer Revision ihrer Behauptungen zurückzukehren? ¹⁾ Auch westlich vom Pontus stossen wir z. B. in dem schon oben p. 469 genannten prähistorischen Schanzwerk von Lengyel im Tolnaer Komitat (vgl. M. Much Kupferzeit² p. 49) auf eine neolithische Kultur, von der ich durchaus nicht einzusehen vermag, warum sie vom Norden gekommen und nicht dahin vorgeedrungen sein könnte.

Nun ist diese neolithische Kultur natürlich nicht dem Menschen als ein Geschenk des Himmels in den Schoss gefallen. Sie hat sich vielmehr, sei es an einem Ort, von dem aus sie anderswohin übertragen worden wäre (vgl. I³, 210), sei es an mehreren Orten, aus niederen Zuständen, die in den Denkmälern der älteren Steinzeit vor uns liegen, allmählich entwickelt. Die weitere Frage ist daher die: kann eine solche Entwicklung auch in den Ländern nördlich und westlich des Pontus stattgefunden haben? Oder, mit anderen Worten: lassen sich Spuren des paläolithischen Menschen auch hier nachweisen? Dies ist nun allerdings der Fall. In einer Strasse der Stadt Kiew selbst sind zusammen mit Knochen des Mammuts zahlreiche Steinwerkzeuge der palaeolithischen Epoche zutage gekommen (vgl. Chwoiko a. a. O. p. 736 ff.). Der interessanteste Fund aber war der Schneidezahn eines Mammuts, auf dem verschiedene Zeichnungen, eine Schildkröte, scheinbar ein Vogel

1) Von besonderem Interesse ist in diesen ukrainischen Ausgrabungen der neolithischen und spätneolithischen Zeit die zutage gekommene teilweise gemalte und gravierte Keramik, die unverkennbare Analogien mit der trojanischen und vormykenischen Kultur zeigt, und von der Spuren auch in Bessarabien, Rumänien, Bosnien und Kappadocien gefunden worden sind. Auf dem archäologischen Kongress von Charkow (15.—27. August 1902; vgl. den Bericht über denselben p. 87) suchte Prof. von Stern diese Zusammenhänge durch eine Völker- und Kulturwanderung zu erklären, die vom Schwarzen Meer, an dem einst die Griechen gesessen hätten, ausgegangen sei. Auf jeden Fall sieht man, dass hier überall höchst bedeutsame Fragen auftauchen, denen die deutsche Forschung sich mehr als bisher zuwenden sollte.

und ein Kahn (vgl. Tafel XVII) eingeritzt waren. Es ergibt sich also, dass in jener Epoche im südlichen Russland ein ähnlich kunstbegabtes Volk, wie in den Höhlen des südlichen Frankreichs (vgl. z. B. S. Müller Urgeschichte Europas p. 10 f.), gelebt haben muss. Vgl. Weiteres bei M. Hruševskýj a. a. O. p. 22 ff. Westlich vom Schwarzen Meer sind mir Überreste des diluvialen Menschen erst aus Mähren (M. Kříž Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren, Steinitz 1903) und Kroatien (Dr. K. Gorjanovic-Kramberger Der Diluviale Mensch in Krapina in Kroatien, Wiesbaden 1906) bekannt. Doch genügt das Gesagte, um jedenfalls zu beweisen, dass in Südrussland der Mensch, wahrscheinlich in einer Zwischeneiszeit (Chwoiko p. 748), schon in der paläolithischen Epoche lebte, während auf dem einst vergletscherten Boden der altgermanischen Länder Reste des paläolithischen Menschen nicht vorkommen (Kretschmer p. 60 nach Penck). Demnach liegen die Dinge also ganz wie unter 1.: Verlegen wir die Heimat der Indogermanen in die altgermanischen Länder, so können wir sie hier nur bis in die neolithische Zeit oder höchstens bis in die chronologisch ebenfalls nicht allzu entfernte Epoche der Kjökkenmöddinger (oben p. 477 f.) zurückführen und müssen sofort die neue Frage aufwerfen, woher sind sie in die altgermanischen Länder eingewandert? Lassen wir hingegen die Indogermanen von den pontischen Gebieten ausgehen, so können sie daselbst von der paläolithischen Ära an, in der wir überhaupt die ersten sicheren Spuren des Menschen in Europa antreffen, ansässig gewesen sein. Dass sie es aber auch wirklich waren, erhellt aus dem Folgenden.

3. Linguistische Gesichtspunkte. Wir haben oben an der Hand der Ratzelschen Ausführungen über die vermutliche Entstehung der hellen und weissen Rasse gesprochen, innerhalb deren sich die indogermanische Sprach- und Völkereinheit allmählich entwickelt, d. h. gegenüber anderen Sprach- und Völkereinheiten derselben Rassen abgegrenzt haben muss. Die weitere Frage ist daher die, ob sich die Spuren jenes Prozesses noch verfolgen, oder, mit anderen Worten, ob sich noch irgendwelche prähistorischen Beziehungen des idg. zu anderen Sprachstämmen nachweisen lassen.

In dieser Hinsicht hat man längere Zeit an eine nähere

Verwandtschaft der Indogermanen mit den Semiten gedacht, ja sich durch den Glauben an eine solche Verwandtschaft in der Lokalisierung der idg. Urheimat bestimmen lassen (I³, 13, 92; 102 f.). Diese Ansicht darf jetzt als aufgegeben gelten, und mit Recht sagt Winternitz (Beilage z. Allg. Z. 1903. Nr. 238 p. 132): „Es ist sehr wohl möglich, dass, wie das öfter behauptet worden ist, die indogermanischen und die semitischen Sprachen miteinander verwandt sind, und dass es einmal eine „indogermanisch-semitische Ursprache“ gegeben hat, aus welcher beide grossen Sprachfamilien abzuleiten wären. Ich sage: es ist möglich; aber unmöglich ist es, den Beweis zu erbringen; denn diese „indogermanisch-semitische Ursprache“ würde in eine so ferne Vergangenheit zurückgehen, dass alle Spuren der Verwandtschaft in geschichtlicher Zeit bereits verwischt sein müssten.“ Auch ist man neuerdings wieder viel eher geneigt, die Ursitze der Semiten mit E. Schrader (Z. d. D. M. Ges. XXVII, 417 ff.) u. a. in Arabien, statt mit A. v. Kremer und F. Hommel (I³, 103) in Zentralasien, also, wenigstens einigermaßen, in Nachbarschaft von den Indogermanen zu suchen. Ja, es fehlt nicht an Gelehrten, welche die Ursprünge der Semiten überhaupt nicht in Asien, sondern in dem Arabien gegenüber gelegenen abessinischen Hochland suchen, die Semiten also von den Hamiten ableiten möchten¹⁾.

Im Gegensatz hierzu wächst sichtlich die Zahl derjenigen Forscher, die für engere Beziehungen der indogermanischen zu den finnisch-ugrischen Sprachen eintreten, eine Ansicht, die nach dem Vorgang N. Andersons (Studien zur Vergleichung der Indogermanischen mit den Finnisch-ugrischen Sprachen) und Donners (Vergleichendes Wörterbuch der Finnischen Sprachen) neuerdings mit voller Entschiedenheit von H. Sweet (*The history of language*, London 1900) und K. B. Wiklund (Finnisch-ugrisch und Indogermanisch, *Le monde oriental* 1906,

1) Für Arabien sind neuerdings eingetreten Hugo Winckler in Helmolt's Weltgeschichte III, in E. Schraders Keilschriften und das alte Testament² und an anderen Orten, für Afrika Hub. Grimme Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. Mohammed (Weltgeschichte in Charakterbildern, München, 1904), und Merker Die Masai (vgl. dazu Meinhof Z. f. Ethnologie 1904, p. 735 ff.). Skeptisch äussert sich Th. Nöldeke Die semitischen Sprachen. 2. Aufl., 1899.

I, 1 p. 43 ff.) ausgesprochen und begründet worden ist (vgl. auch I³, 125). Die finnisch-ugrischen Völker sind in körperlicher Beziehung, wie die indogermanischen, Mischstämme, in denen sich zum mindesten die helle, ja weisse, meist dolichocephale und die von jeher im Innern Hochasiens wurzelnde mongoloide, turkotatarische Rasse unterscheiden lassen. Die hellen Bestandteile (vgl. Penka Die Herkunft der Arier p. 24 f., Kretschmer Einleitung p. 30 f.) treten besonders in Europa, bei Finnen und Esthen, die mongoloïden Züge hauptsächlich bei den asiatischen Zweigen des finnisch-ugrischen Stammes hervor. Hinsichtlich der finnisch-ugrischen Sprachen besteht freilich die Schwierigkeit, dass ihre östlicheren Glieder, sowohl das Permische (Syrjänisch, Wotjakisch usw.), wie auch das Ugrische (Ostjakisch, Wogulisch etc.) noch nicht genügend erforscht worden sind, um in grösserem Umfang eine finnisch-ugrische Ursprache, die man der indogermanischen gegenüberstellen könnte, zu konstruieren. Gleichwohl sind die Analogien, die man schon jetzt zwischen den idg. und finno-ugrischen Sprachen festgestellt hat, so zahlreich, dass, wie ich glaube, nur ein übertriebener und unfruchtbarer Skeptizismus sie als ein blosses Werk des Zufalls betrachten kann. Einige der wichtigsten sind (namentlich nach Wiklund) die folgenden:

In der Deklination stimmen die beiden Sprachgebiete in der Bildung des Accus. Sing. auf *-m* überein. Finnisch *kalan* aus **kalam*, tscheremissisch *kolom*, wogulisch *χulme*, kamassinisch (samojedisch) *kolam* „den Fisch“ entspricht sert. *vrka-m*, griech. *λύκο-ν*, lat. *lupu-m*. Dazu tritt ein gemeinsamer Partitivus, bezügl. Ablativus, der auf beiden Sprachgebieten durch einen dentalen Verschlusslaut charakterisiert ist: finn. *ulkoa* aus **ulkoða*, lapp. *ålkot* aus **ålkoda* „von aussen“, mordv. *tolgada* „von der Feder“, samojed. *fuada* „von hinten“ = sert. *vrkåd* „von dem Wolfe“, *paççá'd* „von hinten“, lat. *Gnaivód*, später *Gnaeo*. Der Nominativus Sing. wird oder wurde demgegenüber auf beiden Sprachgebieten ohne Endung gebildet: im Finnischen heisst *kala* „der Fisch“, *kylä* „das Dorf“ (Nominat. = Stamm), im Indogermanischen entsprechen Fälle wie sert. *áčvá* „Stute“, griech. *χόρα*, lat. *terra*, griech. *νόων, πατήρ* usw. Das *-s*, das bei gewissen Stämmen den Nominativ im Indogermanischen bildet (sert. *vrka-s*, griech. *πῆχυσ*, got. *sunu-s*, ist offenbar sekundär

und entspricht dem demonstrativen Pronomen: sert. *sa*, griech. *ὁ*, got. *sa* „der“ = wotjak. *so*, lapp. *son*, finn. *hän* aus **sän* „er, sie“. Erstarrt läge nach Sweet (p. 118) dieses *s* auch in finnischen Formen wie *parmas*, *parmas-na* „in dem Busen“ neben *parma* vor. So erhalten wir, da auch der oben genannte finnische Stamm *kala* „Fisch“ im Indogermanischen wiederkehrt (s. u.), ein finnisch-indogermanisches Paradigma: **kala* „der Fisch“, **kala-m* „den Fisch“, **kala-d(a)* „von dem Fisch“. Ein Dualis, wie im Indogermanischen, kommt noch im Wogulischen und Ostjakischen vor.

In der Konjugation überrascht die Übereinstimmung der Personalendungen in den I. und II. Personen: finn. *elän* aus **eläm* „ich lebe“, *elät* „du lebst“, *elämme* „wir leben“, *elätte* „ihr lebt“ müssen in ihrer Bildung in einem, wenn auch noch nicht aufgeklärten Zusammenhang mit dem idg.: sert. *bībharmi*, griech. *ἴθηναι*; sert. *vēttha*, griech. *ἴσθα*, got. *last* „du lasest“; sert. *bhārāmasi*, griech. (dor.) *φέρομεσ*, lat. *agimus*; sert. *bhāratha*, griech. *φέρετε*, altsl. *berete* stehen. Dazu ist auf beiden Sprachgebieten die III. Pers. Pl. zweifellos nominalen Ursprungs. Finn. *he antavat* „sie geben“ ist eigentlich *ii donantes*, sert. *bhāranti*, griech. *φέρουσι* (dor.) kann nicht von sert. *bhārantas*, griech. *φέροντες* „die tragenden“ getrennt werden, wobei das *-i* von *φέρουσι* vielleicht mit dem Pluralzeichen *-i* in *οἱ*, *ἔπιοι*, *λύκοι-σι* verglichen werden darf. Eine Einzelheit der verbalen Stammbildung liegt in dem gemeinsamen Gebrauch des Frequentativsuffixes *-sk*: finn. *ui-ske-nt-ele-n* „ich schwimme“: sert. *gáčhati* „er geht“, griech. *βάσκε* „gehe“. Von Tempusstämmen begegnet im Mordvinischen, Wogulischen, Tscheremissischen, Ostjakischen, Samojedischen, vielleicht auch im südwestlichen Finnischen und Esthnischen (Stamm *palu*, Prät. *palu-sin*) ein Präteritum auf *-s* (vgl. Eliot *Finnish grammar* XXX), das in dem idg. *s*-Aorist wiederzukehren scheint (sert. *ádikshi*, griech. *ἔδειξα*, lat. *dixi*). Ein Futurum ist im Finnisch-ugrischen nicht vorhanden, und war es vielleicht ursprünglich auch nicht im Indogermanischen (vgl. I³, 135).

Ganz augenfällig stimmt der Anlaut der Pronomina auf beiden Sprachgebieten überein: lapp. *mon*, finn. *minä*, wotjak. *mon* „ich“, vgl. sert. *mā*, griech. *με*, lat. *mē*; lapp. *don*, finn. *sinä* aus **tinä*, wotjak. *ton* „du“, vgl. sert. *tvām*, griech. *τύ*, lat.

tú; lapp. *son*, finn. *hän* aus **sän*, wotjak. *so* „er, sie“, vgl. scrt. *sa*, griech. *ὁ*, got. *sa*; lapp. *dat*, finn. *tämä*, wotjak. *ta* „dieser“, vgl. scrt. *tád*, griech. *τό*, got. *þata*; lapp. *gi*, finn. *ken*, wotjak. *kin* „wer“, vgl. scrt. *kás*, got. *was*, lit. *kàs*, aw. *či-s* „wer“, griech. *τις*, lat. *quis*; lapp. *jukko*, finn. *joka* „welcher“ (relativ), vgl. scrt. *yás*, griech. *ὅς*, got. *jabai* „wenn“.

Auch auf dem Gebiete der Stammbildung zeigen sich zahlreiche Entsprechungen, von denen ich nur auf die Übereinstimmung des Superlativsuffixes, finn. *-ima*, Nom. *-in*, lapp. *-(i)mus* (finn. *pahin* „der schlimmste“, lapp. *buöremus* „der beste“) mit idg. *-mo* (scrt. *madhyamá*, *upamá*, lat. *summus* aus **sup-mus*) verweisen will. Weiteres bei Wiklund p. 50 f.

Endlich bietet auch der Wortschatz eine ganze Anzahl finnisch-ugrisch-indogermanischer Entsprechungen, die nach dem Urteil der vorzüglichsten Kenner des ersteren Sprachgebiets nicht auf Entlehnung aus einer idg. Einzelsprache, dem Iranschen (vgl. oben p. 485), dem Litauischen, Slavischen oder Germanischen beruhen können. Z. B. finn. *mesi* (St. *med-* oder *met-*) „Honig“, mordv. *med*, tscher. *my*, syrj. *ma*, ostj. *mag*, wog. *mau*, ung. *méz* = idg. **medhu* (oben p. 252); finn. *vesi* (St. *ved-* oder *vet-*) „Wasser“, mordv. *wed*, tscher. *vit*, *vyt*, syrj. *va*, wog. *vit*, ung. *víz* = scrt. *udán*, griech. *ὕδωρ*, altsl. *voda*, got. *vatō*; finn. *nimi* „Name“, mordv. *lem*, tscher. *lim*, *lym*, syrj. *nim*, ostj. *nem*, wog. *näm*, ung. *név* = scrt. *náman*, lat. *nōmen* usw.; finn. *vuosi* „Jahr“, weps. *wos*, ostj. *ót* = idg. *vet-*, *ut-*, *vetos* (oben p. 226, 228); finn. *kala* „Fisch“, lapp. *guölle*, mordv. *kal*, tscher. *kol*, wogul. *χul* etc. = lat. *squalus*, altpr. *kalis*, altn. *hvalr* (oben p. 301) und vieles andere.

Nun kann man natürlich auch auf zahlreiche Diskrepanzen der beiden Sprachgebiete hinweisen, allein es zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass dieselben kein unübersteigliches Hindernis für die Annahme eines ursprünglichen Zusammenhangs derselben sind. So stimmen die Zahlwörter im Finnisch-ugrischen und Indogermanischen nicht zusammen; aber auch das Samojedische, das ganz sicher eine finnisch-ugrische Sprache ist, weicht auf diesem Gebiete vom Finnisch-ugrischen ab. Die Zahlwörter bilden also kein absolut notwendiges Kriterium der Verwandtschaft zweier Sprachen. Die finnischen Sprachen haben keinen Geschlechtsunterschied, die indogermanischen kennen

das Gesetz der Vokalharmonie nicht; doch lässt sich zeigen, dass beide Erscheinungen auf beiden Sprachgebieten verhältnismässig junge, wenn im ersteren Fall auch noch in der idg. Urzeit wurzelnde Entwicklungen sind. Weiterhin hat man darauf aufmerksam gemacht (vgl. H. Winkler Ural-altaische Völker und Sprachen, Berlin 1884, p. 86 ff.), dass mehrere der oben aufgeführten finnisch-ugrisch-indogermanischen Übereinstimmungen, z. B. die auf dem Gebiet der Pronomina, auch in anderen Sprachfamilien wiederkehren und darum nicht beweisend seien. So werde der Explosivguttural *k* überall häufig zur Bezeichnung der Frage verwendet. Oder so ginge auch in den meisten afrikanischen Sprachen die I. Person auf *-m*, *-ma*, *-me*, *-am* aus. Dies mag richtig sein. Allein mir scheint auf diesem Gebiete Ähnliches zu gelten, wie von den p. 131 besprochenen, in die idg. Urzeit zurückgehenden Kulturschemata, die wohl vereinzelt, aber nicht in ihrer Gesamtheit und in ihrem Ineinandergreifen auch anderwärts wiederkehren. Und so schliessen wir uns rückhaltlos der Meinung derjenigen an, die in diesen finnisch-ugrischen und indogermanischen Analogien die Spuren proethnischer Zusammenhänge der beiden Sprachstämme erblicken.

Tut man dies aber (wie z. B. auch H. Hirt Die Indogermanen II, 577), und nimmt man infolgedessen uralte Nachbarschaft der beiden Sprachstämme an, so scheiden damit auf neue die altgermanischen Länder als Urheimat der Indogermanen aus, und ein weiteres Argument für ihre Lokalisierung im südlichen Russland tritt hinzu. Denn in jedem Fall müssen wir jene Epoche finnisch-ugrischer und indogermanischer Gemeinschaft, in der eben erst die Keime des beiderseitigen Sprachbaus vorhanden waren, in eine ungemein frühe Zeit verlegen, in eine Zeit, für die wir nun wirklich mit der geologischen Vergangenheit unseres Erdteils rechnen müssen. Alsdann aber bleiben als ursprüngliche Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker nur die Gebiete westlich von dem mittleren Ural bis zu einer Linie übrig, die man sich etwa von Norden nach Süden durch die Mündung der Wetluga in die Wolga bis zum 50. Breitengrad gezogen denkt. Nördlich und westlich von diesen Länderstrichen war Europa mit Eis, dann mit Tundren und Steppen bedeckt. Jene ältesten Berührungen der Finnen und Indogermanen können daher nur an der mittleren Wolga stattgefunden haben, wo be-

kanntlich noch heute in Tscheremissen, Mordvinen und Wotjaken finnische Stämme sitzen. In die Gebiete westlich des Urals verlegt auch Wiklund (a. a. O. p. 55) die Urheimat der Finno-ugrier, was wiederum zu dem Bienenargument Köppens (I³, 127) aufs beste stimmt. Erst nachdem im Westen und Norden das Eis zurückgegangen und der Wald sich ausgebreitet hatte, andererseits der Ural (vgl. Ratzel Berichte II, 35), der bisher Europa und Asien nahezu voneinander abgesperrt hatte, wegsamer geworden war, wird sich der finnisch-ugrische Sprachstamm über den Norden Osteuropas und Asiens ausgebreitet haben, in letzterem mit starken turko-tatarischen Elementen verschmelzend.

Somit ziehen wir nunmehr aus allem Bisherigen unsere Folgerungen dahin: Als Ausgangsländer der Indogermanen sind aus historischen und linguistischen Gründen die Gebiete im Norden und Westen des Schwarzen Meeres zu betrachten. Hier ist aber auch nach paläogeographischen, anthropologischen, prähistorischen und glottoгонischen Gesichtspunkten die eigentliche Urheimat dieser Völker zu suchen.

Damit könnten wir unsere Erörterung des idg. Heimatproblems beenden, wenn nicht schliesslich noch ein Wort über das endliche Auseinandergehen des idg. Urvolks zu sagen wäre, das dann allmählich in die geschichtlichen Zeiten hinüberführt. Gerade von den Ländern nördlich und westlich des Pontus aus lässt sich dasselbe auf Grund geschichtlicher Analogien ohne Schwierigkeit verstehen.

Schon vor der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. sehen wir nach Herodot IV, 11 den hochasiatischen Stamm der Massagenen auf die iranischen Skythen drücken und sie über die Wolga und den Don bis zur Donau drängen. Von dem Zeitalter Alexanders des Grossen an schieben sich die ebenfalls iranischen Sarmaten (vielleicht durch ähnliche Feinde bedrückt) in der gleichen Richtung westlich vorwärts. Im Jahre 375 n. Chr. gibt das asiatisch-nomadische Reitervolk der Hunnen den Anstoss zur germanischen Völkerwanderung. Ums Jahr 555 herrschen die ural-altaischen Avaren bis zur Donau und bis nach Dacien. Es folgen fortwährende Einbrüche der türkischen Chazaren, Kumänen, Petschenegen usw. Im Jahre 1224 erfolgt der

erste Einfall der Mongolen unter Tschingis-chan, 1227—1242 der zweite unter Baty-chan.

Immer sind also direkt oder indirekt hochasiatische, turko-tatarische oder mongolische Nomadenvölker von Einfluss auf die Völkergeschichte Süd-Ost-Europas gewesen, das ihnen, seit Europa seine heutige Gestalt angenommen hat, offenstand. Könnte ein Gleiches nicht schon während der Schlussepoche des idg. Urvolks der Fall gewesen sein, ja, dieselbe herbeigeführt haben? Wir haben oben (p. 487 f.) gesehen, dass vor den Skythen in den Ländern vom Don bis zur Donau das rätselhafte Volk der Kimmerier herrschte, und aus dem doppelten Umstand, dass einerseits diese seit der ältesten Zeit von den Skythen mit bemerkenswerter Schärfe unterschieden werden, andererseits die von Herodot und Hippokrates geschilderten, ursprünglich iranischen, aber stark mit unterworfenen kimmerischen Volksbestandteilen gemischten Skythen in ihrem Typus und in ihrer Lebensweise unverkennbare turko-tatarische Züge aufweisen, geschlossen, dass die Kimmerier selbst ein turko-tatarisches Volk gewesen sein möchten. Dieser Schluss scheint durch eine neue Deutung des Namens der Kimmerier, an dem sich viele Gelehrte bis jetzt vergeblich versucht haben¹⁾, eine Bestätigung zu empfangen. Nach H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes p. 103 und 133 zerfielen die Turko-Tataren seit alters in zwei Hauptabteilungen, von denen die einen *jürük* und *köček*;

1) Gewöhnlich bringt man *Κιμμέριοι* mit der Hesychglosse *κίμμερος ἀχλύς· δμύγλη* zusammen und erinnert an Od. XI, 14:

*ἔνθα δὲ Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμος τε πόλις τε,
ἤέρι καὶ νεφέλη κεκαλυμμένοι.*

W. Tomaschek Kritik d. ältesten Nachrichten (Sitzungsb. d. Wiener Ak. CXVI, 64) erblickt darin den Namen eines kaukasischen Bergstamms und denkt an georg. *gmiri* „Held“, „Riese“, laz *gomori* „tapfer“. Auf dasselbe läuft es wohl hinaus, wenn Vs. Miller (bei M. Hrusévskyj Geschichte des ukrainischen Volkes I, 91 Anm. 1) ein osset. *gumirita* „Riese“ heranzieht. A. Fick endlich deutet die Kimmerier (B. B. XXIX, 237) als die „verständigen“ (*κίμμερος· νοῦς· Φούγες* bei Hesych). Alles das ist wenig einleuchtend. — Die Kimmerier wegen des einzigen kimmerischen Königsnamens *Teušpa* (im Assyrischen), wie E. Meyer Gesch. d. A. I, 516 zweifelnd tut, als iranische Skythen aufzufassen, dürfte auch nicht angehen. Vgl. noch über die Kimmerier V. M. Sysojew Bericht über den XII. archäolog. Kongress in Charkow p. 194.

die anderen *comru*, d. h. die wandernden und die ansässigen Nomaden genannt wurden, und von denen „die ersteren, mit der Viehzucht sich ausschliesslich beschäftigend, von dem Ackerbau sich gänzlich fernhielten, während letztere, wenngleich ebenfalls Steppenbewohner und mit Viehzucht beschäftigt, die Kultivierung einiger urbaren, an Flüssen gelegener Landstriche schon frühzeitig betrieben hatten“ (vgl. oben p. 206). Da wir nun den Ausdruck *jürük* mit voller Deutlichkeit in den *Ἰῶραι* des Herodot (IV, 22) wiederkehren sehen, liegt es nahe, die *comru* mit den *Κιμμέριοι* (bibl. *Gomar*, assyr. *Gimirrai*) zu verknüpfen und anzunehmen, dass ein dieser Abteilung der Turko-tataren angehöriges Volk sich zuerst als ein fremdartiger Keil in die Stämme des idg. Urvolks hineinschob und seine erste Spaltung in Europäer und Arier verursachte.

Wir sind uns selbstverständlich bewusst, dass dies sachlich und sprachlich nicht mehr als eine Vermutung sein kann, wollten aber doch zeigen, wie wir uns etwa den Prozess der ersten Spaltung des Urvolks auf dem Boden geschichtlicher Voraussetzungen, von dem man alle diese Fragen nur zu leichten Herzens losgelöst hat, vorstellen können.

Nachträge und Berichtigungen.

Einige Unebenheiten und Ungenauigkeiten der Umschreibung und Accentuation der Wörter sind in den im nächsten Abschnitt folgenden Wörterverzeichnissen stillschweigend ausgeglichen, bzw. verbessert worden. Diese bitte ich daher in einem zweifelhaften Falle zu vergleichen.

I. Abhandlung (vgl. I³, 236).

p. 46. Prellwitz Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache liegt jetzt (seit 1905) in zweiter Auflage vor.

p. 81. Ebenso R. Much Deutsche Stammeskunde. Leipzig 1905.

p. 82. Ebenso F. Seiler Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts 1905.

p. 83. Die Bibliographie der Lehnwortliteratur in den nord-europäischen Sprachen bedarf einiger Ergänzungen, teilweise auch aus der Zeit vor 1905: 1) Germano-Slavisches: J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung (Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III, Stuttgart 1905). Vgl. auch M. Murko Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen (Separatabdruck aus Band XXXV und XXXVI der Mitteilungen der anthrop. Ges. in Wien. 1906), besonders Abschnitt V. 2) Lateinisch-Keltisches: J. Loth *Les mots latins dans les langues brittoniques (gallois, armoricain, cornique)*. Paris 1892, und J. Vendryes *De hibernicis vocabulis, quae a latina lingua originem duxerunt, dissertationem scripsit atque indices construxit*. Paris 1902. Vgl. auch J. Zwicker *De vocabulis et rebus Gallicis sive Transpadanis apud Vergilium*. Diss. Leipzig 1905. 3) Lateinisch-Germanisches: Burckhardt Norddeutschland unter dem Einfluss römischer und frühchristlicher Kultur, eine Studie zu den altniederdeutschen Lehnwörtern (Archiv für Kulturgeschichte III. H. 3. 4. 1905). 4) Romanische Sprachen: H. Berger Die Lehnwörter in der französischen Sprache der ältesten Zeit, Leipzig 1899, und G. Paris *Les mots d'emprunt dans le plus ancien Français* im *Journal des Savants* 1900.

p. 107. Nach W. Streitberg Lit. Zentralblatt 1906 Nr. 24 hätten L. und W. Lindenschmit schon 1842 in den Hennebergischen Vereinsheften und 1846 in den „Rätseln der Vorwelt — oder Sind die Deutschen eingewandert“ den europäischen Ursprung der Indogermanen verfochten.

II Abhandlung (vgl. I³, 236).

p. 135. Nach neueren Auffassungen sollen die Futurbildungen lat. *videbo* und ir. *no charub* nichts miteinander zu tun haben (vgl. F. Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre p. 573).

p. 136. In seiner Besprechung von Sprachvgl. und Urgeschichte I³ (Journal des Ministeriums für Volksaufklärung 1906) führt V. K. Poržezinskij p. 25 die Gesichtspunkte aus, welche nach seiner Meinung dafür sprechen, dass das sigmatische Futurum (*δωσιω*) eine urindogermanische, einst allen idg. Sprachen gemeinsame Bildung sei.

p. 138. Ich muss R. Much in seiner Besprechung von Sprachvgl. und Urgeschichte I³ (Mitteilungen d. Wiener anthrop. Ges. 1907)

recht geben, dass man aus der Entlehnung von *Fergunna* aus **Percunia* (*Hercynia*) nicht schliessen darf, dass zur Zeit des Eintritts der deutschen Lautverschiebung *p* im Keltischen noch unversehrte erhalten geblieben sei, „da auch ein 1000 Jahre vor der germanischen Lautverschiebung entlehntes **Percunia* zu jenem *Fergunna* hätte werden müssen“. Im übrigen steht R. Much in den a. a. O. erörterten Fragen durchaus auf meinem Standpunkt.

p. 140. Entgangen ist mir H. Meyer's Aufsatz „Ursprung der germanischen Lautverschiebung“ (Z. f. deutsche Altertumsk. 1901), in dem ein wesentlich früherer Ursprung der deutschen Lautverschiebung angenommen wird. — Ebenda Z. 18. 19 v. u. lies **téhun*, **sebin*.

p. 146. Poržezinskij a. a. O. p. 28 zeigt, dass die von mir angeführten litauischen Formen *ėsti*, *tū* sich wahrscheinlich auch nicht mehr in allen Feinheiten mit den indogermanischen Urformen decken.

p. 151. Über das Problem der Mischsprachen vgl. noch II³, 507 Anm.

p. 153, Z. 2 u. 3 v. o. Gegen R. Much's Einwand a. a. O., „dass ich in diesem Falle meine erst zu begründenden Ansichten über die Urheimat der Indogermanen schon zum Ausgangspunkt weiterer Schlüsse mache“, ist zu bemerken, dass jedenfalls die Kelten, wie von niemandem bezweifelt wird, in den von ihnen besetzten Ländern eine nichtig. (iberische) Urbevölkerung vorgefunden haben.

p. 158, Z. 11. Hierzu bemerkt R. Much a. a. O. mit Recht, dass, da die Chatten weiter existierten, nur von der völligen Vernichtung ihres Heeres gesprochen werden kann.

p. 174, Z. 9 v. u. ergänze am Schluss das Wort „Sprache“.

p. 201. Wenn R. Much zu scrt. *páqu* = got. *faihu*, ursprünglich „Schaf“, dann „Vieh“ bemerkt, dass dieser Bedeutungsübergang nichts Besonderes sei, da er auch im altisländischen *smali* „Kleinvieh“, aber auch „Vieh“ im allgemeinen (einschliesslich des Grossviehs): ahd. *smalanôz*, *smalaz vihu*, unserem „Schmaltier“ vorliege, so übersieht er, dass auf Island die Schafzucht im Mittelpunkt der Viehzucht steht, so dass sich der Bedeutungsübergang auf Island aus denselben oder ähnlichen Gründen erklärt, wie sie im Text für eine ferne vorgeschichtliche Zeit angenommen worden sind. Ich erblicke daher in dem von R. Much angeführten Fall eine Bestätigung und keine Widerlegung meiner Ansicht.

p. 203, Z. 4 v. u. lies scrt. *čěva* und Z. 5 v. u. got. *heivafrauja*.

p. 204, Z. 8 v. o. lies lit. *wiész*.

III. Abhandlung.

p. 10. Zu griech. *μέταλλον* vgl. noch p. 123 Anm. 1.

p. 22. Den Schmied *Wieland* deutet F. Kluge jetzt ansprechend Z. f. deutsche Wortforschung VIII, 144 als „Kunsthand“ (**Wēl-handus*).

p. 42, Z. 7 v. o. (und an einigen anderen Stellen) lies Bernát (Bernhard) Muncácsi.

p. 62, Anm. 1. Das hier genannte baskische *urraida* „Kupfer“ deutet H. Schuchardt (brieflich) als das „goldähnliche“, abgeleitet

von *urhe*, *ur*re (vgl. p. 39 *ur-re-a*) „Gold“, das vielleicht semitischen Ursprungs (assyrl. *hurāšu*) sei.

p. 69. Zu frz. *cuivre* gehören noch sp. ptg. *cobre*. Auch in italienischen Mundarten kommt das Wort nach H. Schuchardt vor. Ebenda lies Z. 7 v. u. baskisch *alambre-a*, das zwar von Basken gebraucht wird, nicht aber als baskisches Wort angesehen werden kann.

p. 77, Z. 3 v. u. lies Pamird *spin*.

p. 94. Das hier genannte baskische *cirraida* (*zirraida*) kommt nach Schuchardt nur bei Larramendi vor. Das gewöhnliche Wort ist das aus dem Romanischen entlehnte *ezeinu*. Die Erklärung von *cirraida* ist unsicher; für dasselbe verweist Schuchardt noch auf ein ebenfalls bei Larramendi genanntes bask. *zirberuki* „Zinngiesserzinn“, „*stannum plumbo admixtum*“, das in *zir* (*zirraida*) „Zinn“, *berun* „Blei“ (vgl. p. 95) und das Suffix *-ki* zu zerlegen sei.

p. 95. In der Reihe: ir. *lúaidé*, agls. *léad*, mhd. *löt* füge noch russ. *luditi* „verzinnen“, *lužénie* „Verzinnung“, auch altruss. *luditi* hinzu. Doch fragt sich, wie alt das Wort auf slavischem Boden ist. In den südslavischen Sprachen kommt es nach einer Mitteilung M. Murko's nicht vor.

p. 112. Mit griech. *σίμη* „Feile“ und lat. *serra* „Säge“ hängt offenbar auch scrt. *siṅṅi*, *siṅṅi'* „Sichel“ zusammen.

IV. Abhandlung.

p. 139, Z. 19 v. u. lies griech. *ἔζωπ*.

p. 140 Anm. 1. Die hier genannte Arbeit A. Meillet's scheint kein S. A., sondern eine selbständige, A. J. Vendryes zum 3./7. 06 gewidmete kleine Schrift zu sein.

p. 172, Z. 15 v. u. lies alb. *bl'eteze*.

p. 203, Z. 11 v. o. lies armen. *atam*.

p. 204, Z. 11 v. o. lies npers. *dās*.

p. 210. Über die Etymologie von russ. *sochá* vgl. neuerdings Štrekelj Archiv f. slav. Phil. 1906 p. 494.

p. 224, Z. 12 v. o. lies armen. *am*.

p. 231, Z. 1 v. u. lies A. Hillebrandt.

p. 235, Z. 17 v. u. lies scrt. *niçāniçam*.

p. 250. Z. 15 v. u. lies got. *smairpr*.

p. 288, Z. 3 v. u. lies russ. *železá*.

p. 292, Z. 22 v. u. lies ir. *mile*.

p. 333, Z. 7 v. o. lies russ. *vedú*.

p. 335 Anm. 3 (Totenhochzeit; vgl. auch 1³, 219): Mit der Methode und den Ergebnissen meiner Schrift „Totenhochzeit“ erklären sich in teilweis ausführlichen Besprechungen einverstanden: Zachariae (Z. des Vereins für Volkskunde XV, 232 ff.), A. Brunk (Zentralblatt f. Anthropologie X, p. 146–148), H. Kjær (Nordisk Tidskrift for Filologi, 3. Reihe 14/2 p. 90), J. Toutain (*Revue de l'hist. des rel.* 52 p. 325), S. Reinach (*Revue critique* 1904 Nr. 2) u. a.

p. 521. Vgl. auch M. Hoernes Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903, ein Buch, das mir erst nach Abschluss des Druckes zugänglich geworden ist.

Wörterverzeichnis*) der indogermanischen Sprachen
zu Abhandlung III und IV.

| | | |
|---------------------------------|----------------------------------|---------------------------------|
| 1. Indisch. | <i>āvi</i> 135. 154. 264. | <i>urāna</i> 258. |
| (Das Sanskrit ist un- | <i>āçan</i> 106. | <i>urvāra</i> 189. 203. 204. |
| bezeichnet.) | <i>açrshā'</i> 19. | <i>ūlaka</i> 139. |
| <i>āksha</i> 298. | <i>açman</i> 17. 60. 78. 103. | <i>ulkā'</i> 440. |
| <i>agni</i> 440. 441. 443. | 106. | <i>uçānt</i> 400. |
| <i>agnishōma</i> 456. | <i>āçva, āçvā, āçvasya</i> 134. | <i>ushās, usrā'</i> 237. 440. |
| <i>aj</i> 203. | 154. 163. 523. | 443. 456. |
| <i>ajā</i> 128. 135. 154. | <i>açvatarā</i> 48. 163. | <i>ūshtra</i> 102. 135. 163. |
| <i>ājra</i> 203. | <i>ashtadhātu</i> 61. | <i>ūrṇā</i> 154. 162. |
| <i>ātka</i> 261. | <i>as, āsu</i> 417. | <i>ūrṇavābhi</i> 261. |
| <i>ad</i> 241. | <i>asi</i> 110. 111. 116. | <i>ūrmi</i> 302. |
| <i>ādīkshi</i> 524. | <i>asrēman</i> 144. | <i>r'ksha</i> 133. |
| <i>anaç-vāh</i> 156. | <i>āhan, āhar, āhanā'</i> 237. | <i>rtū</i> 239. |
| <i>ānāgas</i> 400. | 416. | <i>rtuvrti</i> 233. |
| <i>antār</i> 238. | <i>ahōrātrā, aharniça</i> | <i>rbhi</i> 21. 25. 428. |
| <i>ap</i> 441. | 236. | <i>rshti</i> 108. |
| <i>āpara</i> 142. | <i>a'gas</i> 127. 398. 399. 400. | <i>r'çya</i> 135. |
| <i>aparapakshā</i> 229. | 401. 402. 405. 406. | <i>ēna</i> 135. |
| <i>aparādha</i> 397. | 410. 411. 414. | <i>ō'tu</i> 260. |
| <i>apād</i> 19. | <i>a'jya</i> 249. | <i>kānsā, kānsya</i> 94. |
| <i>āpāñc</i> 142. | <i>āni</i> 298. | <i>kāta</i> 263. |
| <i>apōrṇvān</i> 416. | <i>ātā</i> 271. 282. | <i>kāpō'ta</i> 139. 141. 168. |
| <i>apsarā'</i> 441. | <i>āti</i> 140. 166. | <i>kar, krnō'ti, kārman</i> |
| <i>apsin</i> (zigeun.) 79. | <i>ātmān</i> 427. | 15 445. |
| <i>abhīpitvā</i> 237. | <i>āmā</i> 243. | <i>karkaṭi, karkāru</i> 199. |
| <i>am, amīt</i> 409 414. | <i>ārā</i> 113. 116. | <i>kart</i> 263. |
| <i>amāvāsi</i> 229. | <i>ā'rya, ā'ryaka</i> 392. | <i>karsh, krshāti</i> 202. 204. |
| <i>āyava</i> 229. | <i>āshtri</i> 283. | 207. |
| <i>āyas</i> 10. 45. 58. 59. 60. | <i>ā'sa</i> 283. | <i>karshā'</i> 202. |
| 61. 65. 113. 116. 117. | <i>īshu</i> 104. | <i>kaçikā'</i> 133. |
| <i>arā</i> 299. | <i>īshurdigdha</i> 104. | <i>kaçyapa</i> 149. |
| <i>aritra</i> 300. | <i>īshā'</i> 298 | <i>kās</i> 525. |
| <i>arczicz</i> (zig.) 98. | <i>ukshān</i> 154. | <i>kastrā</i> 94. |
| <i>ārya</i> 392. | <i>ukhā'</i> 17. 19. 283. 285. | <i>kārmārā</i> 15. |
| <i>aryā</i> 294. | <i>udān</i> 525. | <i>kālāyasa</i> 60. |
| <i>ārgas</i> 451. | <i>udrā</i> 133. | <i>kās</i> 451. |
| <i>āvati</i> 317. | <i>upamā</i> 525. | <i>kīkīdīvi</i> 139. |
| | <i>umā</i> 260. | <i>kukkuṭā</i> 139. |

*) Einige Unebenheiten der Umschreibung und Accentuierung etc. sind in den folgenden Wörterverzeichnissen stillschweigend ausgeglichen worden. Die altindischen und altiranischen Wörter sind, wie im Text, so auch hier fast ausschliesslich im Stamme mitgeteilt, z. B. scrt. *dāma*, nicht *dāma-s* „Haus“.

- kunta* 108.
kumbhá 17.
kr̥kavá'ku 139.
kr̥tyá' 445.
kr̥shnapaksha 229.
kr̥shnáyas 60.
kr̥shñí 204.
kelléy (hindost.) 98.
kókilá 139.
kravya, kravis 242.
kravyá'd 244.
kriná'mi 291. 319.
kshap, kshapá 236.
kshurá 112.
khára 134. 162.
gāngá 484.
gadá 107.
gácchati 524.
gávishñi 155.
gavyan grāmah 155.
gardabhá 163.
gárdá 163.
gāngēya 43.
gr̥há 272.
gō 127 134. 404.
gōdhá'ma 189.
gō'patí 155.
gōpá', gōpá' jánasya
 155. 388.
grā'ma 387.
grá'van 204.
grishmá 239.
ghrtá 250.
cakrá 298.
catushpád 241.
candrabhñti, candra-
lōhaka, candrahāsa
 46.
carú 284.
carbhatta, cirbhñti 199.
carma-mná 259.
cytá'mi 263.
ci, cāyē 396.
jatu 172.
jatuka 64.
jan 495.
jána 387.
jánman 387.
jámátar 312.
jāmbava, jāmbūnada
 42. 43.
jayá 104.
jhashá 302.
taksh 261.
tákshan, takshñi 128.
 341.
tápati 425. 440.
tarkú 113. 262. 263.
- tátá* 306.
tátatulya 309.
tád 525.
támralōha 60.
tāyú 406. 414.
tittiri 139.
tuc 311.
trápu 65. 92.
tvác 101.
tvám 524.
dákshina 142. 143. 144.
dan̄da 397.
dadru 451.
dāma 271. 388.
dāmpati 337. 388.
darç, darçatá 45.
daçamasya 229.
daçarātrá 235.
dātrá 204.
dā'ru 108. 171. 182.
dāruná 171.
dāna 236.
div, divē-divē, dyávi-
dyavi 236. 418. 444.
dūr 271.
dā'rvá 189.
duh 249.
duhitár 307.
dēvá 423. 437. 444.
dēvár 314. 315.
dēhí 279.
dyáús 423. 439. 441.
dyáús pitá' 443.
dōshá' 237.
dvipá'd paçá'nám 241.
drápi 265.
drú 171.
druh 428.
dhónvan 104. 173. 176.
dham, dhma, dhmá'tá,
dhmátás dr'tis 16.
dháná' 195. 202. 205.
dhá'man 404.
dhāraka 102.
dhāmá 427.
naktamānam 236.
nákta, nákti 236.
nagná 257.
nandá' 306.
nánāndar 314.
nápát, náptar, napti'
 309.
nāga 98.
nā'bhi 298.
nā'man 525.
nāva, nává', nāú 182.
 300.
nāsya 298.
- nitya* 310.
nirrti 141.
niçāniçam 235.
niví 263.
pāñcan 498.
pac 243.
pani 416
pāti, pātñi, patitvá
 357 ff.
pātyatē 330.
patñisamyájas 365.
pānthás 297.
parí, piparti 297.
paraçú 62. 111. 116. 118.
pará-dá 291.
parāv'rj 411. 414.
parivatsará 226.
parut 226.
parkati 176.
parjánya 439.
paçu, paçú 219. 241.
paçcá'd 523.
pá 241.
pá'ti 337.
pāmān 451.
pika 140.
pinda 433.
pitár 306.
pitáras 21. 428.
pitú 237.
pitrvya 309. 318.
pitlálá 61.
pipilika 34.
pish, pish'tá 202. 205.
pitadru, pitadāru,
pitú-dāru 172.
pitālōha 61.
putrá, putrē 307. 387.
púr 388. 390.
pá'ya 451.
pāra (?) 189.
pá'rvá, párvapakshá
 142. 229.
pṛthivi' 444.
páurnamási 229.
pra dá 133.
praçna 260.
prásita 205.
prátaranuvāka 456.
prā'ñc 142.
priyá 294.
phá'la 204.
bāndhu 313. 316.
barhís 284.
bahudhmátá 60.
bibharmi 524.
brāhman, brahmán 448
bhañgá 194.

- bharádvája* 449.
bháranti, *bhárantas*,
bhárathas, *bhárá-*
masi 524.
bhisháj, *bhêshajá* 450.
bhúrja 172. 509.
bhrajj 243.
bhrá'tar 307.
bhrá'tryya 310.
mákshá 486.
majján 243.
mani 116.
mádati, *mattá* 252.
máda 252. 254.
mádhu 148. 252. 433. 510.
mánas 427.
maná 36.
mámu 416.
mála 265.
mahárajata 37.
mahávrata 453.
má 524.
má, *mimé* 228. 293.
mámsá 243.
mátamaha 311.
mátár 306.
mátá mahi 488.
mátulá 309. 318.
madhyamá 525.
márjárá 165.
má'sha 190.
má's 228. 440.
mitrá 375.
muc 160.
músh 134.
mé, *máyaté*, *mítsaté* 290.
mulwa (hindost.), *mol-*
liwo (zigeun.) 99.
mlá 265.
yaj, *yajás* 46. 446.
yajatá 45.
yáma 141.
yáva, *yávtyans*, *yávi-*
shá 229.
yáva 188. 194. 256.
 290.
yavanêshá 99.
yás 525.
yá'tar 315.
yá, *yá'trá* 225.
yugá 298.
yúvan 229.
yá'pa 183.
yú's, *yushán* 243.
ranga, *ránga* (hind.) 99.
rajatá 45. 46. 47. 49. 50.
 51. 52. 120.
rajatám hiranyam 46.
rájju 260.
rátha 127. 298.
rása, *rasá'* 163. 488.
ráj, *rá'jan* 387. 389.
rá'tri, *rá'tryahan* 235.
 236.
rá'sabha 163.
rudhirá 62.
rúpya; *rupá* (hind.),
rub, *rupp* (zigeun.)
 56.
lavi, *lavitra* 202.
lip 250.
lópácá 134.
lôhá, *lôhita* 60. 61. 62.
 87. 118.
vanga (hind.) 99.
vájra 107.
vajrin, *vájrabáhu*, *vá-*
jrahasta 107.
vatsará 226.
vádhar 107.
vadhá' 333.
vam 451.
var, *vrnd'ti* 102.
varhá 135.
vartana, *vartulá* 264.
vártiká 139.
vá'rpas 262.
várman 102.
varshá, *varsháni* 228.
 239.
vas 224. 237. 417.
vasántá, *vasar* 224.
 225. 239. 510.
vásishá 449.
vasná, *vasnay* 290. 291.
vásman, *vásana*, *vá-*
stra, *vásána* 257.
váhaté 333.
vá, *váyati* 261.
vá'ta 441.
vá'ma 143.
váyú 441.
vásará 237.
vá'hana 298.
vi 140.
vidátha 388.
vidála 165.
vidháva 348.
viç 387. 388. 495.
viçamviçam 387.
viçpáti 388.
viçvá'mitra 449.
višhá 105. 450.
vi, *vēti* 138.
vr'ka, *vr'kas*, *vr'kam*,
vr'kád 133. 494. 523.
vy'trá 107.
vētasá 172.
vē'ttha 524.
vá'ira, *vá'iradēya*, *vá'i-*
rayátana 396. 414.
vyavahára 398.
vyághrá 137.
vyutá 261.
vratá 453.
vrthi 195.
çankú 208.
çaná 193. 194.
çatá 483.
çapátha 407.
çámyá 298.
çarád 227. 239.
çáru 109.
çárman 102.
çaçá 134
çastrá 79.
çá'khá 208.
çátakumbha 42.
çásti 398.
çicirá 239.
çuklapaksha 229.
çun, *çvan*, *çvá'* 133.
 154. 494.
çē'va 294.
çáulkaiviváha 320.
çyámá 60. 61.
çyéná 139.
çráddha 433.
çváçura, *çvaçrú'* 313.
sa 525.
sátpati 388.
sapary 425.
sapinda 433.
sabhá' 388. 389. 398.
 401.
samá 224.
sámá 224.
sámítí 388.
samjavá 237.
samvatsam, *samvat-*
sará 226.
saranyá' 416.
sará'má, *sáramēyá*
 416. 419.
sarpis 249.
savyá 142.
saster (zigeun.) 79.
sasyá 195. 204. 207.
sahásra 292.
sá'ra 249.
simhá, *simhí'* 136.
sindhu 484.
si'sa 92. 98.
su 445.

- subandhu* 387.
sutá 433.
súra 256.
sú 308.
súkará 135.
sámú 307.
sú'rya, súvar, svar,
 439. 440.
sy'ni, sy'ni' 532.
sygála 134.
sódara 307.
sóná (hind.) 56.
sonakai, sonegai
 (zigeun.) 56.
só'ma 256. 440.
sáumérava 43.
stár 240.
stáyát 406.
sténá 406.
sthávi 262.
sthá'ná 271. 282.
snushá' 312.
sphara, spharaka 102.
syáld, cyála 315.
svadhá' 404.
svádhití 111.
sváru 183.
svarna 56.
svásar 307.
svídita, svédani 81.
swinzi (zigeun.) 97.
sjscha (zigeun.) 98.
hámsá 140. 165. 166.
háya 134.
hávaté 445.
háras 239.
charkom (zigeun.) 66.
harmuta (?) 149.
hárshaté 302.
hátaka 42.
himá, himá, hēman,
hēmantá 223. 225.
 227. 239. 510.
hiranya 32. 39. 45. 119.
hiranyáyi hirańya-
vartani 33.
hríku, híiku 64.
 2. Iranisch
 a) Awestisch und Alt-
 persisch
adka 261.
apanýáka (altp.) 311.
apará 142.
ayah 58. 65. 77. 113.
 116.
ayóxsusta (áyóksust
 pehl.) 10.
ayósaēpa 16.
ayádrima 225. 235.
áurya 392.
arša 133.
aršti (auch altp.) 108.
asan 78. 106.
asánó aremóšátó 106.
aspa 134. 154.
azródadí 138.
ása 203.
erezata 46. 47. 48. 52.
 120.
erezatósaēpa 16.
qídyá 271.
isu 224. 509.
izaēna 154.
íšu 104.
uxšan 154.
udra 133.
urvará 204.
urvaróbaēšaza 450.
ušah 237. 440.
uštra 135. 162.
kaēná 389. 396. 413.
 414.
kahrkása, kahrkatát
 139.
kareta 88. 109. 111.
karetóbaēšaza 450.
karš, karša 202. 204.
 207.
kasyapa 149.
káy 396.
gada, (gadavara) 107.
gav (gáo) 134. 154.
gereda 272.
xaoda; xaoda (altp.)
 102.
xara 134. 162.
xumba 17.
xšadra várya 13.
xšap, xšapan, xšapar
 235. 236.
xšapa'vá rauča'pa-
tivá (altp.) 236.
xšaya 485.
xšáudri 253.
čakuš 106.
či s. káy 396.
čis 525.
čyá 104.
tap 440. 485.
tanura 16.
táya 406.
tíyri 104. 138.
tári, tárya 249.
tárya 309.
**daša(daošatara)* 237.
dašina 142. 144.
dahyu 387.
**dáná (dánókarš)* 195.
 202.
dánu 485. 489.
dá(u)ru, dru 108. 171.
dōngpati 337.
druđar 307.
dvar 271.
drug, druđ 428.
pač (pak) 243.
pati, paiti 337.
paiti'shahya 235.
pađ 298.
pađni 337.
payah 251.
payóšúta 251.
par 297.
paróderes 166.
pouru (paurva) 142.
páy(y) 337.
páman 451.
peretu 297.
pitar 306.
pisra 17.
pištra 202.
puđra 307.
baēšazya 450.
báya 485.
ba'vri 134.
bangha (bańha) 194.
barēziš 284.
bázu 485.
báza 135. 154.
brátar 307.
brátruya 310.
nacturu (upanaxtar)
 236.
napat, napti, naptar,
naptya 310.
napta 441.
náv (auch altp.), *ápó*
návayá 300.
nar 485.
náiricinah 396.
nmána 387.
nyáka (auch altp.) 311.
maxši 486.
mada 252. 254.
madu 148. 252.
mazga 243.
ma'vri 151.
mátar 306.
máh (auch altp.) 228.
 440.
maqđró-baēšaza 450.
minu 116.
yaoždá 409.

yava 188.
yaz 446.
yâr 225.
yâh, yâsta 268.
vaëti 172.
vad (mit *upa*) 333.
vadar 107.
vadû 333.
vadrÿa 333.
vafra 223.
vañh, vañhana, vastra
 257.
vañhar 224.
varâza 135.
vaz 333.
vazra 107.
vehrka 133.
vîmad, vîmadaya 449.
vîra 485.
vîs (altp. *vid*) 387. 388.
vîspati 388.
vîštîdra 450.
raða 298.
rañhá 488.
raoyna 250.
saëpa 16.
saënô mereyô 139.
sata (*satem*) 483.
sâra, sâravâra 102.
simâ 298.
staara 154. 163.
staxra 89.
star 240.
stûna 271.
spaëta 55. 78.
span, sân (*spâ*) 133.
 154.
spenta 446.
snaëg 223. 509.
srva 98.
zantu 387.
zayan 223.
zaranya 32. 39. 41. 119.
zari (*zairi*) 59.
zâmâtar 312.
zrâda 103.
zyam (*zyâ*) 223. 225.
saëtô-ëinah 396.
haoma 252. 253. 256.
haxâmanîš 386.
 **haosafna* (*haosafna-*
ëna) 78.
ham 224. 225.
hama 224.
hazâhra 292.
hahya 195. 204. 207.
hâ 135. 154.
hunu 307.

hurâ 253. 256.
xvæpati 337.
xvâñhar 307.
x^vasura 313.

b) Skythisch.

Ἀργυπλοσα 485.
ἐνάρεες 485.
Κολάζαις 485.
οἶορ 485.
σάγαρις 11.
σανάπιν 194.
Ταβίτι 440. 485.
Τάναϊς 485.

c) Neuiranische Sprachen
(Lateinische Wortfolge).

änsuwâr osset. dig. 307.
äfsân osset. 77. 79.
âhen, âhengar npers.
 15. 78. 86.
alesch (in Talytsch) 512.
andun, ändôn osset.
 79. 88.
arçi, arçvi (osset.) 72.
 79.
ârd npers. 203.
ard osset. 409.
arziç npers., *ârsis*
 buchar. 92. 98.
âsën pehl., *âsin* baluči,
awsin kurd. 59. 78.
 79.
astm pehl. 46.
astar pehl. 163.
awzeste, äwzist osset.
 46. 79.
babr (*bëbr*), *papara*
 npers. 137.
bâften, bâfad npers.
 261.
barse osset. 172. 509.
bêd npers. 172.
behâr npers. 224.
beng npers. 194.
birinj npers., *brinj*
 baluči 73.
bizišk npers. 440.
bûz kurd. 173. 176.
 178. 460.
çaluk npers. 89.
çapîš npers. 135.
xôd npers. 102.
dâne (*dâna*) npers. 195.
dâs npers. 204.
don osset. 489.

ester npers. 48. 163.
färe osset. 226.
farwe, färw osset. 172.
furz, bruç Pamird. 172.
gendum npers. (*γανδό-*
μμη Hes.) 189.
gumirita osset. 528.
gurinj npers. 195.
gurz npers. 107.
hâsin, hâsinger kurd.
 15. 78.
jev (*jav*) npers. 188. 194.
istîr kurd. 163.
izdi osset. 79. 98.
kala osset., *kalai* kurd.,
kalay npers., *kalâjin*
 parsi 98.
kanab npers., *kinif*
 kurd. 193.
kârd npers., *gârd*
 buchar., *kîr* kurd.,
kard osset. 88.
kartmah npers., *çrt*
 Pamird. 263.
ked npers., *ket, çed*
 Pamird. 273.
ker kurd., *çar* afghan.
 162.
kebûd, kebâter (*kabûd,*
kapûtar) npers., *kôtîr*
 kurd., *kweter* (*kau-*
tar) afghan. 168.
kerk npers., *kurk* kurd.,
çîrg afghan., *k'ark'*
 osset. 139.
kibit Pamird. 139.
kurguschum kurd.,
kourghâchem, afgh.
 98.
lâleh npers. 261.
mai, mei kurd., npers.
 254.
mâš npers. 190.
mis, mys npers., *miss*
 buchar., *mys* kurd.
 74.
mâš npers. 134.
naeqra, nuqrja npers.,
nughra baluči 46.
nost'ä osset. 312.
ôspanah, ôspîna afgh.
 77.
pâi, pâi, pôi Pamird.
 251.
pâr npers., *pard, par-*
wuz Pamird. 226.
pîlá, pûlá, pûlád kurd.,
pûlád npers. 78.

püt Pamird. 172.
puختen npers. 243.
päläfat pehl. 78.
resas, erssas, rüsas
 kurd. 98.
röbäh npers. 134.
röyen (röghan) npers.,
rüghn, röghün Pa-
 mird. 250.
röi npers., *röd* pehl. 62.
särd osset. 227.
säl npers. 227.
sandal npers. 261.
sanna, san osset. 194.
siftan npers. 16.
sım npers. 46. 48.
sıpéd npers. 55.
sıper npers. (σπαραβή-
 ραι γεροφόροι Hes.)
 102.
soi afgh., *süi* Pamird.
 134.
spın npers., *spın zar*
 afgh. 46. 77.
spın Pamird. 77.
starkh Pamird. 262. 263.
suyzärinä, sızyärin
 osset. 32. 79.
supär npers. 204.
surb npers., *ssurb*
 buchar., *surub* afgh.
 98. [134.
şeyäl (shagäl) npers.
täften (täbad) npers.
 440.
täften (täftah, täftik,
tıftık) npers. 261.
tars osset. 512.
teber (tabar) npers.,
towär baluči, tıpär
 Pamird. 88.
tederv npers. 139.
tır npers. 104. 138.
uštur npers., *üshtur,*
shtur, khtür Pamird.
 135. 162.
vala afgh. 172.
vraza afgh. 151.
vrižē afgh. 195.
wafun osset., *waf* Pa-
 mird. 261.
wolch Pamird. 139.
yau, yev, yeu osset.
 188. 194.
yurš Pamird. 133.
zer npers., kurd., *zar*
 afgh., *baluči, ser*
 buchar. 32.

3. Armenisch.

at 220.
ałam 203.
atvės 134.
am, amarın 224. 225.
amıs 228.
anag 98.
aner 312.
ait 494.
aic (ayts) 128. 154.
astı 240.
araur 113. 202. 220.
arcat 47. 48. 49. 50.
 52. 120.
arēč 98.
aroir 62.
arj 133.
barti 175.
bžišk 450.
bok 269.
bvčē (bočē) 139.
buc 135.
brinj 195.
gadtscharadzar, gadt-
schari, gadschi 512.
gail 133. 494.
gari 189.
garun 224.
gelmn (gelman) 155.
 264. 494.
geran 174.
gin, gnem 290. 291.
gini 35. 25. 254. 255.
gišer 237.
damban 425.
dustr 307.
drand 271. 282.
etbair (elbair) 307.
elevin 175.
eln (eln) 135. 494.
erdnum 409.
erkan 113. 204.
erkat 49. 78. 89.
epem 243.
zarık 32.
zokanč 313.
zrah 103.
inc 136.
last 175.
lu 151.
xoir 102
katın 173. 245.
kanap 193.
klayek 98.
kov 134. 154.
krunk 140.
kray 149.

hair 306.
harkanem, hari 439.
hači 173. 174. 178.
hav 311.
herk 203.
heru 226.
hu 451.
hun 298.
ji 134.
jün 223.
jmeın 223. 225.
mair 174.
mair, mauru 306. 310.
metr 253.
metat 10.
mis 243.
mukn 134.
nav 300.
nu 312.
sun 133. 154. 494.
ozni 134.
oski 32. 49.
ustr 307.
přinj 49. 73.
pořovat 78.
sag 165.
samik 298.
sar 494.
siserın 190.
skesur, skesraır 313.
vagr 137.
taıgr 314.
tiv 236.
cin 139.
keni 315.
Koir 307. 309.
Keři 309
ēš 50. 160. 161.

4. Phrygisch.

βαήν 494.
βοῦτον 253. 254.
γάλλαρος 314.
γλουός 35. 39.
ζέλια 494.
ζευμά 494.
κίληη 494.
κίμερος 528.
σεμου 494.

5. Griechisch.

(Ältriechisch un-
 bezeichnet; Dialekte
 in Klammer.)
ἀβά 232.
ἀβέλιος (kret.) 439.
ἄβων 175.
ἀγαθός δαίμων 428.

- ἀγίαστωρ 307.
 ἄγγωνες spätgriech. 109.
 ἀγεσθαι γυναικα 333.
 ἄγος 446.
 ἄγος 127. 398. 399. 400.
 401. 402. 405. 406. 414.
 ἄγρα, ἀγρεύς, ἀγρεύω 138.
 ἀγρός 203. 205.
 ἀγχιστεῖς 433.
 ἀδάμας 82.
 ἀδάμαστος 83.
 ἀδελφός, ἀδελφή 307. 308.
 ἀδελφία 397.
 ἄδυντον 181.
 ἀέλοι 315.
 ἄζομαι 446.
 Ἀθήνα, Ἀθήνη 416.
 -αία 316.
 αἰγανέη 108.
 Αἰγειροτόμοι 383.
 αἰγίλωψ 175.
 Αἰγύπτιος 16.
 αἰέλουρος 134. 164.
 αἰετός 140.
 Αἰθάλη 84.
 Αἰθαλίδα 383.
 αἶθω, αἶθων, αἶθωνψ 58.
 69. 79. 84. 239.
 αἶμα ἐμφύλιον 389.
 αἶψ 128. 135. 154.
 Αἴολος 441.
 αἶσα 456.
 αἰχμή 108. 110.
 ἄκαστος 175.
 ἄκμων, ἄκμων 16. 17.
 24. 80. 106.
 ἀκούσιος 400.
 ἄκων 106.
 Ἀλαρόδιοι 494.
 ἀλεκτρονίων 139.
 ἄλέω 203.
 ἄλκιμος 471.
 Ἀλκμεωνίδαί 383.
 ἀλοιφή 250.
 ἄλς 220. 247.
 ἄλσος 181.
 Ἀλύβη 52. 54. 83. 94. 120.
 ἀλώη 203.
 ἀλώπηξ 134.
 ἄλωσ 203.
 ἄμαξα 298.
 ἄμάω 203.
 ἀμείβεσθαι 297.
 ἀμέλγω 249.
 ἀμητός 203.
 ἀναγής 400.
 ἀνάεδνος 344.
 ἀναρεῖσθαι 345. 346.
 ἄνεμος 427.
 ἀνέστιος 381.
 ἀνεψιός 307. 308. 310.
 Ἀνθεστήρια 431.
 ἀντίον 261.
 ἀντίον 261.
 Ἀντίπατρος 311.
 ἀξενία 295.
 ἀξίνη 111. 112.
 ἄξων 298.
 ἀπέλλα 217.
 Ἀπέλλων 416.
 ἀπεφθός χρονός 57.
 Ἀπιδανός (thess.) 489.
 ἄπιος 175.
 ἀποδίδοσθαι 291.
 Ἀράξης 488.
 Ἀργανθώνιος 51.
 ἄργυρος 52. 53. 64.
 ἀργύριον 53.
 ἄρδις 71. 72.
 ἄρην, ἄρονός, ἄρνεῖός 258.
 ἄρκευθος 174.
 ἄρκτος 133.
 ἀρακίδες 258.
 ἄροτός 235.
 ἄροτρον, πηκτόν, αὐτόγρον
 ἄ. 113. 202. 209. 220.
 ἄροω 202. 205.
 ἄρπαγῆς διά 321.
 ἄρπη 112. 203.
 ἀροτοκόπος 243.
 ἄρονατά Ἡρακλεωτικά 175.
 ἀρχαία Ἑλλάς 496.
 ἄσβεστος mgriech. 278.
 ἀσημί ngriech. 46. 48.
 ἄσημος 46.
 Ἄσιβα, Ἄσιβέων 48.
 ἄσπρος 174.
 Ἄστάρτη 167.
 ἀστήρ 240.
 ἀστράκτος 113. 262. 263.
 264.
 Ἄστρεῖδαί 383.
 ἄττα 306.
 ἄττομαι 261.
 αἰθήρα (dor.) 298.
 Αἰθρίδαί 383.
 αἰτός ἐρα 340.
 αἰώς (aeol.) 440.
 ἀφαί 19. 440.
 ἀφρήτωρ 294. 381.
 Ἀγαμενίδαί 384.
 Ἀχιλλεύς 416.
 ἄχρη 203.
 ἄωτός 261.
 βαίτη 258.
 βάλανος 173. 191. 245.
 βαλανηφάγοι 245.
 βασιλῆες 383.
 βάσκε 524.
 βάυδος 16.
 βία 407.
 βίός 104
 βόλιβος rhod., βόλιμος
 epidaur. 95.
 Βορυσθένης 489.
 Βουζύγες 383.
 βουκόλος, βουκολέοντο 155
 βουλυτόνδε 237.
 βούς 101. 127. 134. 154.
 βούτρυον 250.
 Βούγες 494.
 Βουσιῆς 416.
 βροντή, βροντιάω 123.
 βροντήσιον mgriech. 73.
 βροῦτος 245.
 βύας 139.
 βῶν 101.
 γαλακτοροφοῦντες 249.
 γαλή, γαλή 102. 134.
 γάλως, γαλώως 314.
 γαμβρός 312. 313.
 γαμειν, γαμείσθαι 334.
 γάμος 316.
 γένος 206. 382. 383. 385.
 386. 387.
 γένειον, γενειάω 123.
 γέρανος 140.
 γέροον 101.
 Γέροδος 206.
 γίγνομαι 385.
 γίλιος (maked.) 174.
 γίντες 23.
 γονεῖς 306.
 Γραικοί 496.
 γῆ 202. 209.
 γύπα 273.
 Γύφτος ngriech. 16.
 δαήρ 314
 δαίδαλος, δαιδάλλω 19.
 δαῖς 283.
 Δαμναμενεύς 23. 24.
 δάνος (maked.) 496.
 δαούλλος (maked.) 171.
 δάφνη 417.
 Δευπάτυρος 443.
 Δεκελετεῖς 383.
 δεξιός 144.
 δεσπότης 337. 388.
 δέφω, δέφω 259.
 δήμος 391.
 διάζομαι 261.
 δίασμα, ἄσμα 261.
 δίκη, δικαστήριον 396.
 διμοσκι ngriech. 89.

- Διόνυσος, Δ. Ἐνδενδρος*
 '182. 444.
διφθέρα 258.
διχομηρία 230.
δόλος 400.
δόμος 271. 388.
δόνου 108.
δουρικτήτη παλλακίς 344
δρῦς 171.
δωτῖναι 383.
ἔαο 224. 510.
ἐβδομήκοντα 292.
ἐγγειρίδιον 111.
ἐγγελυς 146. 147.
ἐγγυρισμός 346.
ἔδειξα 524.
ἔδνον, ἔεδνον, ἀπειρέσια
ἔδνα 318. 320. 333. 344.
ἔδνος 373.
ἔδος 404.
εἰδῶς 449.
εἰλίονες 315.
Εἰλείθυιαι 456.
εἴμαραι 457.
εἰνάτερες 315.
Εἰρεσίδαι 383.
ἐκατόν 483.
ἐκδοῦναι 333.
ἐκούσιος 400.
ἐκυρός, ἐκυρά 313. 314.
ἐκφορά 430.
ἐλαίνεον ὄσπαλον 107.
ἐλάτη 174.
ἐλαφος, ἐλλός 135. 494.
ἐλεύθερος 406.
ἐλίκη (arkad.) 175.
ἔλκος 451.
ἔλλοι 496.
ἔλπος, ἔλπος (kypr.) 249.
ἐμέω 451.
ἐμπολίω 291.
ἐνιαυτός 226.
ἐννυμι, εἶμα 257.
ἐξήκοντα 292.
ἔορ, ἔορες 307. 308.
ἔορτή 453.
ἐπάρω, ἐπάρωδος, ἐπάρωδη
 445.
ἐπίβδα 227.
ἐπίκανοτα ἀκόντια 109.
ἐπλευσα 492.
ἐποψ 139.
ἐρέβινθος 190. 193.
ἐρέτης, ἐρετμός 300.
ἐρέφω 279.
Ἐρινός 416.
Ἐριμής 416.
ἐρπις 254.
ἐρονθρός 62. 69.
ἔρωδιός 139. 140.
ἔσθης 257.
ἔσπερα 237.
ἔστία; ριστία (arkad.)
 283. 381. 440.
ἔται 382.
ἔταιρία 382.
Ἐτεοβοντάδαι 449.
ἔτος 226.
εὐλήρα 298.
εὐμήκης 471.
Εὐμολπίδαι 383. 449.
εὐξενία 295.
εὐχομαι 446.
ἐχίνος 134.
ἔψω 243.
ζεά 188. 192.
Ζεὺς, Ζ. πατήρ, Ζ. ἔνδεν-
δρος 182. 423. 439. 441.
Ζεὺς ὕει 445.
ζέφυρος 235.
ζημία 397.
ζόφος 235.
ζυγόν 298.
ζῶμα, ζώννυμι, ζώνη,
ζωστός 268.
ἥλιος, ἥλιος, Ἥλιος 439.
 440.
ἡκανός 139.
ἡλεκτρος ὀ, ἡ, ἡλεκτρον
 56. 57. 67. 92.
ἡλέκτωρ 56.
ἡλος 113.
Ἥλυσιον 435.
ἡμίονος 159. 160.
ἡνία 298.
ἡπειρος 302.
Ἡρακλῆς 93.
Ἡριδανός 489.
ἦρος 428.
Ἡουχίδαι 449.
ἦτριον 260.
Ἡφαιστος 19. 440.
ἦώς 237. 240.
θάλλις 17.
θάπτω 273. 425.
θειά 311.
θεῖος 309.
θέλω, Θελεγίνες 23.
θέμιστες, θέμις 295. 384.
 404.
θεός 428.
θέρμαστρα 16.
θέρος 224. 239.
θέσφατος 428.
θηρήνος 430.
θυγάτηρ 307. 308.
θυμός 427.
θύρα 271.
θώρηξ 102.
ἰάομαι 450.
Ἰδαῖοι δάκτυλοι 23. 25. 81.
ἰέραξ 139.
ἰερός 446.
ἰερεῖον, ἰερεία 181. 244.
ἴημι 205.
ἰκτινός 139.
ἴμβριος (aeol.) 147.
ἰξός 175.
ἰίδεις 79.
Ἰονῖδαι 383.
ἰός 104.
ἰός 450.
ἰανός 17. 283.
ἵππος, ἵππον, ἵπποι 134.
 154. 524.
ἰάσις 270. 509.
ἰσημερία 454.
ἰσός 262.
Ἰστορος 489.
ἰτέα 101. 172.
ἴτυς 298.
Ἴτρκαι 529.
καθμεία, καθμία 99.
καλαί ngriech. 98.
καλεῖν 230.
κάμηλος 161.
κάμμος 16. 17.
κανών 279.
κάνναβις 190.
καπνικόν 358.
κάρα 494.
κάρκνιοι 16.
κάρταλος 263.
κάσις, κασίγητος 307. 308.
κασσίτερος, Κασσιτερίδες
 92. 94.
κάττης, κάττα ngriech.
 165.
κάττυμα, κάσσυμα 262.
κατωνάκη 258.
κέδρος 174.
Κέλιμις 23. 24.
κέμμερος ἀχλὺς 528.
κέραξ, κερκιθαλίς, κέρ-
κος, κερκάς 139.
κερκίς 261.
κέρνον 102.
Κεφαλίδαι 383.
κημός 298.
κίλλουρος 140.
Κιμμέριοι 487. 528. 529.
Κινυράδαι 449.
κιναβάρι 99.
Κίρκη 261.

κίσα 139.
κισός 179.
κλέπτιω 406.
κλήθρη 175.
κλήτης 113. 282.
κλήρος 382.
κλινώτοχος (maked.)
174.
κλιτός 144.
κλώθω 263.
κνήμη 299.
κοκκυβάς 139.
κόκκυξ 139.
κονίς 151.
κοντός 108.
κόραξ 139.
Κορινθίος χαλκός 66.
Κόρυθος (ῥ) 23.
κορυφή, κορυφήτης 107.
κορώνη 139.
κουριδίη ἄλοχος 344.
κουρσοῦμι ngriech. 98.
κόφιτος 140.
κράνεια 108. 175.
κράνος, κράνον 102.
κράνος 107.
κράσις 243.
κρέκω, κρέκη 261.
κρέξ 139.
κρηπίς 269.
κρί, κριθή 112. 189. 205.
κρίσις 190.
κρόμμον 190. 193.
κύβητος 193.
κύβητος 82.
κύκλος 298. 494.
κυλλοποδίων 18.
κυνέη, κυνέη κινδέη 82.
102.
κυνάρισσος 69.
Κύπριος χαλκός 69.
κύριος 263.
κύων 133. 154. 523.
λαγαρός 144.
λάθροχος 190.
λαῖον 202.
λαῖος 144.
λείριον 261.
λεῖων, λέων 136. 137.
λέσχη 18.
λευκός χρυσός 57.
λευρός 144.
λικμός, λικμάω 123.
λικνον 203.
λίβον, λιτί, λιτα 190.
λίς 137.
λιτή, λίσσομαι 446.
λόγχη 108.

λύγξ 134.
λυκάβας 232.
Λύκας 23.
Λύκος 23.
λύκος, Λύκον, Λύκοισι 133.
523. 524.
λυτός 261.
λώπη 265.
μαγεύς, μεμαγμένη 250.
μαῖα 306.
Μακεδόνες, Μακεδόν
ἔθνος 496.
μαλλός 265.
μάμμη 306.
μάννος 116.
με ἔ24.
μεγαλομήτηρ 311.
μέδιμνος 293.
μέθω, μέθη 148. 252. 510.
μελία 354.
μέλας ζωμός 242.
μέλας σίδηρος 60. 61.
μέλι 253.
μελίη 108.
μελίη 189. 196.
μένος 427.
μέρος 456. 457.
μέταλλον 10. 123. 124.
μεταλλάω 123.
μεταλλεῖς 34.
μέτρον 293.
μήκων, μάκων 190.
μήν, μήνη, Μήνη 223. 440.
μηγός Ἰσταμένου, φθίνον-
τος 230.
μήτηρ 306.
μητροπάτωρ 311.
μητροιά 310.
μήτρως 509
μίλος 71.
Μίνως 416.
μνᾶ 36.
μνάσθαι 320.
μοῖρα 456. 457.
μόλιβος, μόλυβος, μόλυ-
βδος 92. 95.
μολύβη ngriech. 99.
Μολυβδίνη 93.
μόσσην 120.
Μοσσύνιοι, Μόσσυνες
83. 94. 120.
μπακάρι ngriech. 69.
μπαρουνός ngriech. 73.
μνῖα 151.
μύκλος 160.
Μύλας 23.
μύλη 203.
μύρμηκες 34.

μύρον 250.
μῦς 134.
Μυσός 160.
μυχλός (phok.) 160. 163.
ναῖω, ἑνασσα, ἐνάσθη 181.
Ναῖος (Ζεύς) 181. 182.
νάκος 258.
νάνα, νάννη, νέννα 306.
311.
ναός, νηός, νεός; ναῖος
(aeol.) 181. 182. 300.
ναρός 441.
ναῦς 182. 300.
νεῖκλον 203.
νεῖος 202.
νεόπαιρα 310.
νέποδες 310.
νέρετρος 143.
Νευροί 490. 492.
νέω, ἔνη 260. 262.
νήθω, νηθίς, νήμα, νήσις,
νήτρον 262.
Νηρεῦς 441. 449.
νήσσα 140. 166.
νήτρον 260.
νίφα, νίφει 224. 509.
νυμφεύτρια 331.
νυός 312.
νύξ 236.
νυχθήμερον 236.
νῆρον 69.
ξανθός 471.
ξένος 294.
ξέω 108.
ξίφος 110. 111.
ξυρόν 112.
ξυστόν 108.
ὀ 525.
ὄβρουζον χουσίον 73.
ὄγάτωρ 307.
οἶ 524.
οἶη, οἶητης 378.
οἶηξ 298.
οἶνος 35. 50. 255.
οἶς 135. 154. 264.
οἶσθα 524.
οἰστός 105.
οἶτος 457.
ὄλυρα 189.
ὀμός 224.
ὀμογαστωρ 307.
ὀνος 53. 160. 161.
ὀξίνη 113. 202.
ὀξίνη 173. 174. 178.
ὀμνημι 409. 414.
ὀπώρη 225.
ὀρείχαλκος 66. 67. 68.
ὀρις 140.

- ὄρεύς, οὐρέύς 159.
 ὄροβος 190.
 ὄρός 249.
 ὄροφος, ὄροφή 279.
 ὄρτη (ιον.) 453.
 ὄρτυξ 139.
 ὄς 525.
 ὄρνις 202.
 ὄχος, ὄχημα 298.
 Παιονίδαί 383.
 πάλαι 30.
 Παντικατίης 206.
 πάπλος 311.
 παροίτερος 142.
 Πασαργάδαι 386.
 πατήρ, πατέρες 21. 306.
 πάτος 298.
 πάτηρ, πάτρα 214. 306. 523
 παιρῶν θεοί 411. 428.
 πάτρως 309.
 Πειρήνη 66.
 πέλεια 141.
 πέλεκυς 62. 111. 112.
 116. 118.
 πέλος 141.
 πέλω, πέλομαι 202. 291.
 πενθερός 112. 313. 316.
 πέπτε 498.
 περάω, πέρημι 297.
 περιδείπνον 431. 432.
 πέρηκη 302.
 πέρουσι 226.
 πέσσω 243.
 πεύκη 174.
 πήγος 405.
 πήχυς 523.
 πίλος 259.
 πιπράσκω 297.
 πίσσα 174.
 πίτυς 172.
 πλάθανον 245.
 πλέκω 260.
 πλη(μ)μυρίς 247.
 πλίνθος 278.
 ποιμήν λαῶν 388.
 ποιμή 389. 396. 397. 413.
 414.
 πολίος 79.
 πόλις 381. 390.
 πόλος 202.
 πόλτος 245.
 πολυβοῦται 217.
 πολύκμητος σίδηρος 76.
 πολύρρην 217. 258.
 πολύγαλκος 65.
 πορεύομαι 297.
 πόρος 297.
 πόσις, πότνια 337.
 πρήσσω 297.
 πριάμαι 291.
 πρόβασις, πρόβατον 217.
 πρόθεισις 430.
 προίξ 321.
 πίσσω, πισάνη 202.
 πύη 451.
 πυράγη 16.
 πύργος 383.
 πυρός 189.
 πωλέω, πωλέομαι 291.
 πώλος 154.
 ράβδος 174.
 ραιστήρ 16.
 ραπίς 107.
 ράπτω 262.
 ράπυς, ράφως 190.
 ρίνη 112. 532.
 ρινός 101.
 ρόδον 261.
 ρόπαλον, ρώπιες 107.
 σακκίω 30.
 σάκος 101,
 Σαλαμίνοι 383.
 σάνδαλον 261.
 σεκούα 199. 200.
 σέλις 228.
 σελήνη, Σελήνη 228. 440.
 Σελλοί 496.
 Σεμέλη 444.
 Σερίφος 16.
 σηκός 181.
 σιδήρεος, σ. ἀκινάκης 63.
 78.
 σιδηρέύς 15. 81.
 σιδηροτέκτονες 83.
 σίδηρος 15. 64. 66. 80.
 81. 120.
 Σιδηροῦς, Σιδαροῦς, Σι-
 δάριος, Σιδαρόντιος, Σι-
 δήνη, Σίδη 81. 82.
 σίκυς, σίκνος 199. 510.
 Σκλαβηνοί 214.
 Σκύνθαι ἀροτήρες, νομά-
 δες 206.
 σκύτος 100.
 σμίλη 15. 71.
 σμίλος 71.
 σμινθή 15.
 σμύρον 250.
 σόλος αὐτοχόωνος 79. 82.
 σπάθη 109
 σπορητός 235.
 στέγος 271.
 στήλη 271.
 στήμων 262.
 σὺς 154.
 σφάζω, σφάττω 261.
 σφενδόνη 107.
 σφύρα 16. 80.
 Ταίναρον 16. 81.
 Τάναις 489.
 τάτης 261.
 τάφος, τάφον δαινύναι·
 273. 431.
 τάφος 273.
 τέγος 271.
 τεῖχος 279. 493.
 τέκτων 128.
 τέλος 202.
 τέλσον 202.
 Τελχίνες 23.
 τέμενος 181.
 Τεμέση 65.
 τέμνω 181.
 τέμενον 278.
 τέτρονον 113.
 τέτραξ, τέτριξ, τετράων 139·
 τέττα 306.
 τέφρα 425.
 τήθη 309.
 τήθημι 404. 524.
 τιμωρία 397.
 τίνομαι 396.
 τίποτε, τίποτε 337.
 τίς 525.
 τλητός 264.
 τό 525.
 τοῖχος 279.
 τοκήεις 306.
 τόζον 105. 175. 179. 512.
 τρέπω 263.
 τριήρης 300.
 τριτοπάτορες 428.
 τριγάμεις 388.
 -τριχες (μαλακό-, ἐνθύ-
 λεπτό-, πυροδό-τρ.) 471.
 τρυγών 141.
 τύ 524.
 Τύρης 489. 490.
 τυρός 249.
 τύφος 286.
 ὕβρις 407.
 ὑδραργυρος 99.
 ὕδρος 133.
 ἕϊός, *ἕϊός 307.
 ἕϊήν, ἕϊόν (ἕϊή, ἕϊός) 255.
 Ὑλαίη 206.
 Ὑπανις 492.
 ὑπέουθρος 471.
 ὑφαίνω, ὑφή, ὑφαντική,
 ὑφασία, ὑφασις, ἐφρυφή
 261.
 ὕς 135. 154.
 φαινός 69.
 φάρμακον 450.

φαρμακείς 24.
 φερνή 321.
 φέρομεν, φέροντι, φέρετε,
 φέροντες 524.
 φηγός 173. 179. 460.
 φηγοναίος 182. 183.
 φημί 445. 450.
 φλωρί ngriech.) 40.
 φουα (lak.) 134.
 φράτορες 382.
 φρήτηρ 307. 381. 382. 387.
 φρήτηρ, φρατρία 386.
 φρύγα 243.
 φυλή, φύλον 373. 381.
 φύσα 16. 80.
 φυταλιά 235.
 φύω 417.
 φώω 243.
 φώρ 406.
 χαίος 108.
 χάλις 493.
 χάλκεος, χάλκειος, χαλ-
 κήμιος, χαλκήρης 63.
 χαλκεύς 15. 63. 64. 80.
 χαλκεύω 63.
 χαλκεών 63. 64.
 χαλκήμιος δόμος, χαλκήμιον
 18. 63. 64. 71. 80.
 χαλκός 10. 23. 59. 63. 64.
 65. 66. 68. 69. 71. 72.
 75. 80. 84. 89.
 χαλκολίβανος 68.
 χαλκουρός 71.
 χάλκωμα ngriech. 66. 69.
 Χάλκιον, Χαλκιδοντιά-
 δης 63.
 χάλψ, χαλβδικός 75.
 83. 120.
 Χάλυβες, Χάλυβοι 83. 94.
 120.
 Χαλύβη 54.
 χάλχη, χάλκη, κάλχη 65.
 χάρκομαν (kypr.) 66.
 χειμών 223. 224. 226. 509.
 χέλως, χελώνη; χελύνη
 (aeol.) 148. 150. 200.
 509
 χερνήτις 252.
 χεῦμα 494.
 χέω 16.
 χήν 140. 165. 166.
 χίλιοι 292.
 χίμαρος, χίμαιρα 223.
 χιτών 207.
 χιών 223.
 χλαίνα 267.
 χλαμός 258.
 χλουρός 39.

χλωρός 35.
 χόανοι 16.
 χοίρος 154.
 χρίσθαι ιούς 105.
 χρυσός 35. 53. 64. 119.
 Χρυσή Χερσονήσος 33.
 χυτός ἄργυρος 99.
 χύτρα 493.
 χώρα 524.
 ψάρ 140.
 ψύλλα 151.
 ὤμος 243.
 ὠνόμαυ 291. 344.
 ὄνος 290.
 ὄρη 225. 226.

6. Thracisch.

Αἰλουζένης 495.
 βοῖζα 189.
 Γεβελίτζις getisch 434.
 γέντον 493.
 δίζος, δίζα 493.
 ζαλιμός, Ζάλμοξις 434. 493.
 ζειραία 493.
 ζίαι 493.
 κόνυζα paeon. 254.
 μαντεία dakisch 493.
 παραβή paeon. 253. 254.
 σανάπαι 194.
 Sandanus 489.
 σκάλμη 111.
 σκάρη 51.

7. Illyrisch und Venetisch.

Argentaria 52.
 Dimallum 495.
 Enignus venet. 495.
 exo venet. 495.
 Λούγεον 494.
 Menzana 158.
 sabaja 253.
 Tergeste 495.

8. Albanesisch.

ah 173. 174. 178.
 albán 14.
 ame 306.
 ar 40. 52.
 arénts 71.
 argánt 52.
 aře 175
 arí 133.
 at 306.
 bákter 69.
 bl'éteze 172.
 brum 254.
 brunts 73.

deř 154.
 di 495.
 dimen 223. 495.
 djadte 144.
 dru 171.
 dender 312.
 deni' 151.
 di 154.
 ent 261.
 evg'it 15.
 fl'ori, fl'ori-ni 40.
 gajpe (g'alp) 249.
 hekur, ekur 89.
 kalđj 98.
 kanep 190.
 korde 109.
 koršim 98.
 kovátš 14.
 kipur 70.
 l'aidi 175.
 légate 495.
 mal' 495.
 man, mand 493.
 meme 306.
 mes 158.
 miš 243.
 mjal' 253.
 miel 203.
 moi 226.
 mot 226.
 motre 306.
 mušk 50. 159.
 nane 306.
 nate 236.
 nuse 312.
 pel'e 154.
 pl'uar 210.
 rep 190.
 sivjet 226.
 tate 306.
 tjeř (tjer) 262. 263.
 treg 495.
 tsel'ik 89.
 ul'k 133.
 ven' 261.
 vëne 50. 255.
 veře 174.
 viđ 174.
 vise 388. 495.
 vjeheř, vjeheře 313.
 vjet 226.

9. Italisch.

(Lateinisch un-
bezeichnet)

Abella (malifera) 175
 abies 175.
 accipiter 145.

- acer* 175.
acies ferri 89.
acuo, acer 428.
acus 203.
adgnati 386.
aeneus, aenus 58. 71.
aeramen, aeramen-
tum 69.
aes 7. 39. 58. 59. 60.
 61. 69. 73. 113. 116.
 117.
aes Brundisium 73.
 „ *Cyprium* 69.
 „ *rude* 7. 71.
 „ *signatum* 7.
aequinoctium 454.
aequis 456.
aestas 239.
Aestii 492.
ager 203.
agimus 524.
agmen 448.
ahenus; ahesnes umbr.
 59.
aisos sab. 446.
Alafaternum osk. 97.
albus; alfum, alfu, al-
fer umbr. 97.
alces 135.
alius 494.
alnus 174.
alumen 259.
alata 259.
amita 306. 310.
amitini 308.
anas 140. 166.
ancilia 101.
anguilla 146. 147.
animus 427.
annona 235.
annus 227.
anser 140. 165.
antae 271. 282.
anus 311.
aper 135.
ara 283.
arare 202. 205.
aratrum 113. 202. 208.
 220.
ardea 140.
arcus 104.
argentum; aragetud
 osk. 49. 51. 52. 53.
 120.
argentum vivum 99.
Arretium 71.
Arvales (fratres) 449.
asa umbr. 283.
ascia 111.
asinus 50. 160. 161.
atta 306.
aura 40.
aureus 40.
aurichalcum 68.
auris 41.
aurora 38. 233. 237.
 440.
aurago 38.
ausum; ausum sab.
 38. 39. 40. 41. 52.
 97. 119.
Ausel, Auselii sab. 440.
auxilla, aulla 283.
avena 189.
avis 140.
avunculus 309.
avus 309. 311. 317.
axis 298.
Baunonia 193.
berus (verubus) umbr.
 108.
betula 172.
bibo 241.
bimus 223.
bitumen 172.
bos 134. 154.
bruma 454.
bubo 139.
bura 202. 209.
caballus 159.
cacula 286.
cadmea, cadmia 99.
calare 167. 230.
calendae 230. 442.
calx 278.
camelus 161.
caminus 17.
canere 167.
canis 133. 154.
cannabis 190.
caper 135.
capio 139.
Cardea 436.
carmen, carmina 446.
 448.
Carmenta 437.
Carna 437.
carpisculum 269.
caseus 251.
cassis 102.
castigo 398.
catēja 107.
cattus, catta 163. 164.
 165.
catulus 164.
caudex 182.
caupo 291.
caupulus 132.
Caurus 301.
celare 434.
cellere 15. 110.
centum 483.
cerdo 15.
cerea, cervesia hisp.
 253.
Ceres 436.
cicer 190.
cichonia, conia 139.
cinnabari 99.
cinctus 268.
civis 294.
clades 110.
clavis 113. 282.
clavus 282.
clepere 406.
clibanus 286.
clivum auspicium 144.
coctile 243.
columba, columbula
 168.
colus 263.
condemnare ad metal-
la 10.
condere 436
consobrini 307. 308.
Consus 436.
contus 108.
coquere (panem) 243.
cornix 139.
cornus 175.
corulus 175.
corvus 139.
crates 263. 282.
cribrum 113. 203.
crimen publicum 400.
 401. 404.
cruentus 50.
cruor 243.
cruppellarii 103.
cuculus 139.
cucurbita 199.
cadere 15. 102.
culpa; colpa altlat.,
kulupu osk. 400.
culus 268.
cuniculus 164.
cuprum, cupreum,
cyprinum 69. 70. 73.
curis sab. 108.
curnaco umbr. 139.
damnum 397.
Danuivius, Danapris,
Danastrus 489.
dapes 446.

- delictum* 397.
delubrum 183. 452.
deus 423. 437. 441. 444.
dexter 144.
dies 236. 439.
Diespiter 439.
Divi manes 428.
dixi 524.
dolus 400.
domina 340.
domus 271. 388.
dōs 321.
dupursus umbr. 241.
ebur 135.
edo 241.
ego 495.
electrum 56.
emo 292.
ensis 110. 111. 116.
equus 134. 154. 161.
eopte 337.
erum 190.
esunu umbr., esari-
strom volsk. 446.
exlex 295.
expiatio 399.
faba 190.
Fabaria 193.
faber 14.
Fabius, Fabidius,
Fufetius 193.
Fabricius 14.
faeles 164.
fāqus 173. 176. 178.
 179. 459. 512.
fatx 203.
fānum 180.
fār 188. 189. 192.
fāri 445. 450. 456.
fārīna fermento im-
buta 245.
fātum 456.
Febris 437.
feihuss osk. 279.
Fērālia 428. 431.
fermentum 254.
ferrum 71. 84.
fiber 134.
figulus, fingere 279.
filius, filia 307.
flāmen 448.
flāvus 471.
Flōra 436.
focus 358.
follis 16. 17.
forceps 16.
fores 271.
fornax 16.
fornus 16. 283.
framea (germ.) 108.
frāter 307. 308.
fraxinus, farnus 108.
 172.
frigo 243.
fulica 140.
fūmus 427.
funda 107.
fār 406.
furtim 406.
gaesum, gēsum (kelt.)
 108. 109.
galea, galear, galērus
 102.
Galindae 492.
gener 312.
Genius 437.
Genita Mana 437.
gens 373. 385. 440.
gentiles 386.
gigno 385. 387.
gladius 110.
glans 173. 191. 245.
glōs 314.
Gnāvōd, Gnaeo 523.
golaia 149.
Graeci 496.
grānum 203.
grās 140.
haedus 39. 128. 135.
 154.
hasta 108. 109.
hedera 179.
Hercynia 500.
hiems 223. 421. 509.
hordeum 189. 205.
hornus 225.
hospes 294.
hostis, fostis 294.
hydrargyrus 99.
janitricēs 315.
Jānus 436.
idus 230.
ignis 440. 441.
imprādens 400.
incantare 450.
incus 16.
iniūria 407.
inter 238.
ipsa 340.
iugum 298.
Jūpiter, Juppiter 423.
 441. 443.
iūrare 409.
iūs 243. 251.
iūs 295. 409.
lāc concretum 251.
laevus 144.
lāna 264.
lancea 108.
langueo 144.
lār, lār familiaris, la-
res 428. 429.
Larenta 437.
Lārentalia 428. 431.
larix 171.
Lemūria 431.
lens 151.
lens, Lentulus 190. 193.
leo 136.
lēvir 314.
lex 127. 404.
liber 406.
Libitina 437.
libum 245.
lignum 182.
Lima 436.
linter 174. 182.
linum, linteum 190.
litare 446
longus 108.
lōrica 102. 103.
lōrum 102. 298.
lūcere 228.
lūcus 180.
lūna, Luna 228. 440.
lupus, lupi, lupum 133.
 523.
madeo, mattus 252.
malleus 16.
māhonus (vulgärlat.)
 192.
mālus 300.
mamma 306.
mango 291.
mannus 158.
mānus 428.
mare 246. 247. 511.
martulus 112.
massa 74.
mataris 109. [437.
māter, m. Matuta 306.
mātertera 310.
matrōnae, matres,
matrae 456.
mē 524.
medeor, medicus 449.
 450.
Medubriga 93.
Mefitis 437.
mel 253.
mensis 228.
meopte ingenio 337.
merula 140.
metallum 10.

- mêtior* 293.
meus 316.
Midacritus 93.
migrare 297.
mihapte 337.
milium 189. 196.
mille 292.
mina 36.
Minerva 427.
modius 293.
molere 203.
monile, mellum, millus
 116.
monstrum 394.
mortarium 277.
mulgeo 249.
mulus 50. 159. 160. 161.
mundus 432.
mânus, mâtare 167.
 290.
muria 247.
mârus 277. 312.
mâs 134.
musca 151.
mustêla 164.
Mutunus Tutunus 437.
nâvis 182. 300.
neo, nêmen, nêtus 262.
nepôs, neptis 309. 310.
Neptânus 441.
nertru, nertruku um-
br. 143.
nînguere, nîx 224. 509.
nômen 525.
novâcula 112.
nox 236.
noxa, nocere 397.
nâbo 334.
nûdus 112. 257.
nândinum 237.
nurus 312.
obrussa, obryzum au-
rum 73.
occa, occare 113. 202.
onus 161.
oppidum 380.
Ops 436.
Orcus 425.
orichalcum 68.
ornus 108. 174.
ovis 135. 154. 264.
pâgus 378.
palla, pallium 258.
pannus 265.
pantex 103.
paraverêdus 159.
Parcae 450. [428].
parentare, parentâlia
parentes (dii) 306. 428.
parere 456.
pâricida, pâricidium
 405. 406.
parra; parfa umbr.
pârus 140. [140].
pater 306.
pater familias 357.
patres 386.
patria 362.
patriciû 386.
patruelles fratres,
sorores 307.
patruus 309.
pecus 7.
pecunia, peculium 7.
penâtes 428.
pensile 286.
penus, penitus, pene-
trare 428.
perduellio 401. 406.
peregrinus 294.
perendinus 237.
periârus 406.
peturpursus umbr. 241.
piaculum 399.
picus 140.
pilarius 278.
pilleus 259.
pilum 106.
pinso 202. 205.
pinus 172.
pirus 175.
pisum, Piso 193.
pituûta 167.
pix 174.
plaustrum 299.
plecto 260.
plûma 167.
Plumbarii 93.
plumbum, pl. album,
nigrum 92. 95. 96.
poena 397. 403.
Pômôna 436.
pons 298.
ponttram osk. 298.
popina 243.
populari 391.
populus 391.
porca 203.
porcus 154. 220.
porticus 278.
portus 297.
postis 277.
potestas 362. 386.
potior 340.
propinqui sobrino
tenuis 433.
prâdens 400.
pulex 151.
puls 245.
pâs 451.
quercus 175. 176. 181.
quinque 498.
quis 525.
radius 299.
râpa, râpum 190.
ratis 300.
raudus 62. 71. 87.
rêmus 300.
renônes (germ.) 257. 258.
rêx 381. 386. 389. 391.
 404.
Rhodanus 489.
rudis 71.
Rôbigus 436.
rôrarii 105.
rota 127. 298.
ruber, rûfus 62.
sacer 412.
sacrilegium 401.
sagitta 106.
sagum 267.
sâl 220. 246.
salix 175.
sâpo 250.
sarpere 203.
Sâturnus 436.
saxum 109. 112.
scâtum 100.
sêbum 250.
secale 189.
Sêia, Segetia 436.
sêmen 203.
sepetio 425.
septuaginta, sexaginta
 292.
sequitur 498.
sero 203. 205. 436.
serra 112. 532.
serum 249.
sîdus 82.
silentus 50.
silicernium 433.
similis 224.
socer, socrus 313.
sôl, Sol 439. 440.
solstitium 454.
sons 398.
soror 39. 307.
sparus 109.
spelta (spâtlat.) 189. 192.
squatulus 301. 525.
stâmen 262.
stannum 92. 96.
Stata mâter 436.

stella 240.
Sterculinius 436.
sturnus 140.
subligaculum 268.
subtēmen 261.
subula 113.
Sudini 492.
suffragines 268.
summus 525.
suo 262.
supplicare, supplicium
 397. 411.
sūs 135. 154.
suscipere 345.
tālio 413.
tata 306.
taxus 105. 174. 175. 512.
tegula 277.
tēla 261.
tēmo 298
tepeo, tepesco 425. 440.
terra 523.
tessera hospitalis 295.
testa 149.
testādo 149.
tetrao 139.
texo, tector, textura,
textrinum 261. 277.
tibia 175.
toga 207.
tollere 345. 346.
torqueo 262. 263.
tortus 149.
tōtus; tota, tuta umbr.,
touto osk. 386. 389.
tribulus 191.
tribus 373.
trimus 223.
triemis 300.
tritricum 191.
tū 525.
tunica 84. 267.
turdēla 140.
turris 278.
turtur 168.
tympanum 299.
ulcus 451.
ulmus 174.
ulula 139.
unguentum 249.
upupa 139.
ūro 38.
ursus 133.
uus pāllig. 233.
uxor; uxorem ducere
 313. 333.
vadium 302.
Vagus 492.

vallus 113.
Vējovis 437.
vellus 154. 264. 494.
vēlum 261.
vēnari 138.
Veneti, Venedi 489.
vēnire, vēnumdare 291.
vēr 224. 226. 510.
verbēna 174.
verticillus 264.
verto 291.
veru 108.
vesper 237.
Vesta 283. 436. 440.
vestis, vestio 207. 257.
vetus 234.
victima 446.
vicus 388. 495.
vidua 348.
vieo 255.
vimen 255.
vindex, vindicare, vin-
dicta, vindiciae, vin-
dicatio 384. 385. 395.
vinum 50. 255.
viri 498.
Viriplaca 437.
virus 105.
viscum 175.
Vistula 502.
vītex 172.
vitis 255.
vitus 298.
vitrum 270. 509.
viverra 134.
Volcānus, Vulcanus
 19. 22. 440.
vōmis 202.
vomo 451.
voveo 446.
 10. Mittellateinisch
 und Romanisch.
 (Mittellateinisch un-
 bezeichnet.)
acciajo it. 90.
acciale it. 90.
acero sp. 90.
aceiro altportug. 90.
aciare, aciarium 90.
acier frz. 90.
airain frz. 70.
alame wal. 69.
alambre sp. 69.
ama sp. ptg. 306.
arame wal. 69.
arambre sp. 69.
arnes, arnese sp. it. 103.

ascus 182.
azzale venez. 90.
broigne, bronie altfrz.,
bronha prov. 103.
bronzium, bronzina,
bronzinum vas 73.
bronzo it., *bronzā ve-*
nez., bronce frz. 73
 74.
brugna 103.
bruno it. sp. ptg. 73.
calamina frz. 99.
calamine frz. 99.
capus 139.
chat frz. 165.
cheval frz. 159.
choque picensch (co-
que frz.) 182.
cobre sp. ptg. 532.
cocha 182.
coq frz. 139.
cuivre frz. 69.
culotte frz. 268.
diable boiteux frz. 26.
drap frz. 26.
elmo it. 102.
épervier frz. 145.
espada sp. 109.
espeautre altfrz. 96.
estaño sp. 66.
étain frz. 96.
étuve frz. 286.
falco mlat., *falcone* it.,
faucon frz. 145.
florinus; fiorino it.,
florin frz. 40.
formaggio it., *fromage*
 frz. 251.
fredus 463.
fusta it. 182.
fustis 182.
Galand altfrz. 21. 22.
gatto it. 165.
gerifalte sp., *gerfalco*
 it., *girfalc* prov., *ger-*
faut frz. 145.
Gitano sp. 16.
galola, galora it. (dial.)
 149.
harnas altfrz., *harnois*
 frz. 103.
helmus 102.
humulus 254.
karmuin rhätorom. 134
kositorü wal. 94.
laiton frz. 69.
laton sp. 69.
latta it. 70.

legno it. 182.
logoro it., *leurre* frz. 145.
marier frz. 335.
martes 165.
métal frz. 10.
mina it., *mine* frz. 85.
muss friaul., *musso* venez., *musçoiu* wal. 159.
obryzum 73.
ottone it. 69.
otzël wal. 90.
pancia it., *pansa* sp. 103.
panciera it., *pancera* sp., *panchire* altfrz. 103.
peautre altfrz. 96.
peltro it. sp. ptg. 96.
poêle frz. 287.
plugu wal. 210.
rame it. 69.
saya sp., *saja* it., *saie* frz. 267.
ségolait., *seigle* frz. 189.
signore it. 341.
sparaviere it. 145.
stagno it. 96.
stufa it. 286.
tanner frz. 259.
tortua 149.
tortue frz., *tortuga* prov. 149.
tufo it. 286.

11. Keltisch.

(Irisch unbezeichnet.)
aball (*abhal*) 175. 190.
aire, *airech* 392.
airim 202.
airther 142.
ambactus altgall. 391.
arathar 113. 202. 220.
Argento-dubrum,
-cozos, *-magus*, *-va-*
ria altgall. 51.
argat, *arget*; *ariant*
cymr., *archanz* corn.,
archant bret. 47. 51.
52. 120.
art 133.
(*s*)*asia* altgall. 195.
assan 161.
atenoux altgall. 230.
athach 427.
athir 306.
awr cymr. 39.

befer corn. 134.
bele cymr. 134.
bethe 172.
bir 108.
blíchim 249.
bó 134. 154.
bocc 135.
bráca altgall. 268.
bráthir 307.
bró 113. 204.
bruinne 103.
cailech 167.
cairem 269.
caise 251.
casad 451.
cat; *cath* cymr., *caz*
bret. 164.
Catihernus altbret.,
Cathoiarn arem. 87.
ceeacht manx, *cecht* ir.
208.
ceinach cymr. 134.
celicnon altgall. 278.
cerc 139.
cerd 15.
certle 263.
cét 483.
ceuban, *cewb* cymr.,
149.
claideb; *cleddyf* cymr.,
clezeff bret. 110.
cló 113. 282.
coibnes 294. 384.
cóic 498.
coll 175.
colum 168.
copar; *cober* corn. 70.
core 284.
creamh 190.
créd 70, 94.
créduma, *crédumae* 40.
crenim 291. [57.
criathar 113. 203.
crú 243.
cú 154. 133.
cúach 139.
cur 108.
cyffniden cymr. 263.
dair, *daur* 171.
dám 391.
derg, *dergor* 57.
dess 142. 144.
dia 236.
dia 423. 437. 444.
dolécim 108.
dorus 271.
druida altgall., *drúí*
448.

dub 141.
dusii altgall. 428.
ech 134. 154.
elain cymr. 135.
-em 292.
emed altcymr. 70.
eó 179.
eorna 188.
Eporedorix altgall. 157
er corn, 140.
Ériu, *Éirenn* 392.
ésca 228. 230.
escung 147.
ewithr mcymr., *euiter*
altcorn. 309.
fedaim, *fedan* 333.
fedb 348.
fén 298.
feoragh 134.
fern, *fernog* 101. 174.
fertas 264.
fescor 237.
fiad, *fiadach* 138.
fich (*fi*) 388.
figim 261.
fin 255.
find, *findruine* 57.
fine 294. 385. 406.
findal, *findalach*, *fin-*
galcha 406.
gai (*gae*) 108.
gaison, *gaisos* altgall.
108.
gam 223. 225.
garan cymr. 140.
géis 140.
goba; *gof* bret. corn.
cymr. 14.
Gobanus; *Gobannitio*
altgall., *Gouannon*
cymr. 14.
guaintoin corn. 224.
guhít corn. 312.
gulan cymr. 155. 264.
gwiber bret., *gwywer*
cymr. 134.
hoiarn, *haearn* cymr.,
hoern, *hern*, *horn*
corn., *haiarn* arem.
86. 103.
Haiarn, *Hoiarnscoet*
cymr. arem., *Hoier-*
nin altbret. 87.
haidd cymr. corn. 195.
halan cymr. 220.
hebauc cymr. 145.
heiz bret. 195.
heu cymr. 203.

- heul* meymr. 440.
hut meymr., *häd*
 ncymr., *hudol* alt-
 corn. 457.
hveger, *hwigeren* corn.
 313.
iarn 86. 103.
imb 249.
imbüarach 237.
innocht 236.
iou cymr. 298.
Isarnodori altgall. 77.
innocht altcorn. 174.
κόρα altgall. 253.
lem 174.
liaig 450.
lin; *lien* corn. bret.,
llian cymr. 190.
lorg 109.
luaide 95.
luirech; *lluryg* cymr.
 103.
lusin 228.
maide, *matan* 300.
μαράνης altgall. 116.
maqi altgall. 498.
máthir 306.
méin, *mianach* 85.
melg 249.
melim 203.
mesce 252.
mi 228.
mid; *med* corn. 148. 252.
mil 253.
mile 292.
mitall 10.
moirb 151.
mor(r)igain 457.
muince 116.
muir 246.
mwyalch cymr. 140.
mwym cymr. 85.
necht 310.
nia 310.
nocht 257.
nó (*nói*) 300.
ocel altcorn. 113. 202.
ochtach 174.
óegi 294.
óeth 409.
ói 135. 154.
óm 243.
onnen cymr. 174.
ór; *our*; *eur* cymr. 39.
ore 154. 220.
péatar 96.
peber corn. 243.
penna altgall. 500. 503.
rám 300.
rama, *rammai* 109.
ráth 51.
rath 298.
rec altbret. 203.
reccim 297.
reda altgall. 157.
renim 297.
ri; *-rix* altgall. 389. 391.
-ritum altgall. 297.
sái 267.
saiget; *saeth* cymr. 106.
sail 175.
salann 220.
sam, *samrad* 224. 245.
sciath 100.
seboce 145.
sechedar 498.
sechtmoga, *sescá* 292.
senmáthir 311.
serr 203.
siar 142.
sil 203.
siur 39. 307.
sleagán, *sleagánach*
 149.
smir 250.
snáthe 263.
snechta 224.
sním, *snimáire* 262.
stan, *stain*, *sdan*; *stéan*
 corn., *sten*, *stin* arem.
 96.
steren corn. 240.
táid 406.
Taranos altgall. 439.
tarathar 113.
teile 175.
tindsca 321.
torann 439.
triath 142. 389.
ucher cymr. 237.
umae 70.
yeh cymr. 154.
ystaen cymr. 96.
yw cymr. 179.
 12. Germanisch.
 (Gotisch
 unbezeichnet.)
adal ahd. 306.
ádum agls. 316,
áe altn. 309.
æthaugar altn. 434.
áhorn ahd. 175.
ahs, *ahana* 203.
ahsa ahd. 298.
aips 316. 407.
aiz 58. 59. 61. 70. 71.
 116. 113.
akrs 203.
ála 113. 116.
alah alts. 180.
alhs 180.
álmr altn. 106. 174.
alp ahd., mhd., *ælf*
 agls., *álfr*, *álfa liodi*,
visi álfa altn. 21. 428.
ama ahd. 306.
ambahti ahd. 392.
ambosz nhd. 16.
ana, *ano* ahd. 311.
anapöz ahd. 16.
andbahti 392.
ango ahd. 109.
ancho ahd. 249.
Anses 428.
anut ahd. 140. 166.
ánwintre agls. 227.
apful ahd. 175. 190.
aqizi 111.
ár agls. 59.
aran ahd. 235.
araweiz ahd. 190.
arbaiþs 208.
arðr altn. 113. 202. 220.
arvazna 104.
aro ahd. 140.
aruz ahd., *arut* altnnd.,
Aruzapah, *Arizperc*,
Arizgrefti, *Ariz-*
gruoba ahd. 59. 71. 72.
asans 235.
asilus; *assa* agls. 161.
aspa ahd., *das asp*
 nhd. 174. 180.
askr altn. 108. 174. 182.
atta 306.
átum ahd. 427.
apn 227.
aiþns 283.
aihsa 154.
airahi 425.
aurar altn. 40.
auwi ahd. 135.
avi 264.
avó 309. 311.
bahhan ahd. 243.
batran 306.
bar ahd. 269.
barzeins; *barr* altn.
 188.
barr, *barskógr* altn. 180.
bars mhd. 302.
basa ahd. 310.
baugr altn. 291.

- baun* altn. 193.
baúrgsvaddjus 276.
bearu agls. 180.
belihha ahd. 140.
béor agls. 253.
beorma agls. 254.
beot ahd. 284.
bere agls. 188.
bérusjós 306.
bezzer hant diu mhd.
bíbar ahd. 134. [144.
bior ahd., *bjórr* altn.
 253. 254.
bírihha ahd. 172. 509.
biugan (*baug*) 291.
biups; *bjódr* altn. 284.
bláo ahd., *blár* altn. 96.
bliu ahd., *blý* altn. 95.
boc ahd. 135. 154.
blótan 446.
bolstar ahd. 284.
bólvasmiðr altn. 15.
bord agls. 101.
börr altn. 180.
borste, *bürste* nhd. 302.
braes agls., *brass* engl.
 61. 71. 84.
bréc agls. 268.
brét mhd. 101.
briuwanahd., *bréowan*
 agls., *brugga* altn.
 254.
brót ahd., *bréad* agls.,
braud altn. 245.
brópar 307.
bruoh ahd., *bróc* agls.,
brók altn. 268.
brunjó; *brunja* ahd.,
brynja altn., *byrne*
 agls. 103.
brupfaps 337.
bugjan (*bauhta*); *byc-*
gan agls. 291.
buohha ahd., *das buech*
 nhd. 173. 178. 180.
 181. 459. 460. 512.
butera ahd. 250.
dah ahd. 271.
dauðthar 307.
daur 271.
deigan; *deig* altn. 279.
diehter ahd. 311.
dihšala ahd. 298.
diota ahd. 389.
döms 404.
donar, *Dunar* ahd. 439.
draugr altn., *dréag*
 agls. 428.
- drostel* mhd. 140.
dúbó 141.
dvergr altn., *dweorg*
 agls. 21.
ealh agls. 180.
ealu agls. 253.
éam agls. 309.
earh agls. 104.
ëbennaht ahd., *efen-*
night agls. 454.
egjan, *egida* ahd. 113.
 202.
ehu alts. 134. 154.
eidam nhd. 316.
eih ahd. 108. 175.
eikja 182.
eir altn. 59. 70.
eisarn 86. 120.
eiscôn ahd. 124.
ecchil, *ecchel* ahd. 90.
ëlah ahd. 135.
ëlenti ahd. 294.
elira ahd. 174.
ëmboum ahd. 174.
eltiron ahd. 306.
ëm altfr. 309.
enänchil ahd. 311.
ëngimus lex Sal. 223.
eosol agls. 161.
er, *ër*, *eer* ahd. 59. 71.
ërtin mhd. 59. 71.
erezi ahd., *erz* nhd.
 10. 71.
erzin, *erzen* mhd., nhd.
 71.
ërmid ahd. 15.
ertr altn. 190.
esch das nhd. 180.
ése agls. 428.
eyrer altn. 40.
fadar 306. 307.
fadrein 307.
faedera agls. 309.
fäh agls. 294.
faihu 7. 219. 502.
fairina 394. 397.
falcho ahd., *falke* altn.
 145.
faldr altn. 265.
fallen nhd. 145.
fano ahd. 265.
fara ahd. 378.
fära ahd., *fër* agls.
 399:
farah ahd. 154. 220.
faran, *farjan* 297.
faturoo ahd. 309.
faps 337.
- fapu* agls. 310.
faihö 134.
feigi ahd. 294.
fëlawá ahd. 172.
fenýce agls. 149.
feoh agls. 7.
fercha langob. 175.
Fergunna altgerm. 500
fërja 399.
fësa ahd. 202.
fethe altfr. 310.
filz ahd. 259.
Finne dien nhd. 500. 503.
fjörp altn. 226.
firina ahd., *firen* agls.
 397.
fis altn. 202.
fiuhta, *fiuchta* ahd.,
fichte nhd. 174. 178.
flado ahd. 245.
flán agls., *fleinn* altn.
 90.
fihtu ahd. 260.
folc ahd., *folces hyrde*
 agls. 388. 391.
folde agls. 444.
forha ahd. 175. 181.
forhana ahd. 302.
formizzi ahd. 251.
fortnight engl. 235.
fragibtin in 333.
francisca fränk. 111.
fraveit 397.
freis 294.
fretho fries. 403.
frigedefen agls. 236.
fula 154.
vurt ahd. 297.
furuh ahd. 203.
gørs schwed. 302.
gaitis 128. 135. 154.
galan, *galstar*, *galári*
 ahd. 445.
galte mhd. 103.
gans ahd. nhd. 140. 165.
gapaidón 258.
gár agls. 108.
gasts 294.
gavasjan 257.
gavi 378.
gazds 108.
geirfalki altn., *geier-*
falke nhd. 145.
geohhol agls. 235.
gër ahd., *geir* altn. 108.
gërsta ahd. 112. 189.
 205.
gesmide ahd. 71.

- geswio* ahd. 308. 315.
getwās mhd. 428.
gibenkeon endi gibedeon alts. 365.
gisustruon altn. 307.
gisuistar ahd. 307.
gitroc ahd. 428.
Giuli agls. 234.
gouch ahd. 139.
gouwi ahd. 378.
grundwaddjus 276.
gudsskrsl altn. 404.
gulþ 39. 41. 42. 43. 119. 502.
Gypsies engl. 16.
haam ndl., *hame* westf. 298.
habuh ahd. 139. 145.
hætt agls. 102.
hafr altn. 135.
hairus 109.
halja 434.
hana 139. 167.
hanaf ahd. 190. 192.
han sjalvr, han sael, han sjølv, ho sjølv, dei sjølveskand 339.
hamar ahd., *hamor* agls., *hamur* alts., *hamarr* altn. 17. 106. 110.
harmo ahd. 134.
harnasch mhd., *hardneskja* altn. 103.
haruc, harugari ahd. 180.
hasal ahd. 175.
haso ahd. 134.
haukr altn. 145.
haurds 263. 282.
hearh agls. 180.
héhara ahd. 139.
heister mhd. 181.
heivafrauja 294.
hella ahd. 434.
hëlm ahd. 102.
heor agls., *hjörr* altn. 109.
herisliz ahd. 401.
herizogo ahd., *hertoge* altn. 381.
hilmis; hjálmr altn. 102.
himselþ, herselþ engl. 340.
hinkebein mhd. 26.
hláifs 245.
hláiv 278.
hleiduma 144.
hlifan 406.
hlynr altn. 174.
hnitu agls. 151.
höha 208.
höchzit mhd. 453.
hötttr (höttr) altn. 102.
houwan ahd. 15.
hraivadabó 141.
hrifeling agls. 269.
hreinn altn. 258.
humall altn. 254.
hunds; hund ahd. 133. 154.
hund 483.
hunsþ; hüsl altn. agls. 446.
huon ahd. 139.
huosto ahd. 451.
huot ahd. 102.
hurð altn. 282.
häs ahd. 278.
hwalr altn., *hwæl* agls. 301. 525.
hvas 525.
hvel altn., *hweohl* agls. 298.
hwerhwette agls. 199.
hwerr altn. 285.
jabai 525.
jafndaegri altn. 454.
jarn altn. 20.
Jarnglumra, Iarnsaxa altn. 20.
Idumingas agls. 380.
jër 225. 235.
igil ahd. 134.
jöl altn. 234.
iren agls. 86. 110.
is ahd. 224. 509.
isarn ahd., altn., alts., *isern* agls. 86.
Isarnho, Isanpach, Isanhus ahd. 88.
Isanbard, Isanbirga, Isanperth, Isanbrand, Isanburg, Isangrim ahd. 87.
juk 298.
juuleis 234.
üwa, üha, ahd., tw, eoh agls. 179.
chalch ahd. 278.
chaltsmid ahd. 15. 16.
kamtn mhd. 17.
chäsi ahd. 251.
kaupön; kaupä altn., *céapian* agls. 291.
kairn 203.
chazza, chataro ahd. 164.
këlikn 278.
Cëtingas agls. 380.
kernen mhd. 250.
kiarr altn. 111.
kirna altn. 250.
kitze mhd. 164.
cleofan agls. 286.
knöps 378.
cocc agls. 139.
cofa agls., *kofi* altn., *kobe* mhd. 273.
koparr altn., *koppar* schwed., *kobber* dän., *copper* engl. 70.
choufan ahd. 291.
cran agls. 140.
chubisi ahd. 273.
kükén mhd. 139.
culufre agls. 168.
chunni ahd. 378. 391.
chuning ahd. 391.
chuo ahd. 134. 154.
chuo-smëro ahd. 250.
chupfar ahd., *kupfer, kopfer* mhd. 70.
küpfërin geschirrnhd. 59.
chuti ahd. 172.
churn engl. 250.
kveykva, kvejkja altn. 283.
cwidu agls. 172.
cyman agls. 250.
cýse agls. 251.
lâchenære, lâchenen mhd. 450.
lagjan 404.
lagu agls. 127.
lahs ahd. 502. 513.
last (lisan.) 524.
lé altn. 202.
léad agls. 95. 532.
lëbekuoche mhd. 245.
lëkeis 450.
lencha ahd. 144.
lentin ahd. 95.
leodslaho ahd. 25.
lëwo, lëwo, louwo ahd. 136.
Lida agls. 235.
ligan 404.
lin, lina ahd. 190.
lindoum ahd. 174.
link mhd. 144.
linsi ahd. 190.
linta 101. 174.

- ljóðasmíðr* altn. 15. 25.
lut ahd. 406.
lö altschwed. 203.
lög altn. 404.
Lord engl. 341. [532.
löt mhd., *lood* ndl. 95.
lubjaleisei; *lyf* altn. 450.
ludere, *ludern* nhd. dial. 175.
luhs ahd. 134.
lun ahd., *lunisa* alts., *lynes* agls. 298.
luoder mhd. 145.
mád ahd. 203.
mægd agls. 378.
mago ahd., *mage*, *máhen* mhd. 190. 192.
mahal ahd. 398.
mājan ahd. 203.
malan 203.
mán agls. 401.
manga, *mangari* altn., *mangian*, *mangere* agls., *mangári* ahd. 291.
mannaskírsl altn. 409.
Mannus altgerm. 416.
mara ahd., altn. *mære* agls. 457.
marei 246. 511.
margin ahd. 243.
mast ahd., *mastr* altn. 300.
mästling agls. 74.
maþl 398.
mavrr altn. 151.
meard agls. 165.
mein ahd. altn. 401.
meisa ahd. 140.
mékeis; *mékír* altn., *méce* agls. 109.
mélchan ahd. 249.
mełxa altgerm. 249.
mēna 228. 440.
menni ahd. 116.
mēnóþs 228.
messe mhd., *mösch* schweiz., *messing* nhd. altn. 74.
mēta langob. 321.
mēto, *mitu* ahd. 148:252.
mīlip 253.
miluks 249.
mimz 243.
mitan 293.
missere agls., *misseri* altn. 225.
módrie agls., *mödder* nhd. 310.
moeme nhd., *móna* altn. 306.
mortere ahd. 277.
mül ahd. agls., *müll* altn. 161.
mundr altn. 321.
muoma, *muoia* ahd. 306.
muotar ahd. 306.
māra 277.
mās ahd. 134.
māzzón ahd. 167.
nāan ahd. 262.
naba ahd., *nafu* agls. 298.
nahts; *ze wihen nah-ten*, *sieben nehte*, *vierzehn nacht*, *zu vierzehn nechten* mhd., nhd. 235. 236.
naqaps 257. [300.
naue mhd., *naust* altn.
nēfo ahd., *nefa* agls., *nefe* altn., *neve* mhd. 310.
neorxnawong agls. 434.
nēpla 262.
nīma 292.
nipt altn., *nift* ahd., *niftel* mhd. 310.
nīþjis 310.
nō, *nū* norw. 182.
nord ahd. 142.
Odinn altn. 441.
öl altn. 253.
ölr altn. 174.
önd altn. 271, 282.
ör altn. 104.
ösp altn. 174.
ovan ahd. 17.
ogn altnorw. 283.
óheim ahd. 309.
olbento ahd., *olfend* agls. 161.
ore engl. 59.
örchalc ahd. 68.
Ostara (agls. *Eostrae*) 440. 456.
ostr altn. 251.
ottir ahd. 133.
ou, *ouwi* ahd. 154. 264.
paida; *pēda* alts., *pheit* ahd. 258.
panzier mhd., *panzer* nhd. 103.
parawari ahd. 180.
peuter engl., *peauter* niederl. 96.
pferit ahd. 159.
pfiesal ahd. 287.
pfiffiz ahd. 167.
phil ahd., *pil* agls., *pila* altn. 106.
phllari ahd. 278.
pfluog ahd., *plóg* agls., *plógr* altn. 209.
pfūma ahd. 167.
pforzih ahd. 278.
pfost ahd. 217.
pisle agls. 287.
pott, *potte* niederl. 17.
pōzan ahd. 11.
quark mhd. 251.
qairrus 113. 204. 245. 250.
rad ahd. 298.
rāba, *ruoba* ahd. 190.
rams nhd. dial., *hram-
sa* (*hromsan*) agls. 190.
raudi altn. 62. 87.
reccho ahd., *rekr* altn. 411.
reiks 86. 391.
ritara ahd. 113. 203.
rō ahd. 243.
rokko ahd., *ryge* agls., *rugr* altn. 189.
ruodar ahd. 300.
sa 525.
sahs ahd., *sax* altn., *seax* agls. 109. 110. 111. 112.
saian 203. 205.
salaha ahd. 175.
salt 220.
sāmo ahd. 203.
sāpe agls. 250.
saui 440.
sáuþs 243.
sealf agls. 249.
sei mhd. 287.
seidr altn. 457.
seifa ahd. 250.
sellan agls., *selja*; *sall* altn. 292.
sennight engl. 235.
sibja, *sippa* ahd., *sibb* agls. 378. 389. 398.
sibleger agls. 389.
sidus; *situ* ahd., *sidr* altn. 404.
silubr 53. 120.
sinteins 237.

- Sinthgunt* ahd. 440.
siotan ahd. 243.
siurra ahd. 451.
skafa, skafinn altn. 108.
skálm altn. 111.
skeirs 409.
schibber nhd. ost-preuss. 283.
schildkrote, schildkrot nhd., *schildpadde* ndl., *sköldpadda* schwed. 149.
scit ahd., *skid* altn. 100.
sléo ahd., *sléu* alts. 144.
slinc niederrhein. 144.
smülta schwed. 87.
smáirbr; sméro ahd., *smjör* 250.
smída ahd. 11. 15. 42. 71.
smídar ahd. 15.
smípa; smidr altn., *smíd* ahd., *smíp, smíd* agls. 14. 15.
smüttemeister mhd. 25.
snaga 258.
snáiv 224. 509.
snörjó 262.
snuor ahd. 262.
snura ahd. 312.
sólhvarf altn. 454.
sommertag mhd. 454.
sparo ahd. 140.
sparwári ahd. 145.
spécht ahd. 140.
speihha ahd. 299.
spelta, spelza ahd. 190.
spelter engl., *spiauter* nhd., *spialter* nieder. 96.
spër ahd., *spjör* altn. 109.
spinnan 263.
stara ahd. 140.
stahal ahd., *stahel, stachel, stál* mhd., *stál* altn., *steel* engl. 11. 89.
stáirnö; stérno ahd. 240
stamm alts. 182.
stiur 154.
stollo ahd. 271.
strála ahd. 104.
stuba, stupa ahd., *stufa, stufa* altn., *stove* engl. 256. 288.
stuot ahd. 158.
sú ahd. 135. 154.
suagur ahd. 314.
suëhur ahd. 308. 313.
suigar ahd. 308. 313.
sumar ahd. 224. 225. 226.
Sunna 440.
sungiht, sunstede, sunwende mhd., *sunnstede* agls. 454.
sunnö 440.
sunnunabend ahd., *sunnanöfen* agls. 440.
sunta ahd., *synn* agls., *synd* altn. 398.
synus 307. 523.
sváihra, sváihró 313.
sweizjan ahd. 81.
swër agls. 183
swért ahd., *sweord* agls., *sverd* altn. 109.
svërs 428.
svilar altn. 308. 315.
swio, geswio ahd. 316.
svistar; swëster mhd. 308.
takjern schwed. 87.
tácor agls. 314.
tafn altn. 446.
táihsvó 144.
táins; teinn altn. 96.
tán agls. 96.
tanna ahd., *tanne, tan* nhd. 104. 173. 176. 178. 180. 259.
tarve niederl., mnd. 189.
teoru agls. 171.
Thunar altn., *Thórr* altn. 439.
tjara altn. 171.
tífer agls. 446.
tíma agls. 236.
tin altn. agls. 96.
tívar altn. 423. 437. 444.
tortuce engl. 149.
toto ahd. 306.
triggvs 171.
triu 171.
tunga ahd. 273.
tunc ahd. 273. 425.
turri ahd. 278.
twimning altn. 365.
twërc ahd. 21.
Týr altn. 439.
tyrve, tyrr altn. 171.
pata 525.
piuda 389.
piúlagls, písl altn. 298.
pusundi 292.
ufer nhd. 302.
ulbandus; ulfalde altn. 161. 162.
undairn; undorn altn., *undorn* agls., *untorn* ahd. 238.
unsbjis 294.
uodal ahd. 306.
urdr altn. 456.
urlag ahd., *orlæg* agls., *örlög* altn. 457.
urtailsmit ahd. 15.
úwila ahd. 139.
vád altn., *vát* ahd. 261.
vád agls. 138.
vád agls. 270.
vaddjus 276.
wagan ahd. 298.
waganso ahd. 202.
waisdo Cap. de villis 270.
wal, welira ahd. 301.
Waland ahd. 21.
Valhöll altn. 435.
Walo ahd. 21.
váir altn., *wælagls.* 435.
vandus 276.
want ahd. 276.
wantalón, wantalöd, wuandelunga ahd.
vár altn. 224. [297.
vátó 525.
watt nhd. 302.
vé altn. 180.
wëban ahd., *wefan* agls., *wefa* altn. 261.
weftr, veptr altn., *wefst* agls., *wíft* mhd., *wëfel* ahd., *wefl* agls. 261.
wefstadr altn. 262
weggr altn. 276.
welda ahd., *veidr* altn. 138.
veihis, veiha, veihun 180. 388. 446.
vein 255.
weit ahd. 270.
vél altn. 21 22.
Weland agls., *Wielant* ahd. 21. 22. 531.
welig agls. 175.
wels mhd. 301.
weotuma agls. 320. 321. 333.
wëragelt ahd., *wëre* (gild), *wëre* agls. mhd. 396. 414.

wice agls. 174.
wida ahd. 172.
widumo ahd., *wittimo*
 burgund., *witma*
 fries. 321.
widuwó 348.
wielm agls. 302.
wigsmid agls. 15.
wih agls., *wih* ahd. 180.
wihsla ahd. 175.
wini ahd. 294. 384.
wintar ahd. 225.
wirt, *wirtil*, *wirtel* ahd.
 nhd. 264. 456.
wisi *alfa* altn. 21.
wisil, *wisul* ahd. 134.
wizdila 270. 509.
Wisle agls. 502.
wizi ahd., *wite* agls.,
 397. 403.
Wódan, *Wuotan* ahd.
 441.
Wólundr altn. 21. 22.
voma altn. 451.
wrecca agls., *wreckio*
 alts., *wretch* engl.
 294. 411. 414.
wulfs 133.
Wulfinge mhd., *Wyl-*
fingas agls., *Ylfingar*
 altn. 379.
vulla 155. 264.
wundersmid agls. 15.
wurt ahd., *wyrd* agls.
 456.
ýr altn. 106.
zébar ahd. 446.
zeihhur ahd. 314
zein ahd. 96.
ziegal ahd. 277. 278.
zimbar ahd. 171.
zin ahd. 96.
zink nhd. 99.
zinco ahd. 99.
zipfen mhd. 259.
zitaroh ahd. 451.
zit ahd. 236.
Ziu ahd. 439.
 13. Baltisch.
 (Litauisch
 unbezeichnet.)
abse altpr. 174.
akėti, *akēcziós* 113. 202.
alus 253.
alwas; *alwis* altpr. 92.
 96. 97.
anctan altpr. 249.

ánis 140. 166.
anukas 311.
apuszė 174.
árti 202.
ásilas 161.
aswinan altpr. 253.
assanis altpr. 235.
asz 495.
aszis 298.
aszwá 134. 154.
aukliptas altpr. 406.
áuksas; *ausis* altpr. 41.
 97. 119.
Ausca 440.
ausis 41.
aszrà 237. 440.
awýnas; *awis* altpr. 309.
awis 135. 154. 264.
awizá 189.
aysmis altpr. 108.
babo altpr. 190.
balsinis altpr. 284.
básas 269.
bėbrūs 134.
bėrzás; *berse* altpr.
 172. 509.
blusá 151.
broterėlis; *brote* 307.
burriū, *burti* 450.
cassoye altpr. 94.
cinas 96.
datgis 203.
dederwinė 451.
dėdis, *dėdė*, *dėdzius*
 309.
derwá; *darwa* lett. 171.
deszinė 144.
dėweris 314.
dybá 413.
diėnà 237.
diėwas 423. 437. 444.
dirwá 189.
drapaná 265.
drútas 171.
duktė 307.
dūna 195. 202. 205.
dūrys 271.
dwesiū, *dwėsti*, *dwāsė*
 427. 428.
dzelse lett. 89.
ėglė, *ėglūs* 170.
elkas altlit., *elks* lett.
elksnis 174. [180.
ėnis 135.
erėlis 140.
ežys 134.
gaidys, *giėdóti* (*giėd-*
mi) 167.

geležis; *gelso* altpr. 11.
 65. 84. 89.
geležinė wariė 150.
gėrucė 140.
gilė 191.
gimdytojai 306.
girna 113. 204.
glėnda 151.
imū 292.
intė 315.
inwis altpr. 170. 179.
irti, *irklas* 300.
iszdūti 333.
ýwas 139.
jáwnas mėnū 229.
jawai 188.
jentere lett. 315.
jėzemas 108.
jėwá 170. 179.
jungas 298.
jūsta, *jūsmū* 268.
kadagys; *kadgis* alt-
 pr. 174.
kalis altpr. 301. 525.
kálwis; *kalleys* lett
 14. 15.
kálti 15. 16.
kanápės 190.
kárđas 88. 109.
kás 525.
katė, *kátinas* 165.
keckers altpr. 190.
kepū 243.
keras 445.
kermuszė 190.
keutaris altpr. 168.
kiėlė 140.
Kirnīs 175.
klėwas 174.
korto altpr. 263.
kósiu 451.
krátai 263.
kreens, *kreena náuda*
 lett. 291.
krīwe altpr. 449.
kukūti 139.
kūrpė; *kurpe* altpr. 269.
laigōnas 315.
lazdà; *laxde* altpr. 175.
lasziszá 502.
lentá 174.
leńszis 190.
lėwas 136.
lmai 190.
lōpas 265.
lūszis 134.
mainas 290.
maldá 446.

- malnós* 189. 196.
málti 203.
marti 312.
mārēs 246.
meddo altpr. 148.
median altpr. 449.
medūs 252.
mediorei altpr. 449.
mēnū, mēnesis 228. 440.
mētas 226.
mīdūs, medūs 148. 252.
mīrā 293.
mīēsā 243.
mīlas 265.
mīlimas 375.
mīnti; mynix altpr. 259.
mīsingē (mīsingē) 72.
moke altpr. 190.
momā 306.
motē, mōtyna; mothe, māti altpr. 306.
musē; muso altpr. 151.
nabis altpr. 298.
nagis altpr. 112.
naktis 236.
nēkōju 203.
neptis, nepotis 310.
nūgas 257.
ōbūlas 175. 190.
ōzys 128. 135. 154.
panustaclan altpr. 89.
pardūti 291.
pāts, pati 337.
pašzas 154. 220.
pēkus 502.
perkūnas, Perkūnas; Percunis altpr. 183. 439.
peuse altpr. 174.
piētūs 237.
pilis 390.
pinū 263.
piŕkti 297.
piwis altpr. 253.
ptāuti 492.
plīēnas; playnis altpr. 90.
plūgas 210.
pobalso altpr. 284.
prēst lett. 263.
priēkālas; preicalis altpr. 16.
Prūsai 214.
pūdas 17.
pūliai (pūlei) 451.
purai 189.
puzis 174.
rātas 298.
rezgū 260.
rōjus 434.
rōpē 190.
rūdā 10. 11. 87. 88.
rugys 189.
rudninkas 14.
sagis 267.
saitas; seitones altpr. 457.
sāls lett. 220.
sansy altpr. 140. 165.
sasins altpr. 134.
sāulē, Saulēlē; saule altpr. 440.
sausys (saūsis) 451.
seltis lett. s. zelts.
sēmū, sēti; semen altpr. 203.
sesū 307.
sidābras; sirablan altpr. 53. 120.
syrne altpr. 203.
sirpe lett. 203.
skaistvaris 72.
scaytan altpr. 100.
Skierstuvvas 431.
skilti 111.
snīēgas 224.
stāklēs 262.
starkis altpr. 97.
stodas 158.
stōgas 271.
strāzdas 140.
strujus 309.
sūlau, sūlyti 292.
sunis altpr. 133. 154.
sunūs 307.
swādinē 315.
swidūs 81.
swins lett. 97.
switrins, sweronei altpr. 449.
szakā 208.
szermū 134.
szēsžkas 133.
szeszūtras 313.
sziaurys 301.
szimtas 483.
szū 133. 154.
szweņtas 446.
szwinas 97.
szwitvaris 72.
tauto altpr. 389.
teansis altpr. 298.
tenpāt 337.
tērauds lett. 89.
teteriwa 139.
tētis 306.
tistics altpr. 314.
tūkstantis 292.
udrā 133.
ugnis, Ugnis szwentā 440. 441.
ungurys 146. 147.
ūsīs 174.
ūszwis 313.
wākaras 237.
wagnis altpr. 202.
waideler; waidelotte, waidleimai altpr. 449.
waišt, waidimai, waidewut 449.
wānta 276.
warene altpr. 71.
wāriās; wargian altpr. 71. 72.
warpstē 262.
wasarā 224.
wedū 333. 335.
wējis, wējas, Wējopatis 441.
Weizganthos 431.
wēlēs 435.
wēmti 451.
werpū 262.
wertū, wercziūs 291.
wētuzas 226.
weware altpr. 134.
wēzimas 298.
-Viēlona 431. 435.
wiēszpats 388.
wilkas; wilkis altpr. 133.
wilna 155. 264.
vyse altpr. 189.
wytis 172.
witwan altpr. 172.
woasis altpr. 174.
woble altpr. 175. 190.
wóras 261.
wowerē 134.
wutris altpr. 14.
žāšis 140. 165.
žawēti 445.
žēlawa lett. 140.
zelts, seltis lett. 41. 42. 43. 119. 502.
žēntas 312.
žēmē, Ž'emýna 444.
žiburys 283.
žiēmā 223.
žūti 445.
žwiēris 449.

14. Slavisch.
(Altslovenisch
unbezeichnet.)
- abluko* 190.
azü 495.
artelinago típa semjja
russ 357.
qtü 140. 166.
qtükü 261.
baba 311.
bajati, bajq, balija,
balistvo; baja bulg.,
báchari russ. 445.
450.
bajanü, Bojanü alt-
russ. 445
baqa 162.
bebrü 134.
bélila (na bélyja bélila)
russ. 270.
bérestü russ. 170.
beresto russ. 170.
berete 524.
besédka russ. 326.
bijütü pó rukamü russ.
324.
blazina serb., slov. 284.
bljudo 284.
blücha 151.
bobü 190.
bolšákü russ. 356. 357.
borü 180. 181.
borodá, borozdá, bo-
roná russ. 288.
bosü 269.
bozü russ. 168.
brakü, bráčny russ. 322.
323.
bratrü 307.
bratstvo südsl. 371—
376. 377. 378. 381.
382. 386. 387.
bréstü; brést bulg. 170.
175.
bréza 172.
brjúki russ. 28.
brónza russ 73.
brünja, bronja 103.
búdeni russ. 162.
búdu russ. 162.
bukü russ 178. 491.
buky 178.
bürü 188.
bulátü russ., *bulat*
kleinruss. 78. 89.
bykü 216.
cigeli russ. 278.
- čarü* 445.
časti russ. 456.
čekanü altruss. 106.
čelik serb. 89.
čeremša russ. 190.
čérepü, čerepácha russ.
150.
čéstiju igráti svádibu
russ. 329. 330.
čistoe olovo altruss. 92.
čužája storoná, čuže-
ninü russ. 316.
dqbü 171. 413.
dédü 309.
délü 456.
demiškinja serb., *de-*
meszek poln. 89.
desinü, destü 144.
déverü 314.
djadja russ. 309.
djever serb. 355.
dámnica serb. 358.
dinü 236.
dólja russ. 456.
dolü 456.
domacín, domaticica
serb. 357. 358.
domoxozjainü russ.
367.
domü; dom südsl. 271.
381. 388.
domovój russ. 428. 429.
drüvo, drévo 171.
dubü, dubiti russ. 259.
duchü 428.
duma 427.
duša 428.
düšti 307.
dyba, dyby poln. 413.
džjady weissruss. 428.
edinoutróbny, odnou-
tróbný russ. 307.
famelja monten. 372.
galija 103.
gasi; gusi 140. 165.
god serb., *godina* bulg.,
gody poln., *hod* čech.
226. 227.
golová russ. 288.
goniti 138.
górnicá russ. 287.
górny stolü russ. 330.
gosti 294. 296.
govédo 134. 154. 216.
grad südsl. 374.
Gromü gremúcij russ.
444.
grünü 283.
- grízilo* russ. 265.
guljánija russ. 326.
charakligü russ. 89.
chlébü 245.
chlévü, chlévina (hlévü)
278.
chmelü, chmelü 254.
xozjainü, xoziaika
russ. 339. 356.
chyzü (hызü) 278.
igo 298.
ilemü russ. 174.
imq 292.
iva 170.
izbá (istba, istüba, isto-
pka, istobka, itba),
čérnaja izbá russ.
283. 287. 288. 355.
iskati russ 124.
istiraniti russ. 352.
izvistü 278.
jabetnikü altruss. 392.
jablüko 175.
jálovecü russ. 175.
jarü; jar, jari, jarica
serb., *jurovoe* russ.
225.
Jarü, Jarilo russ. 444.
jáseni russ. 174.
jedinak serb. 359.
jeklo nsl. 90.
jeleni 135.
jelücha 174.
jelo m bulg. 97.
jeseni 235.
jetry; jetrva serb.-
kroat., *jetorva* bulg.
315.
ježi 134.
jucha 243.
kalaj bulg. 98.
kalýmü russ. 325.
kamina 17.
kamy, kamenü 17. 106.
kašiti 451.
kládka russ. 324. 325.
klákü 278.
klécki nu jemy, na
kléckachü weissruss.
433.
klenü 174.
kléti russ. 287.
klobukü; klobučókü
russ. 146.
klokaly russ. 327.
knjázij stolü russ. 330.
kóčetü russ. 139.
kokotü 139.

- koljadá* russ. 156. 442..
kolo 298.
konoplja 190.
kopor oserb., *kupor*
 nserb. 70.
koróva russ. 250.
korúda; *kord* poln. 88.
 109.
kosü 140
kovači 14. 15.
kovati, *kujq* 14. 15.
kositerü; *kositer* neusl.,
kositar kroat. 94.
kotü 165.
kraguj 146.
krava 216.
krñnuti altruss. 291.
krosno 261.
krüvi 243.
kuća monten. 372.
kukavica 139.
künegü 391.
küpäti, *Kupala*, *Kupalo*
 russ. 454.
kuršum bulg. 98.
kurü do sü večera
 russ. 167.
kutë na weissruss. 363.
kuzni, *kuznici* 15.
kvasü russ. 251.
laty altruss., *láta* russ.
 102.
lavü russ. dial. 97.
lëkü 450.
lésü 181.
léto 227. 235. 239.
levü 144.
leđviža 95.
lešta 190.
linü 190.
lípa, *lípecü* russ. 148.
livü 136.
ljudü 406.
losi russ. 135.
lósoši russ. 502.
lućina russ. 283.
luditi, *luženie* russ.,
luditi altruss. 532.
lut weissruss., *lutie*
 russ. 174.
makü 190. 192.
maslo; *koróviže maslo*
 russ. 250.
matü 306.
Matü-syra-zemlja russ.
 44.
mazi, *mazati* 250.
mečnikü altruss. 392.
meďü; *meďü* russ. 148.
 192. 252.
meďi 11. 15. 42. 71.
meďari, *meďinica* 15.
 71.
melja 203.
mëna 290.
mëra 293. 324.
mëseći 228.
mešo 243.
miči; *mečü* russ. 109.
mirü, *veš mirü* russ.
 375. 376.
místi 375.
mizgü, *miskü* 159.
mlatü 112.
mlëko 249. 503.
mlüzq 249.
molózevo russ. 249.
monisto 116.
mora 457.
morje 246.
mosaz oserb., *mjesnik*
 nserb., *mosaz* čech.,
mosiqdz poln., *mo-*
senz weissruss. 74.
mravija 151.
müšica 151.
mýlice na russ. 270.
myši 134.
nagü 112. 257.
nachiža monten. 372.
 378.
nakovalo 16.
namiestnica serb. 343.
navoj 261.
nesčastije russ. 456.
netijü, *nesterá* 310.
nevësta russ. 316. 355.
 360.
niti, *ništa* 263.
niva russ. 202.
nošti, *noštedinije*; *noš-*
čedini, *noščedinini-*
ca, *noštedinica* alt-
 russ. 236.
noži 112.
Nur, *Nuriska zemlja*,
Nurjaninü, *Nurec*
 490.
óbsčina russ. 356 375.
ocëli, *ocel* süd-u. westsl.
 90.
ognü; *ogništije* südsl.
 358. 381.
ochóta russ. 138.
oje nsl., serb. 298.
okručäti russ. 326.
olovo; *ólovo* russ. 92.
 96. 97.
olü 253.
onük klruss. 311.
oplóti russ. 277.
opona 265.
oproštite monten. 350.
orati 202.
orëchü 175.
orilü 140.
óseni russ. 235.
osi 298.
osilü 161.
osina russ. 174.
otbiväti *nevëstu* russ.
 329.
otici; *po otcámü* russ.
 306. 356.
otdäti russ. 333.
ovčina russ. 258.
ovica 135. 154. 264.
ovisü 189.
palica russ. 108.
pači 298.
pekq 243.
Perunü, *perunü* slav.
 183. 439.
pëtlü, *pëti* 167.
pëšti; *peči*, *pëčka* russ.
 273. 287.
pešti 273.
peři 498.
pichta russ. 178.
piklü 174.
pišati 439.
pišeno, *pišq* 202.
pivo 253.
pláca russ. 336.
platino 265.
pleme südsl., *plëmja*
 russ. 216. 323. 371—
 377. 381. 383.
plemeninyi, *plemenini-*
ki, *plemjennikü* alt-
 russ., *plemjännikü*
 russ. 373.
pleminski glavár mon-
 ten. 377.
pletq, *plesti* 260. 277.
plótnikü russ. 276.
plugü russ., *pluh*
 klruss. 210.
plükü 391.
plüšti 259.
pluti, *plovq* 492.
pojasü 268.
porodica monten. 372.
porodnitija russ. 324.

- pórtiti, pórcá* russ. 445.
pósotoni xoditi russ. 328.
posočyna kluss. 209.
postelja 284.
prase 154. 220.
práviti stolů russ. 431.
prazdniků russ. 162.
presti 263.
pričítanie russ. 336.
prídanojer russ. 321. 325.
príski, rúdnyje, zolotýje, príiski russ. 124.
prilépů 250.
prjaslica russ. 265.
prodati 291. 292.
propiti nevěstu russ. 325.
pyro 189.
rabů, rabota slav. 208.
radunica russ. 432.
raj slav. 434.
*ravnonošcie, ravno-
denstvie* russ. 454.
reků 456.
rěpa 190.
rjáda russ. 335.
rodů russ., *rod* súdsl. 214. 316. 332. 372. 374. 375. 376. 382. 387.
rodů-plemja russ. 316. 372.
ródina russ., *rodzina* weissruss. 214.
roditeli russ. 306. 428.
roditeliskoje město russ. 434.
rodnjá russ. 316.
rodo o moj monten. 372.
roků russ. 456.
rota 409.
rozga 260.
*roždanicy; roditi, raz-
dati* russ. 456.
roži, rži russ. 189.
rtuti russ. 99.
ruda 10. 11. 15. 62. 71. 87. 88. 118.
rudnik poln. 14. 15.
rukobitýje russ. 324. 325.
rumjány russ. 270.
růži 189.
samů, samá russ. 338. 339. 341. [339.
saměců, sámka russ.
samodúrstvo russ. 338.
samokrútki russ. 326.
sáni russ. 430.
sáků 201.
šbor monten. 376.
ščástýje russ. 456.
sěme, séja 203.
semijá russ. 357.
semu 494.
sěni russ. 287.
sestra 307.
sěverů 301.
sěrebro 53. 120.
šjábry russ. 357.
skala slav. 111.
skládniči russ. 357.
skupština monten. 376. 378.
slobodá russ. 288.
smrěči, smrůči, smrěca;
smrk čech., *smerek*
kleinruss. 170. 174.
sněgů 224.
snůcha; snochá russ.,
snaha serb. 312. 316. 355.
snochácestvo russ. 303. 360. 361. 362.
sochá russ. poln. 208.
soldátka russ. 361.
solí 220.
solncevorotů russ. 454
spata 109.
srůpů 112. 203.
stado 158.
stati russ. 89.
*stariků, stárostá, star-
šiná, starějšina* russ.
súdsl. 356. 377. 390.
stelja, stílati 284.
stištnik serb. 359.
strěla 104.
strina 311.
stryj, stryjci 309.
sůtki russ. 236.
sudibá russ. 457.
súvito 261.
synů 307.
syta russ. 433.
svádiba, sv. uxódomů,
uběgomů, wódomů,
sv. igráti 326. 329.
svátů 316. 327.
svatovstvó russ. 324.
*svekrů, svekry; svě-
krů, svekróvi* russ.,
svekar, svekrva serb.
313. 314. 355.
sveťů; svjaty dzjady
weissruss. 428. 446.
svila 261.
sviněců russ. 92. 97.
svinija; svinijá russ.
97. 135. 154.
svísti 315.
svojáků, svák slav. 314.
szydlo poln. 113.
šídlo čech. 113.
šilice na russ. 270.
šlěmů; šelomů altruss.
102.
špága russ. 109.
štitů 100.
šuri 313. 315.
tati 406. 414.
tele 216.
tetrěvů 139.
testi, těšca russ. 314.
Titů, Tityců russ. 338.
toporů altruss. 88.
trbuch monten. 372.
trémů 278.
tůkati, tůkalij 261.
tyky altsl. 199. 200. 510.
tyšašta 292.
týsjačniků russ. 328.
tvárovů 146. 251.
učástoků russ. 382.
učiti russ. 351.
udělnica, uděljáti russ.
456. 457.
úgori russ., *uhor* klein-
russ., uhor čech.,
ugor serb. 146. 147. 148.
umykánie, umykáču
russ. u. altsl. 323. 326.
úpovodi russ. 238.
utróba russ. 307.
večerů 237.
vědunů, vědi, vědima,
vědistvo altruss. 448.
velibádů; velbljúdů
russ. 161. 162.
velij 162.
velikánů russ. 162.
veli-moza 162.
věno, věniti; věno, veno,
věno altruss. 290.
319. 321. 325.
vepri 135.
vesna; vesná russ. 224.
239.
vesniška russ. 224.
vesti, vedů russ., *vesti*
za kogo altruss. 333.
vetůchů 226.
věverica 134.

věža slav. 300.
węgorz poln. 148.
wielgoliub poln. 162.
widowa 348.
wino slav. 255.
vira altruss. 396.
viši 288
Visla 502.
vjazü russ. 174.
vlišna 155. 264.
vlükü 133.
wneq poln. 311.
voda; vodá russ. 441.
 525.
voditi, vodimaja alt-
 russ. 333.
vódka russ. 252.
vodjanýje russ. 441.
vojevoda monten. 391.
volü 216.
*vorü, vorovskája svá-
 díba* russ. 326.
vozü 298. 300.

vráčü 450.
vréteno 264.
wrozda poln. 395.
vrüba 174.
vünukü 311.
vütri 14.
výdati russ. 333.
výborü russ. 323.
vydra 133.
výgovorü russ. 321 324.
 326.
zadruqa südsl. 358. 376.
*zámružü, z. výjti, za-
 müžestvo* russ. 333.
 334. 350.
zaova serb. 355.
zelenü 39.
zemlja 444.
zemljánka russ. 273.
zëti; zjati russ., zet
 serb. 312.
zima; zimá russ. 223.
 239. 495. 509.

zlakü 494.
zlato; zóloto russ. 39.
 41. 42. 43. 119. 502.
zlüva 314.
zrüno 203.
želadi 173. 191. 245.
železá russ. 288.
železo 65. 71. 84. 89.
*želüvi (žily, žely); želva,
 žolva, žüvi, želvi*
 altruss., *želva* nsl.,
želv čech., *žlüva*
 bulg., *žolw* poln.,
želv kleinruss. 148.
 150. 200. 509.
želudëvy kwasü russ.
 254.
ženitisja na russ. 334.
žeravi 140.
žito russ. 198.
žrünüvi 113. 204.
župa, župan slav. 155.
 216. 374. 377.

